Jemich

H. g. hum.
122
2,1

<36610195870017

<36610195870017

Bayer. Staatsbibliothek

105

Ph. 11. 1922 a.

Philos. Anthrop. Scr. varia. 1298.

Univerſalhiſtoriſcher
Ueberblick
der
Entwickelung
des Menſchengeſchlechts,
als eines ſich fortbildenden Ganzen.

Eine
Philoſophie der Culturgeſchichte:
in zwey Bänden,
von
D. Jeniſch.

— — — — The Man,
The glory, jest, and riddle of the world. *Pope.*

Zweyter Band.
Erſte Abtheilung.

Berlin, 1801.
In der Voſſiſchen Buchhandlung.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Vorrede.

Das Thema des vorliegenden Werks dürfte vielleicht durch vielſeitige Wichtigkeit, vielleicht auch durch Neuheit anziehn; beſonders wenn man erwägt, welche unausſprechliche Unbeſtimmtheit, Unſicherheit und Verwirrung in unſern bisherigen Begriffen über Weſen und Werth der Cultur, über ihr Verhältniß zu den allgemeinſten und höchſten Beziehungen der Menſchheit, zur Sittlichkeit und Glückſeligkeit, über die Grenzen zwiſchen Verfeinerung und Ueberfeine-

rung, herrſcht? wie es bis dahin noch niemand gewagt hat, weder die allgemeine Cultur-Epochen, noch die beſondern der einzelnen Anlagen, nach den in der Natur der Dinge ſelbſt gegründeten Charakter-Zeichen, aus der allgemeinen Menſchen-Geſchichte herauszuſondern und zu entwickeln? wie ſchwankend und zweifelhaft ſelbſt das von Kant in neue Anrege gebrachte Vervollkommnungs-Syſtem iſt, und zu welchen abentheuerlichen Behauptungen es einige junge rüſtige Welt-Umſchaffer verleitet hat? u. ſ. w.

Das ausführliche, obgleich für den Umfang der Materie bey weitem nicht vollſtändige, Inhaltsverzeichniß wird hoffentlich beweiſen, daß in dieſem Werk viele und zum Theil ſehr feine Gegenſtände bearbeitet werden, die, von andern vor mir, nicht mit dem Intereſſe beherziget, nicht mit der Gründlichkeit erſchöpft worden, als ſie es würdig ſind.

Den Styl hab' ich überall correct, und wo es der Gegenſtand verſtattete, auch zierlich auszuarbeiten,

wo er es erfoderte, mit einem gewiſſen Schwunge zu beleben geſucht: wenn ich gleich weiß, daß myſtiſche Transcendentalismen den teutſchen Gaum mehr behagen, als ein einſtweiliger Erguß der Geſinnungen und Empfindungen des Verfaſſers in der Behandlung großer, herzerhebender Gegenſtände. Transcendentalismen fand ich für die Ausführung meines Thema's höchſt entbehrlich. Vielleicht wird ſich der Leſer, hier und dort, durch die Beleuchtung gewiſſer Tiefen der Pſychologie entſchädiget halten.

Ein paar Worte laſſe man mich noch über Idee und Vollendung einer Philoſophie der Culturgeſchichte, als Wiſſenſchaft, ſagen.

Jede beſondre Wiſſenſchaft hat ihre eigenthümliche Logik, welche die vollzähliche Aufſtellung der Grundbegriffe, ſo wie der oberſten Sätze der Beurtheilung enthält. Eine ſolche intellectuelle und moraliſche Logik der Philoſophie der Culturgeſchichte, mithin auch der Geſchichte der Menſchheit, — giebt das Erſte Buch dieſes Werks. Das Zweyte enthält die

allgemeine, das Dritte die beſondere Culturgeſchichte. Die Culturgeſchichte kann entweder auf das Vernunft-Ideal einer ſolchen Geſchichte, im Verhältniß zu der wirklichen, oder auch auf die allgemeine Handlungsweiſe der Natur in der Entwickelung ihrer übrigen Geſchöpfe bezogen werden. Dieſe doppelte Zuſammenſtellung an ſich, und allgemeine Reſultate darüber, findet der Leſer in dem Vierten Buch.

Culturgeſchichte und Cultur überhaupt kann endlich bezogen werden auf die letzten und höchſten Zwecke der Menſchheit, Sittlichkeit und Glückſeligkeit. Reſultate aus dieſer Beziehung, und zugleich ein Parallelgemählde griechiſcher, römiſcher und neu-europäiſcher Cultur im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts, mit beſonderer Hinſicht auf dieſe Reſultate, ſtellet das Fünfte Buch dar.

Der Leſer ſieht von ſelbſt, daß in dieſem Werk die Philoſophie der Culturgeſchichte nicht nur zu bearbeiten angefangen, ſondern vollen-

det iſt. Für einzelne Berichtigungen, tiefere Begründung und weitläuftigere Ausführung bleibt der ungeheure Raum bis zur gänzlichen Erſchöpfung der Seelen- und Menſchen-Kunde übrig, offenbar — ein Unendliches.

Gründlichen und unpartheyiſchen Beurtheilern ſeines Werks erkennt ſich der Verfaſſer zum voraus dankbar verpflichtet.

Aber auch zum voraus lacht und ſpottet er über die Selbſtgefälligkeit jener Armſeligen, die, mit Kammer-Herren-Flüchtigkeit in der Antichambre, leſen, mit dem Despotismus der Sultane entſcheiden, und von einem vortrefflichen Werk in zwey Bänden, welches einen verdienſtvollen H... zum Verfaſſer hat, dem Publikum folgendes Mandat ausſtellen, welches ich hier, aus einer teutſchen ſich ſo benennenden gelehrten Zeitung, wörtlich abſchreibe:

„Wir haben das Werk des Herrn H... ge„leſen, und vieles darin gefunden, was uns gefal„len, vieles, was uns misfallen hat. Druck und „Papier ſind gut.“

Sehet da, das „tel est notre plaisir" in die teutſche Kritik übertragen. Welche öffentliche Urkunde der Geringſchätzung für vaterländiſche Litteratur! Welch ein Brandmark teutſcher Kritik!

Dii meliora!

Berlin, den letzten September 1801.

Jeniſch.

Inhaltsverzeichniß

der

Philoſophie der Culturgeſchichte

in zwey Bänden.

Erſter Band.

Einleitung. S. 1—36

Erſtes Buch:

Von den urſprünglichen Anlagen menſchlicher Natur und den Bildungsmitteln derſelben.

Erſter Abſchnitt. Verzeichnung und Eintheilung der urſprüngl. Anlagen des Menſchen. S. 39—61

Zweyter Abſchnitt. Bildungsmittel menſchlicher Anlagen: Mannigfaltigkeit und harmoniſche Zuſammenordnung derſelben. S. 61—71

Dritter Abſchnitt. Selbſterhaltungs- und Erweiterungstrieb, — Urtriebe der Menſchen-Natur, — ihre Art, gegenſeitig zu wirken. S. 72—88

Vierter Abſchnitt. Selbſterhaltungstrieb im engern Sinn, techniſcher Formtrieb, äſthetiſcher Kunſttrieb, Wißtrieb, Geſelligkeitstrieb; ihre Art, ſich zu entwickeln und zu wirken; ihr Einfluß in die Culturgeſchichte. S. 88—136

Fünfter Abſchnitt. Selbſtthätigkeit, als urſprüngliches Moment der geiſtigen Natur, und als allgemeines Bildungsmittel menſchlicher Entwickelung betrachtet. S. 136—149

Sechster Abſchnitt. Inſtinct, Genie und Talent, — beſondre Modifikazionen der Triebe, und Reiz und Weckungsmittel der Anlagen. S. 150—174

Siebenter Abſchnitt. Schmerz- und Bedürfniß-Gefühl, Vergnügen und Leidenſchaft, als eben ſo viele Modifikazionen des allgemeinen Lebensgefühls. S. 174—212

Achter Abſchnitt. Vernunft, als allgemeines Weckungs und Bildungsmittel der menſchlichen Anlagen betrachtet. S. 212—224

Neunter Abſchnitt. Antagonismus der Ur-Anlagen und Triebe, ſo wie ihrer mannigfaltigen Untergattungen, und aus dieſem Antagonismus hervorgehende Harmonie. S. 224—292

Zehnter Abſchnitt. Aeußerliche Bildungs- und Entwickelungsmittel menſchlicher Anlagen. S. 293—345

Eilfter Abſchnitt. Uebergang von der theoretiſchen Aufzählung menſchlicher Anlagen und ihrer Bildungsmittel zu der wirklichen Entwickelungsgeſchichte des Menſchen durch die fünf Haupt-Modifikazionen unſeres phyſiſchen Selbſt, nämlich Bedürfniß, Gemächlichkeit, Vergnügen, Ueppigkeit, und weiſe beſchränkter Genuß. S. 345—360

Zweytes Buch.

Von den Haupt-Epochen der allgemeinen menſchlichen Entwickelungsgeſchichte.

Erſter Abſchnitt, welcher die Haupt-Epochen der menſchlichen Entwickelungsgeſchichte charakteriſch verzeichnet, pſychologiſch-moraliſch ableitet, und als vollzählich begründet. — Epoche der Thiermenſchheit, der Vermenſchlichung, der Ver-

feinerung, der Ueberfeinerung oder Verunſittlichung, und der Verſittlichung. S. 363—372

Zweyter Abſchnitt. Vorläufige Bemerkungen über den allgemeinen Gang der Cultur. Verirrungs- und Rettungspunkt in der menſchlichen Cultur überhaupt, und in der Entwickelung jeder Gattung von Anlagen. Urſachen der Verirrung und Mittel der Rettung. Scheinbarer Kreislauf der menſchlichen Dinge. Die gebildetre Menſchheit ſchwebte zu aller Zeit, und wird wahrſcheinlich immer ſchweben in der Mitte zwiſchen Verfeinerung (oder Veredelung), Ueberfeinerung (oder Verunſittlichung) und Verſittlichung. S. 373—394

Dritter Abſchnitt. Epoche der Thier-Menſchheit. §. 1. Allgemeine Bemerkungen über Thier-Menſchheit und Verthierung. §. 2. Gemählde eines Thier-Menſchen. S. 394—406

Vierter Abſchnitt. Uebergang aus der Epoche der Thiermenſchheit in die Epoche der Vermenſchlichung. § 1. Vorbereitende Erläuterungen. §. 2. Schilderung der äußerlichen Verfaſſung des Menſchen bey dem Uebergange aus dem Zuſtande der Thiermenſchheit in den Zuſtand der Vermenſchlichung §. 3. Schilderung des innern Gemüthszuſtandes des Menſchen bey dieſem Uebergange. § 4. Häusliches Beyſammen-Wohnen iſt die veranlaſſende Urſache der Umwandlung thiermenſchlicher Bedürflichkeit in Gemächlichkeit, und dadurch zugleich veranlaſſende Urſache des Ueberganges zur Beſonnenheit oder Vermenſchlichung. §. 5. Grundloſe Meinung einiger neuern Philoſophen von der langen Dauer des Zuſtandes der Thier-Menſchheit Widerlegung dieſer Meinung §. 6 — 18. §. 19. Rechtfertigungsgründe der bisherigen Anſicht des Ueberganges aus dem Zuſtande der Thiermenſchheit in den Zuſtand der Vermenſchlichung. S. 407—462

Zweyten Bandes erſte Abtheilung.

Zweytes Buch. (Fortſetzung.)

Fünfter Abſchnitt. Charakterdarſtellung der Epoche der Vermenſchlichung. §. 1. Allgemeine Bemerk. über die erſten Anfänge dieſer Epoche. §. 2. Entwickel. der Sprachfähigkeit, und höchſt-wichtiger Einfluß der Sprache auf die Entwickel. des eigenthüml. Menſchen-Charakters und ſeiner geiſtigſten Züge. §. 3. Geburt des erſten Kindes, und Einfluß ſeines Daſeyns, ſeiner Pflege auf die Entwickelung der erſten Menſchen. §. 4. Allgem. Vergleichung des Ideen Kreiſes unſres gemeinen Mannes mit den erſten Menſchen in der Epoche der Vermenſchlichung. §. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. Charakter der phyſiſchen Anlagen, der Sittlichkeit, der erſten Volksvereine, der Technik, der intellectuellen und äſthetiſchen Anlagen, und der Religion. §. 12. Allgemeine Reſultate über den Charakter der Epoche der Vermenſchlichung. §. 13. Rechtfertigung, warum der Verf. faſt alle alten und neuern Völker, mit Ausnahme der Griechen, Römer und Neu-Europäer, ſeit der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften, in die Epoche der Vermenſchlichung ſetzt? §. 14. Der neu-europäiſche gemeine Mann hat, im Ganzen betrachtet, nicht nur eben ſo wenig, ſondern auch nicht einmal ſo viel Bildung, als ein Theil der ſo genannten Wilden. S. 1—111

Sechster Abſchnitt. Uebergang aus der Periode der Vermenſchlichung in die der Verfeinerung. §. 1. Vergleichung der feineren Bildungsgeſchichte des einzelnen Menſchen mit dem Fortſchritt ganzer Völker zur Verfeinerung. §. 2. Bildungsgeſchichte der Griechen zur Verfeinerung vermittelſt der harmoniſchen Zuſammenſtimmung faſt aller zum Anbau menſchlicher Anla-

gen erforderlichen Bildungsmittel. §. 3. Feiner Denkgeiſt (d. h. philoſophirende Vernunft) und pſychologiſcher Beobachtungsgeiſt iſt der eigenthümliche Charakter griechiſcher Verfeinerung. §. 4. Dieſen Geiſt hat unter den Griechen vorzüglich das Studium der Beredſamkeit geweckt. §. 5. Uebertragung des Denk- und Beobachtungsgeiſtes aus der Beredſamkeit in die Künſte und Wiſſenſchaften; und daraus hervorgehender Charakter von beyden. §. 6. Einwurf gegen die ſcheinbare Einſeitigkeit des Erklärungsgrundes des Verfaſſers. §. 7. Harmoniſches Spiel aller menſchlichen Energien durcheinander — eine der allgemein-wirkſamſten Urſachen der geſammten Griechen-Cultur. §. 8. Allgemeiner Wetteifer in der Fortbildung derſelben. § 9. Neben-Bemerkung über Beſchränkung der griechiſchen und jeder andern Nazional-Cultur in Hinſicht auf die gemeinere Volksklaſſe. §. 10. Römiſche und neueuropäiſche Verfeinerung — eine Skizze ihrer Bildungsgeſchichte §. 11. Ohne Aneignung der Griechen-Cultur würde weder jene noch dieſe erfolgt ſeyn, wenigſtens ſich anders gemodelt haben. S. 111—164

Siebenter Abſchnitt. Urſachen, welche den Stilleſtand des größten Theils der Nazionen auf der Stufe der Vermenſchlichung, oder auch die Hemmung der ſchon Weitervorgerückten auf dem Wege zur Verfeinerung, veranlaſſen. Dieſe Urſachen werden vorzüglich erörtert in Hinſicht auf die Bildungsgeſchichte. §. 1. Der Aegypter. §. 2. Der Babylonier, Aſſyrer und Meder. §. 3. Der Phönizier und Karthager. §. 4. Der Hebräer. §. 5. Der Hetrurier. §. 6. Der Hindoſtaner. §. 7. Der Chineſen. §. 8. Der Araber und Perſer. §. 9. Der Iren und Hochſchotten. S. 164—189

Achter Abſchnitt. Charakterdarſtellung der Periode der Verfeinerung, und zwar zuvörderſt in Hinſicht auf die intellectuellen und äſthetiſchen Anlagen. §. 1. Philoſophirende Vernunft und thätige Bearbeitung des ſchönen Kunſtſinnes durch äſthetiſche Meiſterſtücke — bilden den Grund-Charakter der Verfeinerung. §. 2. Vergeiſtigte Sinnlichkeit — eine natürliche Wirkung der philoſophirenden Vernunft, und des thätig bearbeiteten ſchönen Kunſtſinnes §. 3. In welchen Gattungen von Kenntniſſen muß ſich die philoſophirende Vernunft, mit beſonderer Hinſicht auf allgemeine Verfeinerung, vorzüglich üben? §. 4. In welchen Gattungen ſchöner Künſte kann eine verfeinerte Nazion vollendeter Meiſterwerke nicht entbehren? §. 5 Warum müſſen die Meiſterwerke ſchöner Kunſt in der Periode der Verfeinerung vollkommen, oder wenigſtens der Vollkommenheit nahe ſeyn: unterdeß die trefflichen Werke in der Wiſſenſchaft von der Vollkommenheit ihrer Gattung weit abſtehen können? §. 6. In wie fern bildet die Nazion ihre Schriftſteller und Künſtler? und in wie fern bilden die letztern gegenſeitig die erſtere? §. 7. In wie fern iſt der Einfluß der Weiber in die Cultur einer Nazion nothwendig, oder entbehrlich? §. 8. In wie fern iſt es wahr, daß die größten Genies gewöhnlich in Einer Epoche zuſammen leben? S. 189—262

Neunter Abſchnitt. Charakterdarſtellung der Periode der Verfeinerung (Fortſetzung), und zwar in Hinſicht §. 1. auf die phyſiſchen Anlagen; §. 2. auf Technik; §. 3. auf bürgerliche Verfaſſung; §. 4. auf Religion. S. 263—282

Zehnter Abſchnitt. Charakterdarſtellung der Verfeinerung (Beſchluß) in Hinſicht auf die Sittlichkeit §. 1. Moraliſch-gute Eigenſchaften der Verfeinerung. A. Aufklärungsbegier. B.

Hang zu geiſtigen Vergnügen, und zur Befriedigung neu aufgekommener Bedürfniſſe. C. Vorzügliche Herrſchaft der weicheren Gefühle, und Ausübung der weicheren Tugenden. D. Geſelligkeit. E. Weiber-Umgang. F. Tugendartigkeit oder Sittſamkeit. §. 2. Schlüpfrigkeit der verfeinerten Sittlichkeit, und Urſachen davon. §. 3. Mängel und Gebrechen der Verfeinerung, welche den obigen guten Eigenſchaften parallel laufen. A. Klügeley. B. Vergnügungs- und Zerſtreuungsſucht. C. Empfindeley und Schlaffheit. D. Glanzſucht und Eitelkeit. E. Liebeley. F. Moraliſche Heucheley. § 4. Anwendung der aufgeſtellten guten und ſchlimmen Charakterzüge verfeinerter Sittlichkeit auf die Verfeinerungs-Periode der griechiſchen, römiſchen, und neueuropäiſchen Cultur. S. 282—310.

Elfter Abſchnitt. Allgemeine Schlüpfrigkeit nicht blos des ſittlichen, ſondern des geſammten Cultur-Charakters der Verfeinerung. § 1. Urſachen und Wirkungen dieſer allgemein. Schlüpfrigkeit. §. 2. Die Fehler der Verfeinerung ſind Fehler aus Schwäche. §. 3. Das Zeitalter der Verfeinerung darf aber deshalb nicht immer ein Zeitalter der Schwächlichkeit oder der Armuth an edlen Thaten und großen Charakteren ſeyn. §. 4. Einzelne Menſchen können den Gebrechen der Verfeinerung glücklich ausweichen; aber nicht große Menſchenhaufen. §. 5. Kürze Dauer der Verfeinerungs-Periode: Urſachen davon. S. 310—380

Zwölfter Abſchnitt. Uebergang von der Verfeinerung zur Ueberfeinerung oder Verunſittlichung. §. 1. Warum der Verfaſſer die Darſtellung der Epoche der Verunſittlichung der Epoche der Verſittlichung voranſchickt? §. 2. Verunſittlichung oder Ueberfeinerung hat nur eine ſchlimme Seite; ſo wie die Verſittlichung blos eine gute

Seite hat. §. 3. Erſte Gränzſcheide zwiſchen dem Böſen der Verfeinerung und dem der Ueberfeinerung: indem die Fehler der Verfeinerung Fehler aus Schwäche, die Fehler der Ueberfeinerung dagegen Fehler aus Bosheit oder eines verderbten Willens ſind. §. 4 Unterſchied der Barbarey aus Rohigkeit und der Barbarey aus Ueberfeinerung. §. 5. Art und Weiſe des Ueberganges von der Verfeinerung zur Ueberfeinerung S. 338—352

Dreyzehnter Abſchnitt. Darſtellung der Periode der Verunſittlichung, zuvörderſt in Hinſicht auf die Sittlichkeit. A. Moraliſche Sophiſtik. B. Schwelgerey. C. Moraliſche Abtödtung, oder gränzenloſer Egoismus D. Ueppigkeit und Frivolität. E. Lüderlichkeit. F. Ruchloſigkeit. Alle dieſe Laſter der Ueberfeinerung laufen den obigen Gebrechen der Verfeinerung parallel, und werden durch Beyſpiele aus der Geſchichte beſtättiget. S. 352—381

Vierzehnter Abſchnitt. Darſtellung der Periode der Verunſittlichung, in Hinſicht auf §. 1. die phyſiſchen Anlagen. §. 2. Technik. § 3. Intellectualität. §. 4. Kunſtgeſchmack. §. 5. Bürgerliche Verfaſſung. §. 6. Religion; und §. 7. Auch die Epoche der Vermenſchlichung iſt, wie die Epoche der Verfeinerung, nicht nothwendig unfruchtbar an edlen Handlungen, moraliſcher Thatkraft, oder an trefflichen Kunſtwerken des Genies. S. 381—402

Funfzehnter Abſchnitt. Einige beſondre Arten von überfeinerten Menſchen. §. 1. Der Miſanthrop. § 2. Der menſchenfreundliche Melancholiker. §. 3. Der bittere Lacher. §. 4. Der allgefällige Weltling. §. 5. Die Moraliſch-Taubſtummen. S. 402—417

Sechszehnter Abſchnitt. Uebergang aus der Epoche der Verunſittlichung in die Verſittlichung. § 1. Bey tiefverderbten oder durchaus vereitelten Menſchen findet dieſer Uebergang ſelten ſtatt. §. 2. Menſchen, bey welchen Schwachheit den böſen Willen überwiegt, ſind der Umkehr zur Verſittlichung vor andern empfänglich. § 3. Griechen und Römer und Franzoſen — in Hinſicht auf Verſittlichung betrachtet. §. 4. Die Veranlaſſungen zur Verſittlichung kommen jeder Menſchenmaſſe mehr von außenher, als aus ihr ſelbſt. §. 5. Bemerkungen über den kategoriſchen Imperativ, als gewähntes Mittel der Wiedergeburt des Menſchengeſchlechts. §. 6. Allmähliche Verſittlichung kann nur von den ungehemmten Fortſchritten in der Verbeſſerung bürgerlicher Verfaſſung und Staatsverwaltung, in der Verminderung des Drucks und Elendes, in der öffentlichen Zügelung des Laſters, und in der Verbreitung wahrer Aufklärung, erwartet werden. §. 7. In der geſammten Culturgeſchichte iſt immer nur von der bürgerlichen oder auch häuslichen Sittlichkeit die Rede, nie von der kategoriſchen. S. 417—436

Siebzehnter Abſchnitt. Charakterdarſtellung der Epoche der Verſittlichung im engern Sinne des Begriffs. §. 1. Phyſiſche Anlagen. §. 2. Technik. §. 3. Intellectualität. §. 4. Sittlichkeit. §. 5. Kunſtgeſchmack. § 6. Bürgerliche Verfaſſung. §. 7. Religion. §. 8. Allgemeiner Zuſtand des gegenwärtigen und wahrſcheinlich auch des künftigen Menſchengeſchlechts. S. 437—451

Achtzehnter Abſchnitt. Charakterdarſtellung der Verſittlichung, im weiteſten Umfange des Begriffs, als Ideal menſchlicher Vervollkommnung betrachtet. §. 1. Wie wird in die Zufälligkeit der menſchlichen Dinge die möglich größte Zweckmäßigkeit gebracht? §. 2. Wie wird Auf-

klärung am heilſamſten verbreitet? §. 3. Wie werden die Leidenſchaften der Menſchen, ſo viel mit der allgemeinen Freyheit beſtehen kann, möglich-enge beſchränkt, und dem Gehorſam des Sittengeſetzes unterworfen? S. 452—476

Zweyten Bandes zweyte Abtheilung.

Drittes Buch,

welches die Entwickelungsgeſchichte der einzelnen Anlagen nach ihren Haupt-Epochen enthält.

Erſter Abſchnitt. Haupt Epochen der phyſiſchen Cultur. A. Thiermenſchliche Vollkräftigkeit. B. Geſchmeidigkeit und Stärke. C. Zartheit und Schwächlichkeit. D. Entnervung. E. Diätetiſche Lebensordnung. §. 1. Allgemeine Betrachtung. über die möglich-größte Ausbildung der phyſiſchen Anlagen. S. 1—39

Zweyter Abſchnitt. Haupt-Epochen der techniſchen Cultur. §. 1. Vorzügliches Intereſſe der alten Volksbildner für die Technik: Gleichgültigkeit der ſpatern gelehrten und politiſchen Welt gegen dieſelbe: wieder erneutes Intereſſe der gegenwärtigen politiſchen und gelehrten Welt dafür. §. 2. Eintheilung und ſkizzirte Geſchichte der vornehmſten und für menſchliche Cultur einflußreichſten Künſte. §. 3. Wer von beyden hat mehr Beobachtungsgeiſt, Denk- und Schlußkraft bewieſen, der Denker? oder der Techniker? Weſſen Einfluß iſt ununterbrochener geweſen in die Cultur des Menſchengeſchlechts, und iſt bis jetzt noch größer an Umfang? §. 4. Epochen der Technik. A. Schlichte Arbeiter-Epoche. B. Epoche der vertheilten Arbeit, oder Zunft- und Handwerker Epoche. C. Epoche der wiſſenſchaftlichen und äſthetiſchen Bearbeitung. D. Verzie-

rer-

rer Epoche. E. Epoche weiſer Verbindung der Zierlichkeit mit Stärke und Nutzen §. 5. Allgemeine Betrachtungen über die möglich-größte Erweiterung der Technik. S. 39—87

Dritter Abſchnitt. Haupt-Epochen der wiſſenſchaftlichen Cultur. A. Epoche der ſinnlichen Wahrnehmung. B. Epoche verſtändiger Beobachtung. C. Philoſophirender Vernunft. D. Des Grübelgeiſtes. E. Der Kritik §. 1. Allgemeine Betrachtungen über die möglich-größte Erweiterung der wiſſenſchaftlichen Cultur. S. 87—113

Vierter Abſchnitt. Haupt-Epochen der äſthetiſchen Cultur. A. Rohe Nachahmung B. Vorſpringende Bedeutſamkeit. C. Bedeutſamkeit durch Schönheit veredelt. D. Uebertreibung in's Groteske oder in's Weichliche. E. Aeſthet. Kritik. §. 1. Warum konnten gewiſſe kunſtliebende Nazionen nie bis zur Stufe moraliſcher Veredlung aufſteigen? §. 2. Wodurch wurden die Griechen dazu geleitet? §. 3. Der hohe und der §. 4. liebliche Styl in der Epoche der Schönheit wird ſorgfältig unterſchieden. §. 5. Ob und in wie weit in der Vollendung der Kunſt ſelbſt eine Urſache ihrer Beſchränkung und ein Saame des Verderbniſſes der Künſte ſelbſt liege? §. 6. In den Perioden der verfallenen Kunſt kann es noch einzelne Meiſterwerke, und beſonders auch feine Bearbeiter der Beywerke der Kunſt, geben. §. 7. Allgemeine Betrachtungen über die möglich größte Erweiterung der Kunſt-Cultur. S. 113—188

Fünfter Abſchnitt. Haupt-Epochen der moraliſchen Cultur. A. Phyſiſche Sympathie. B. Schlichter Moralſinn. C. Raiſonnirter Egoismus. D. Egoiſtiſche Sophiſtik. E. Kategorismus, als Kritik und Vollendung aller Moral S. 188—219

Sechster Abſchnitt. Rückblick auf die Zuſammenſtimmung der Epochen phyſiſcher, techniſcher,

wiſſenſchaftlicher und moraliſcher Anlagen mit den fünf Haupt-Modifikazionen unſres Seyns, mit den fünf allgemeinen Cultur-Epochen, und mit ſich ſelbſt untereinander; ſo wie auch der Verirrungs- und Rettungspunkte in der Entwickelungsgeſchichte jeder beſondern Anlage mit den Verirrungs- und Rettungs-Epochen der übrigen Urſachen, warum in der folgenden Entwickelungsgeſchichte der politiſchen und religiöſen Anlagen jene Epochen-Correſpondenz nicht ſtatt finden kann. S. 216—226

Siebenter Abſchnitt. Entwickelungsgeſchichte der politiſchen Cultur. §. 1. Familien Verhältniſſe. A. Ehe und Weiber-Schickſal. B. Väterliche Gewalt. C. Sclavenſtand. §. 2. Bildungsgeſchichte der Regierungsverfaſſungen. A. Herrſchaft der Familien-Oberhäupter. B. Militairiſche Dictatur. C. Wahl-Monarchie mit einem Ephorat. D. Erb-Monarchie durch Satrapismus. E. Despotismus. F. Republik (Demokratie in ihrer reinen Form). G. Ariſtokratie. H. Ochlokratie, oder Oligarchie. — Die neueuropäiſchen Verfaſſungen entwickelten ſich folgendermaßen: I. Monarchie, durch Feudalismus beſchränkt. K. Monarchie durch Volksfreyheit, Volksfreyheit durch Monarchie, gegenſeitig aufgebildet und unterſtützt. L. Volksfreyheit durch Monarchie unterdrückt. M. Uebermächtige Monarchie, einſtweilen durch Volksfreyheit vernichtet, oder auch in ihre Schranken zurückgewieſen. N. Monarchie, durch die eigne Aufklärung und Humanität der Fürſten beſchränkt. §. 3. Allgemeine Betrachtungen über die möglich größte Erweiterung der politiſchen Cultur des menſchlichen Geſchlechts. S. 226—276

Achter Abſchnitt. Haupt-Epochen der religiöſen Cultur. §. 1. Idee der Religion, nach der

religiöſen Entwickelungsgeſchichte des menſchlichen Geſchlechts betrachtet. A. Polytheismus (Vielgötterey). B. Larismus (Hausgötterey). C. Monotheismus (Verehrung eines Gottes). D. Hierophantismus (Prieſter-Religion). E. Mythologismus (Volksſagen-Religion). F. Allegorismus (ſymboliſche, ſinnbildernde Religion). G. Myſterizismus (Geheim-Religion). H. Hierogrammatismus (göttliche Offenbarung durch Buch und Schrift). I. Hierarchismus (weltlich-geiſtliche Oberherrſchaft). K. Proteſtantismus (Kampf gegen die weltlich-geiſtliche Herrſchaft). L. Naturalismus (Religion der Vernunft). M. Indifferentismus. §. 2. Allgemeine Betrachtungen über die möglich-größte Erweiterung der religiöſen Cultur. S. 276—302

Viertes Buch.

Unermeßlicher Abſtand des Vernunft-Ideals einer menſchlichen Culturgeſchichte von der wirklichen Culturgeſchichte.

Erſter Abſchnitt. Ideal der Vernunft von einer menſchlichen Culturgeſchichte. I. Möglich-größte Harmonie aller Anlagen untereinander. II. Moraliſche Zweckmäßigkeit III. Möglich-ſchnellſte Entwickelung (der Zeit nach). IV. Möglich-ausgebreitetſte Entwickelung (dem Raum nach). S. 303—308

Zweyter Abſchnitt. Wirkliche Culturgeſchichte. I. Disharmonie der verſchiedenen Anlagen, theils in der urſprünglichen Organiſazion des Menſchenweſens, theils in der wirklichen Entwickelung. II. Moraliſche Regelloſigkeit in der Zuſammenſtellung der Weltbegebenheiten. III. Natürliche und zufällige Verzögerung der menſchlichen Entwickelung IV. Beſchränkung der beſſern Menſchenbildung auf wenige Völker. S. 308—322

Dritter Abſchnitt. Eigentlicher Gang der Natur in der Leitung des Menſchengeſchlechts nach den in der wirklichen Culturgeſchichte kenntlichſten Richtungen. I. Die Natur berückſichtigt auch in der Entwickelung des Menſchengeſchlechts die Gattung, nicht das Individuum. II. Sie arbeitet auch in der Geiſterwelt mehr auf Mannigfaltigkeit, als auf Einheit; mehr auf das Gemeine und Gewöhnliche, als auf das Außerordentliche hin. III. Durch die vorzügliche Begünſtigung des Erweiterungstriebes unter einigen Menſchen-Generazionen ſcheint die Natur allmählich auch die ganze Gattung, und durch die Gattung die Individuen ſelbſt veredlen zu wollen. IV. Die von der Natur wahrſcheinlich beabſichtete allgemeine Vervollkommnung unſres Geſchlechts iſt nicht ausſchließend, weder phyſiſch, noch techniſch, noch intellectuel; weder moraliſch, noch politiſch, noch religiös: ſie iſt eins in Allem, und alles in Einem. V. Dieſe allſeitige und harmoniſche Ausbildung unſrer Kräfte drücken wir am zweckmäßigſten aus durch — Glückſeligkeit, verbunden mit Würde zur Glückſeligkeit: welches daher als die eigentliche Beſtimmung des Menſchen angeſehen werden muß. — In wie fern iſt die Leitung des Menſchengeſchlechts auf Glückſeligkeit? und in wie fern auf Entwickelung der Würde zur Glückſeligkeit berechnet? — Die Natur beherrſcht auch gewiſſermaßen die menſchliche Freyheit. Denn VI ſie unterjocht und beſchränkt den böſen Willen der Machthaber des Menſchengeſchlechts durch das allmähliche Uebergewicht des allgemeinen Intereſſe über das beſondere. VII. Sie ſchwächt die ſinnliche Begehrlichkeit der Menſchen durch immer-tiefer begründete Oberherrſchaft der Idee über die Triebe. VIII. Sie kräftiget den ſchwachen Willen der Individuen durch erleichterte Vereinigung Vieler zu Einerley Zwecken. IX. Sie

arbeitet der Unwiſſenheit durch immer hellere Aufklärung entgegen. — Trotz aller dieſer weiſen Maaßregeln der Natur iſt dennoch der ungeheuren Inconſequenzen, Unregelmäßigkeiten ꝛc. in der Menſchengeſchichte eine zahlloſe Menge. Aber X. die Natur unterwirft die intellectuelle u. moraliſche Welt (ſo wie das geſammte Reich des Lebens) den ewigen Geſetzen der lebloſen Materie und denen des allgemeinen Weltzuſammenhanges. §. 1. Einwurf gegen das Ganze der Leitung des Menſchengeſchlechts. Antwort XI. Die Natur verfährt bey der Entwickelung der menſchl. Individuen, in verſchiedenen Perioden und Zuſtänden, nach gewiſſen phyſiſchen, intellectuellen und moraliſchen Aequazionen. XII. Sie ſcheint, wie in allen Bildungen, auch in der Entwickelung des Menſchengeſchlechts, für eine Ewigkeit zu arbeiten. S. 321—357

Vierter Abſchnitt. Die Einzel-Geſchichte der Menſchheit erſcheint als das Werk des Ungefährs; das Ganze kündiget ſich als Werk der Gottheit an. S. 357—362

Fünfter Abſchnitt. Die merkwürdigſten Charakter-Formen, welche die Menſchheit in ihrer bisherigen Entwickelungs-Geſchichte ausgeprägt hat. S. 362—390

Fünftes Buch.

Werth und Weſen der Cultur, und welche weſentliche Vortheile das Menſchengeſchlecht bis jetzt aus der Cultur gezogen.

Erſter Abſchnitt. Worin beſteht Werth und Weſen der Cultur? mit beſonderer Rückſicht auf Rouſſeau's Paradoxien darüber. S. 393—395

Zweyter Abſchnitt. Cultur iſt natürlicher Fortſchritt der menſchlichen Ausbildung. S. 397—408

Dritter Abſchnitt. Sie reicht uns Mittel zu erhöhtem Glücksgenuß. Die Künſte und Wiſſenſchaften werden als ein Syſtem menſchlicher Glückſeligkeit betrachtet. S. 408—412

Vierter Abſchnitt. Sie bereitet uns zur höhern Tugend vor. Anmahnende Rede des Scipio an die Römer, zur weiſen Benutzung der Cultur. S. 412—419

Fünfter Abſchnitt. Welche weſentliche Vortheile hat das aufgeklärte Menſchengeſchlecht bis jetzt aus der Cultur gezogen? — Ein Parallel-Gemählde des Maaßes von Körperkraft, von Kunſt- und Erwerbfleiß, von Wiſſenſchaft und Kunſtgeſchmack, von bürgerlicher Glückſeligkeit, von Sittlichkeit und Religion, welches in den für unſre Gattung entſcheidenſten Cultur-Perioden der Griechen, der Römer und des Mittelalters, ſtatt fand; im Verhältniß zu dem Maaß, welches auf der gegenwärtigen Cultur-Stufe des menſchlichen Geſchlechts ſtatt findet. S. 419 bis zu Ende.

Zweytes Buch.

(Fortſetzung.)

Fünfter Abſchnitt.

Charakter-Darſtellung der Epoche der Vermenſchlichung.

§. 1.

Allgemeine Bemerkungen über die erſten Anfänge dieſer Epoche.

Leichter als die bisherigen Erörterungen von dem Uebergange aus der Epoche der Thier-Menſchheit in die Epoche der Vermenſchlichung wird unſre Darſtellung des charakteriſchen dieſer Epoche ſelbſt ſeyn.

Der Hauptſatz, den wir in dem vorigen Abſchnitt zu begründen geſucht, war der: daß der Menſch durch das Zuſammenleben mit Weib und Kind, daß er alſo durch den Eintritt in das häusliche Leben, aus der Epoche der Thiermenſchheit in die der Vermenſchlichung, überging: und daß es dazu keiner von der gegenwärtigen verſchieden-gearteten Menſchen-Natur, keiner beſondern Begünſtigungen des Schöpfers, und keines wundervollen Beyſtandes deſſelben bedurfte: Nebenſätze, durch deren Begründung wir, wenn ſie uns anders zur Befriedigung der Kenner gelungen iſt, mehr geleiſtet zu haben uns ſchmeicheln würden, als in allen bisherigen

Verſuchen über die Ur=Geſchichte unſeres Geſchlechts geleiſtet worden; durch deren Begründung wir nunmehr insbeſondre auch freyes Feld für die geſammte menſchliche Entwickelungsgeſchichte gewonnen, welche jetzt erſt eigentlich beginnt.

Indem alſo der Menſch in einem Wohnplatz, welcher ihm jede Bedürfnißbefriedigung gewährte, ein von Sorgen für die thieriſche Nahrung ſeines Körpers freyes Daſeyn lebte, mithin ſich in demjenigen Zuſtande befand, welcher der freyen Entwickelung der in ihm ſchlummernden Kräfte kein Hinderniß in den Weg ſtellte, im Gegentheil höchſt förderlich war, in dem Zuſtande der Gemächlichkeit: ſo bildete ſich in ihm zuvörderſt die Grundlage aller Vernunft = Entwickelung, daurender Zuſtand des Selbſtbewußtſeyns, den wir mit Herdern „Beſonnenheit" nennen wollen.

Die Art, wie? Beſonnenheit ſich in dem Zuſtande der Gemächlichkeit ausbildet, haben wir im erſten Theil erklärt. Hier, wo es uns weniger um die Entwickelung transſcendental=pſychologiſcher Phänomene, in Hinſicht auf den Uebergang vom Thier zum Menſchen, als um die Aufzählung der daraus abgefloſſenen Thatſachen menſchlicher Entwickelungsgeſchichte zu thun iſt, bemerken wir nur, daß das Umwerfen eines Thierfelles, als Schutzwehr gegen die Ungemächlichkeiten der Witterung, das Bedecken der Schaamtheile mit Vorhängen von Blättern oder Fellen, und das Tragen einer Keule, ſey's als Waffe gegen wilde Thiere, ſey's als Werkzeug der Bearbeitung der

natürlichen Dinge zu Zwecken des Bedürfniſſes, zum Beyſpiel, zur Herablangung hochhängender Baumfrüchte, die erſten thatſächlichen Aeußerungen der Beſonnenheit zu ſeyn ſcheinen.

Alle wilde Menſchen, die man bis dahin in den Wäldern Europens oder in andern Welttheilen antraf, wie unter andern das wilde Mädchen in Lothringen, fand man mit der einen oder andern der genannten Bedeckungen oder Waffen, oder mit allen zugleich, verſehen.

Offenbar gehören die Eindrücke von dem Ungemach der Witterung, von der leichten Verletzbarkeit der Schaamtheile bey dem Umherſtreifen durch dicht-verwachſenes, oft dornichtes Buſchwerk, oder auch bey dem beſchwerlichen Anklettern auf die Bäume, gehört das Gefühl der Nothwendigkeit eines Werkzeugs, welches einſtweilen die Eingeſchränktheit menſchlicher Hand- und Körperkraft erſetzt, zu den erſten Vorſtellungen, die ſich einem zur Reflexion beſtimmten Thier, die ſich dem rohen Natur-Menſchen, darſtellen.

Das Thier ſelbſt hüllt ja ſeine unbefiederten Jungen gegen Kälte und Verletzung in ein warmes Neſt ein: welches offenbar eine Art von Kleid iſt; ja die bekannte Mottengattung, die wir Schaben nennen, verfertiget ſich, aus abgefreſſenem Pelzwerk, eine daurende Hülle ihres unbedeckten Körpers, ein wirkliches Kleid, wie uns dies die natur-geſchichtlichen Beobachter ihrer Sitten belehren.

Man könnte es wahrſcheinlich finden, daß die Natur dem Menſchen, zum Erſatz der Nacktheit, mit welcher ſie ihn geboren werden läßt, für ſeinen allerroheſten

Zuſtand einen ähnlichen Inſtinct, wie dieſen Motten, verlieh: wofern anders nicht unſer Geſchlecht, auch ohne Hülle auf dem Körper, einen beträchtlichen Grad der Rauhigkeit der Luft und der Kälte ausſtehen könnte.

Sehen wir dagegen das Umhängen eines Thierfells als eine der erſten Aeußerungen vernünftiger Beſonnenheit an: ſo ſagen wir: Dadurch, daß der Menſch irgend eine Umgebung, oder mit andern Worten, irgend etwas, das nicht ein Glied, einen weſentlichen Theil jenes Körpers ausmacht, zu ſeinem beſtändigen Begleiter, und gleichſam zu einem künſtlichen Theil ſeines Körpers macht, giebt er zu erkennen, daß er beſondere Fälle zu allgemeinen zu erheben weiß, daß er, heißt das, den Schluß ziehen kann, was jetzt z. B. vor dem Ungemach der Kälte, des Regens, ſchützt, wird es auch immer: was jetzt dient, eine hochhängende Frucht herabzuholen, wird es auch immer.

Auf dieſem Schluß, den der Naturmenſch freilich nicht ſo förmlich ausdrücken darf, wie wir ihn jetzt ausgeſprochen, ſondern deſſen er ſich, wie noch jetzt unſer gemeine Mann, nur dunkel bewußt ſeyn darf durch die Ahnung ähnlicher Wirkungen aus ähnlichen Urſachen, beruht, wie Kant ſehr richtig lehrt, (ſ. die Prolegomene der Metaphyſik) alles vernünftige Urtheil, alles Selbſtbewußtſeyn.

So hat man z. B. von den Affen angemerkt, daß ſie, ob ſie gleich die Menſchen in dem Walde ſehr oft das Feuer durch Holz anſchüren und vermehren ſehen, und für ſich ſelbſt die Wärme des Feuers ſehr lieben, indem ſie ſich häufig, wenn es die Menſchen verlaſſen,

um die Flammen herumſetzen, dennoch nie ſelbſt ein Stück Holz anlegen, um die Flamme zu unterhalten. In der Verworrenheit ihrer Vorſtellungen nämlich unterſcheiden ſie nicht die Handlung des Holzanlegens als im Zuſammenhange mit dem zu unterhaltenden Feuer.

Wenn dagegen der Menſch ein Thierfell oder eine Keule zu ſeinem beſtändigen Begleiter macht; ſo verräth er dadurch, daß er künftige mögliche Zwecke im Auge hat, z. B. Abwehrung etwanig-eintretender Kälte oder Regens, Tödtung eines Thieres u. ſ. w., auf deren Erreichung er durch dieſe Mittel bedacht iſt.

Die erſtgenannte Mottengattung ausgenommen, finden wir bis dahin kein einziges Thier, welches ſich eine äußerliche Umgebung als einen weſentlichen Körper-Theil aneignet: wenn gleich irgend eine, vielleicht mir unbekannte, oder künftig noch zu entdeckende, ſo wie die Schaben, durch den Inſtinct darauf hingeleitet werden mag.

Was wir von dem Umhängen des Thierfells und von dem Tragen der Keule ſagten, das gilt auch von dem Bedecken der Schaamtheile, eine Sitte, die wir gleichfalls bey den meiſten unter den wilden Völkern finden, die aber, wenn gleich in ſpäteren Zeiten das Schaamgefühl hinzukommen mochte, blos die Beſchützung dieſer höchſt zarten und leichtverletzbaren Theile zum Zweck hatte: deren unbeſchädigte Erhaltung ihnen wegen ihrer Beſtimmung zu dem höchſten Sinnen-Genuß nur deſto nothwendiger ſcheinen mußte. Dieſe Bedeckung hatte aber wahrſcheinlich noch einen diätetiſchen Zweck. Da nämlich der Bauch, als Behältniß

der Eingeweide, bey eintretender Rohigkeit der Witterung, am leichteſten der Erkältung ausgeſetzt iſt, deren Folgen ſich gewöhnlich durch peinigende Leibſchmerzen zu äußern pflegen: ſo wollte der Menſch durch eine ſolche Bedeckung gewiß auch Erkältungen verhüten: ein Zweck, der mir dadurch gewiß wird, daß die Bedeckung der Schaamtheile in den mir darüber bekannt gewordenen Gemählden von Wilden überall höher hinauf, nämlich bis an den Bauch reicht.

Wollte jemand das Umhängen des Thierfells und das Tragen der Keule als erſte Thatſachen eines vernünftigen Bewußtſeyns leugnen, und überhaupt Menſchen-Vernunft und Thier-Inſtinct ſich einzig dadurch unterſchieden denken, daß Thier-Inſtinct eine blos auf körperliches Bedürfniß eingeſchränkte Vernunft ſey, begabt mit allen und jeden Funktionen der letztern, Vorſtellen, Urtheilen, Schließen, dagegen menſchliche Vernunft ſich über körperliches Bedürfniß hinaus erhebe: ſo langen freilich alle unſre naturhiſtoriſche Thatſachen nicht hin, um eine ſolche Vorausſetzung anzunehmen oder zu widerlegen: und werden auch wahrſcheinlich nie vollſtändig dazu hinlangen. Der Verfaſſer ſelbſt war der letztern Vorausſetzung nie abgeneigt; glaubt aber doch, daß das, was eigentliches Selbſtbewußtſeyn und vernünftige Beſonnenheit heißt, dem Thier auf keine Weiſe beygelegt werden könne: indem er vernünftige Beſonnenheit einzig als das Reſultat ſeiner Vernunft anſieht, die über körperliches Bedürfniß hinausgeht; weil es ihm ſcheint, daß gerade durch das

Hinausgehen über körperliches Bedürfniß das denkende Weſen allein nur die Vorſtellung des Nicht-Ich, die Vorſtellung alſo von Dingen außer ihm ſelbſt, und von ihm verſchieden, bis zu dem Grad der Deutlichkeit erheben kann, der, wie oben weitläuftiger entwickelt worden, die eigentliche Grundlage menſchlichen Selbſtbewußtſeyns und vernünftiger Beſonnenheit ausmacht.

Bey der einen aber, ſo wie bey der andern Vorausſetzung, bleibt es wahr, daß ein Thierfell als Kleid, und eine Keule als Waffe, zu den allerersten Thatſachen menſchlicher Entwickelung gehören: möge der Menſch durch Thier-Inſtinct, möge er durch vernünftige Beſonnenheit darauf hingeleitet ſeyn. Denn noch zu ſo vielen andern Dingen muß der Menſch, wie aus ſeiner ganzen Lebensökonomie bekannt iſt, durch mühſames Beobachten, Erproben und Erfahren hinarbeiten, wozu das Thier durch einen natürlichen Trieb, als eine Art von zuvorkommender Vernunft, d. h. einer Vernunft, die des Erprobens und Nachdenkens überhoben iſt, beſtimmt wird.

§. 2.

Entwickelung der Sprachfähigkeit und höchſt-wichtiger Einfluß der Sprache auf die Entwickelung des eigenthümlichen Menſchen-Charakters und ſeiner geiſtigſten Züge.

Eine für die vernünftige Entwickelung fruchtbarere, mehr zuſammengeſetzte und offenbar geiſtigere Thatſache der Vermenſchlichungs-Epoche iſt die Erfindung der Sprache.

Die urſprüngliche Anlage zur Sprache iſt die Fähigkeit, vermittelſt der Organe der Bruſt, der Kehle und des Mundes, die Eindrücke der Sinne in Tönen vernehmlich zu machen, eine Fähigkeit, welche der Menſch, den Hauptmomenten nach, offenbar mit vielen Thiergattungen gemein hat. Denn ein großer Theil unter dieſen drückt die Empfindungen des Hungers, des Durſtes, der Liebe und des Verlangens, ſo wie des Schmerzes, durch Töne aus: indem, wie die Phyſiologie uns lehrt, durch die genannten Empfindungen einige der Theile, welche zur Hervorbringung der Töne weſentlich mitwirken, eingeengt und gedrückt werden, und ſich durch die hervorgebrachten Töne Erleichterung verſchaffen.

Die in den verfeinertſten aller menſchlichen Sprachen vorkommenden Ausrufe und Interjectionen, wie O! Ach! Hoh! Huh! und ähnliche, ſind einige in der Menſchen-Sprache noch übrig-gebliebene Stammwörter aus dem Wörterbuch menſchlicher Thierſprache. Mit ihnen begann der Menſch ſeine Entwickelung zu einer der erhabenſten Kraftäußerungen unſerer geiſtigen Natur.

Mannigfaltigkeit und Geiſtigkeit in dem Ausdruck durch Tonlaute ſind die weſentlichen Unterſcheidungsmerkmale der Menſchen-Sprache von der Sprache des Thiers: wozu noch die Artikulazion oder Vereinzelung und Vervielfältigung der Tonlaute in mannigfache Biegungen und Zuſammenſetzungen der Selbſt- und der Mitlauter, vermittelſt des verſchiedenen Stoßes der Zunge an die Zähne, kömmt; eine

Vervielfältigung der Tonlaute, ohne welche weder jene Mannigfaltigkeit, noch Geiſtigkeit in dem Ausdruck der Menſchen-Sprache, erreichbar ſeyn würde.

Dieſe Mannigfaltigkeit und Geiſtigkeit ſelbſt aber hat ihren Grund einzig in der größern Menge von Eindrücken, Empfindungen und Vorſtellungen, und in den feineren Anſichtsarten derſelben, welche den Geiſt des Menſchen vor der Thierſeele auszeichnen. Denn chimäriſch und durch Thatſachen ſchlechterdings unerweislich iſt die Vollkommenheit und Vorzüglichkeit der Thier-Sprache vor der menſchlichen, welche einige Schwärmer-Köpfe unter alten und neuen Philoſophen behaupten wollen. Die Frage bleibt immer: „Wie iſt vollkommnere Sprache möglich ohne vollkommneren Geiſt?" und wie wollet ihr beweiſen, daß Thierſeele den Menſchengeiſt an Mannigfaltigkeit und Umfang der Eindrücke und Vorſtellungen, an Schärfe der Urtheilskraft, an Richtigkeit der Schlüſſe, an Feinheit und Umfang der Beobachtungen über die natürlichen Dinge, übertreffe? Wo ſind die Entdeckungen oder Erfindungen der Thiergeſchlechter, die unſer Erſtaunen erregen könnten, wie in der Menſchengeſchichte? wo iſt die auf ſolchen Erfindungen beruhende Vervollkommnung derſelben und fortſchreitende Entwickelung aller ihrer Anlagen, wie wir dies in den Stufen-Folgen menſchlicher Entwickelung gewahren? Abgeſchmackt iſt's, zu ſagen: daß die Thiere wohl noch größere Dinge leiſten können, oder auch, in ihrem Kreiſe, wirklich leiſten mögen, als der Menſch geleiſtet hat. Ich werde immer nach dem einzigen Beweis für eine ſolche Be-

hauptung, nach Thatſachen, fragen: und dieſen wird man mir, troß allen Wundern des Inſtincts für den körperlichen Bedürfnißkreis des Thiers, die niemand mehr beherzigen kann, als ich, immer ſchuldig bleiben. Denn der Thier-Inſtinct mag immerhin in Hinſicht auf den Bedürfnißkreis der Gattung und des Einzelweſens etwas vollkommneres, etwas richtiger, beſtimmter, unmittelbarer zum Ziel hinwirkendes ſeyn, als Menſchen-Vernunft! Aber daß Thier-Inſtinct im Ganzen und in Hinſicht auf alles das, was Menſchen-Vernunft geleiſtet hat, und leiſten kann (freilich auf einem mühſameren Wege), eine vollkommnere Kraft ſey, als Menſchen-Vernunft, dies zu behaupten, iſt abgeſchmackt, und der Philoſophie unwürdig. Denn was iſt es für eine Philoſophie, welche ihre Schlußreihen auf Grundſätze baut, die ſchlechterdings unerweislich ſind!

So wie alſo eine vollkommnere Sprache eine vollkommnere Art des Vorſtellens und Empfindens vorausſetzt; ſo hat auch Menſchen-Sprache Mannigfaltigkeit und Geiſtigkeit vor der Thier-Sprache als Vorzüge, weil ſie Werkzeug des Ausdrucks der Empfindungen und Vorſtellungen eines vollkommneren, eines über den körperlichen Bedürfnißkreis erhabenen Geiſtes iſt. Dadurch, daß der Geiſt des Menſchen, vermöge des Erweiterungstriebes (ſiehe 1. Th.), noch etwas mehr, als blos thieriſches Bedürfniß, mit Intereſſe umfaßt, erweitert er ſeinen Blick, ſeine Eindrucks- und Vorſtellungs-Empfänglichkeit gewiſſermaßen in die gränzenloſe Weite der Schöpfung

hinaus: und daher entſteht die unendliche Mannigfaltigkeit der Empfindungen und Vorſtellungen, welche er in ſeinem Innern verſchließt, und durch die Sprache ausdrückt. Dadurch, daß er eine ſo ungeheure Maſſe von Eindrücken und Vorſtellungen beobachtend, prüfend, vergleichend und beurtheilend ergreift und auffaßt, und insbeſondere auch ſie zu allgemeinen Begriffen erhebt, und nach dieſen zuſammenordnet, entſteht die endloſe Vielſeitigkeit und Feinheit ſeiner Anſichten, und die auf dieſer Vieſeitigkeit und Feinheit beruhende Geiſtigkeit des Ausdrucks in der Sprache: ſo daß ſich alſo Sprache, ſo wie Geiſt des Menſchen über Thierſprache und Thierſeele, extenſiv und intenſiv betrachtet, (jenes durch Mannigfaltigkeit, dies durch Geiſtigkeit der Ideen und der Ideen=Darſtellung vermittelſt der Rede) erheben.

Wer die Entwickelung des Menſchen zur Sprache nur auf dem Wege eines wundervollen Beyſtandes der Gottheit zu finden wähnt: der erklärt dadurch zugleich den Geiſt mit allen ſeinen Anlagen für etwas übernatürliches. Denn Sprache iſt nichts anders, als nothwendiges Werkzeug des ſich ſelbſt und ſeine Anlagen bearbeitenden Geiſtes. Der feinere Geiſt iſt in dem Beſitz einer verfeinerten Sprache: dem gröberen Geiſt iſt eine gröbere Sprache eigenthümlich. Der Grieche iſt der vollkommnere Sprecher: denn er iſt der vollkommnere Denker, der vollkommnere Geiſt.

Die allmähliche Entwickelung des Menſchen zur Sprache auf dem Wege natürlicher Mittel iſt in unſern Tagen ausgemacht. Herder, Fulda, Monboddo und eine Menge anderer Schriftſteller haben ſie außer allem Zweifel geſetzt: und ſo manches auch der Verfaſſer dieſes Werks durch ſein vieljähriges Studium der verſchiedenſten Sprachen zu den Ideen der genannten Männer hinzuthun könnte; ſo iſt doch gerade hier nicht der Ort für ſolche Berichtigungen. Ein paar allgemeine von den angeführten Schriftſtellern überſehene Bemerkungen, die ſelbſt in dieſem Abſchnitt ihre unmittelbare Anwendung finden, begnügt er ſich herzuſetzen.

Unſre ſieben- oder achtjährigen Kinder finden ein eigenthümliches Behagen an ſelbſt-gebildeten Sprachen, welche ſie ſich zum Theil durch bloße Umkehrung der Wörter, oder auch durch einen Sylben-Zuſatz von vorn oder von hinten zu ſchaffen pflegen. Ein Beweis mehr für das Wohlgefallen des Natur-Menſchen an der Sprach-Erfindung und für ſein Beſtreben, dieſe Erfindung zu vervollſtändigen.

Auch einzelne, ganz neue Wörter zu bilden, gewährt ſelbſt Kindern von zärterem Alter ein beſonderes Vergnügen. Das kleine Menſchen-Geſchöpf, welches eben, indem ich dies ſchreibe, in meinem Studier-Zimmer umher kramt, um ſich Bücher mit Bildern, wie ſie's nennt, auszuſuchen, hatte ſich, etwa vor einem halben Jahr, das ſonderbare Wort „Monce" von ſelbſt erſonnen, und wiederhohlte dies, ſo wie noch einige andre, mir ſchon entfallene, durchaus fremde

Laute, ein paar Tage nacheinander mit dem Ausdruck eines unausſprechlichen Wohlgefallens, wie es auch andre Kinder häufig zu thun pflegen. Hieraus ſcheine ich mir die wichtige Folgerung ziehen zu können, daß die Urwurzeln derjenigen Wörter in den Sprachen, welche nicht=tönende (das heißt alſo, nicht durch den Schall nachzuahmende) Gegenſtände betreffeu, ſehr häufig willkührlich=zuſammengeſtellte Laute geweſen ſeyn mögen, deren unmittelbarer Beziehung auf den dadurch angedeuteten nicht=hörbaren Gegenſtand der Sprachforſcher ſchlechterdings vergebens nachgrübeln würde. Denn durch die Zulaſſung einer ſolchen Willkühr in der Bildung einzelner Wörter wird keinesweges die ganze Sprache in ein Gebilde der Willkühr verwandelt: indem Anknüpfung des unbekannten an das bekanntere das Faſſen und Behalten neuer Wörter ungemein erleichtert, mithin das Geſetz der Aehnlichkeit der Wörter untereinander, ſo wie der möglichen Aehnlichkeit des bezeichnenden Worts mit dem bezeichneten Gegenſtande, das Hauptgeſetz in der Sprachbildung bleiben mußte.

Unſre Kinder endlich hören wir meiſtentheils die ſo genannten Anomala in den Deklinazionen und Konjugazionen ſehr richtig den regulairen Endungen nachbilden. Dies Phänomen beweiſt die Wirklichkeit des Aehnlichkeitsgefühls, welches in der geſammten menſchlichen Entwickelungsgeſchichte, und insbeſondre auch in der Entwickelung zur Sprache, eine höchſt wichtige Rolle ſpielt. In der letztern, zum Bey=

ſpiel, beruhen die Deklinazionen und Conjugazionen, beruht die Einförmigkeit gewiſſer Wortbildungen, beruht der unterſcheidende Total-Eindruck jeder Sprache, einzig auf dieſem Aehnlichkeitsgefühl.

Die Anlage zur Sprache liegt, wie wir eben ſagten, im Körper; und die Idee, wenn man uns eine ſolche Ausdrucksart erlauben will, die Idee, ſeine Gedanken durch Tonlaute darzuſtellen, kam dem Geiſt durch den Körper; noch ehe in ihm ſelbſt vernünftiges Bewußtſeyn erwachte, drückte ſich ſchon Begierde und Verlangen und jede heftigere Aeußerung der Thierſeele durch Töne aus: und manche ſeiner Vorſtellungen von den Empfindungen mitverwandter Weſen kamen ihm nur auf dieſem Wege.

So wie aber der Geiſt ſelbſt in allen ſeinen urſprünglichen Anlagen zu denen des Körpers, mit welchem er umkleidet iſt, ſo wundervoll zuſammenſtimmt, daß das, was der Philoſoph Geiſt nennt, faſt nur das feinſte Reſultat der körperlichen Organiſazion ſcheinen könnte: ſo zieht er auch aus jener dem Körper eigenthümlichen Anlage zur Sprache höchſt wichtige Vortheile für ſeine eigene Entwickelung: indem er die Sprache zum Werkzeug des Ausdrucks ſeiner Abſtractionen und Reflexionen macht.

Durch Sprache heftet er zuvörderſt alle ſeine Gefühle und Vorſtellungen. Man gebe auf ſich ſelbſt Acht; und man wird finden, daß alle Eindrücke und dunkle Vorſtellungen, die wir durch keine beſtimmte Worte ausdrücken können, z. B. die verſchiedenen Eindrücke des

des Geſchmacks, Geruchs, Gefühls, auch zugleich diejenigen ſind, von welchen wir uns ſchlechterdings keine deutliche Begriffe bilden, und ſie uns ſelbſt oder andern auf irgend einem Wege, auf dem der eigenen Empfindung ausgenommen, anſchaulich machen können. Dieſelbe Bewandtniß, welche es mit dieſen einzelnen Vorſtellungen des Geiſtes noch jetzt hat, hatte es mit allen, ehe der Menſch ſich bis zum Ausdruck derſelben durch die Sprache erhoben hatte. Jeder Dichter und jeder Philoſoph weiß es aus eigener Erfahrung, welch ein heiteres Licht ein aufgefundenes glückliches und entſprechendes Wort für ein darzuſtellendes Gefühl oder für einen zu bezeichnenden Gedanken, über eine dunkle Ideen-Maſſe verbreitet; wie der Geiſt ſelbſt, der ſo lange gleichſam unſtätt umherſchweifte, ungeachtet ihm der auszudrückende Gedanke noch ſo klar vorzuſchweben ſchien, dennoch nur erſt mit dem gefundenen wörtlichen Ausdruck den Gedanken ſelbſt in ſeiner ganzen Fülle und Klarheit gefunden zu haben ſcheint. Immer wird es mir eine ſonderbare Erinnerung ſeyn, welche — ich möchte ſagen — wonnige Freude der unſterbliche Verfaſſer der Kritik der praktiſchen Vernunft darüber empfand, als er für den Grund-Begriff ſeines Moralſyſtems, für den kategoriſchen Imperativ, den entſprechenden Ausdruck „Autonomie", ſo wie für das Gegentheil den der „Heteronomie" gefunden hatte: wie er mir dies ſelbſt eingeſtand.

Und wer kennt nicht die Macht der Worte über die Gemüther? Wer weiß es nicht, wie

tauſend Gedanken und Gefühle, die in der Seele ſchlummern, durch kraftvolle und bedeutende Worte, mit welchen die Begeiſterung des Genies oder der Leidenſchaft, oder die Kunſt des gewandten Menſchenkenners uns anſpricht, allein nur aus dem Schlummer erwachen, aus dem Tode wie ins Leben gerufen werden? Wer weiß es nicht, daß das große Talent des Dichters und des Redners gerade darin beſteht, gewiſſe Vorſtellungen und Gefühle durch die möglich-ausdruckvollſten und bedeutendſten Worte und Vorſtellungen anzuregen?

So einzig werden die Eindrücke und Vorſtellungen unſeres Geiſtes noch immer durch die Sprache geheftet! Noch vielmehr aber mußte dies bey den erſten Zöglingen der Vernunft der Fall ſeyn. Warlich! jedes neue Wort, welches der junge Geiſt entweder ſelbſt ausprägte, oder von andern ausgeprägt vernahm, mußte ihm ein neuer und wichtiger Fund dünken. Sehr natürlich finde ich daher die hohe Achtung, welche alle ungebildete Völker für Sprüchwörter, und eben ſo für alle diejenigen äußerten, welche das Talent der Rede irgend glücklich ausbildeten, für Dichter und Redner. So roh auch die Verſuche dieſer Art ſeyn mochten; ſo fand doch der Geiſt in denſelben einige ſeiner beſten Gedanken und Gefühle vernehmlich ausgedrückt, und dadurch glücklich geheftet.

Durch Sprache ordnet und verdeutlichet der Geiſt auch ferner ſeinen geſammleten Ideen-Vorrath.

Was eine beſtimmte Klaſſifikazion und ſyſtematiſche Terminologie für die Naturgeſchichte, was ein Wörterbuch für die Sprache ſelbſt iſt, das iſt die Sprache für Anordnung und Zuſammenſtellung der Ideen. Tauſend einzelne, von einander verſchiedene Vorſtellungen fließen in ein einziges Wort zuſammen, und erhalten dadurch erſt Klarheit, Ordnung und Beſtimmtheit. Durch das einzige Wort „Baum", zum Beyſpiel, bezeichnen wir eine zahlloſe Menge einzelner Bäume, deren jeder, einzeln angeſchaut, uns zwar ähnliche, aber doch untereinander verſchiedene Vorſtellungen in die Seele führt. Man wende dies Beyſpiel auf jedes Wort in der Sprache an! Denn jedes Wort iſt ein allgemeines Zeichen für Vorſtellungen, die, obſchon in vielen Stücken gleich, dennoch in vielen andern ſehr ungleich ſind: und wir heften daher durch das Wort meiſtentheils eine Menge ungleicher Vorſtellungen, indem wir von den zufälligen Ungleichheiten abſtrahiren, und nur das Gleiche in den Begriff zuſammenfaſſen. Ein ganzer Satz wird dieſe Eigenthümlichkeit der Sprache und der wörtlichen Bezeichnung der Begriffe noch hervorſpringender machen. Wenn ich ſage: „der König geht heute ins Schauſpiel": ſo kann der König einen blauen oder einen anderfärbigen Rock tragen; er kann ſich zu Fuß, oder im Wagen in's Schauſpielhaus begeben; es kann heute regnen oder heiterer Himmel ſeyn, u. ſ. f. Der Satz, welcher in den Worten: der König geht heute ins Schauſpiel: enthalten iſt, gilt für alle dieſe Fälle, und wird auch von einem ganz andern Könige, von

einem ganz andern Tage, und andern Schauſpielhauſe eben ſo wohl geſagt werden können.

Durch dieſen Ausdruck der Allgemeinheit alſo, den das Wort allen unſern Vorſtellungen giebt, erleichtert die Sprache ungemein dem Geiſte die Bildung klarer und beſtimmter Begriffe: indem er, wie bekannt, alle ſeine Vorſtellungen nur durch Verallgemeinerung, d. h. durch Unterordnung des ähnlichen mit dem ähnlichen, des gleichen mit dem gleichen, und Abſonderung des ungleichartigen in denſelben, ſich ſelbſt und andern verdeutlichen kann, und, ſo lange ſie einzeln und ungeſondert von allen zufälligen Nebenbeſtimmungen, welche ihnen durch das Zeit- oder Ort-Verhältniß ankleben, dieſelbe überall nicht zu einem klaren Bewußtſeyn zu erheben vermag.

Demnach iſt Sprache, als Verallgemeinerungsmittel der Vorſtellungen, dem Geiſt unentbehrlich zur Verdeutlichung und Zuſammenordnung ſeiner Ideen, deren endloſe Mannigfaltigkeit er ohne dieſe nie zur Einheit verbinden würde.

Durch Sprache gewinnt ferner das geſammte Denkgeſchäfte an Lebhaftigkeit der Vorſtellungen, an Schnelligkeit der Ideen-Verknüpfung, und an Leichtigkeit der Ideen-Mittheilung.

Lebhaftigkeit und Beſtimmtheit der Vorſtellungen iſt ohne Zweifel eine weſentliche Bedingung des richtigen Denkens: dieſe aber gewährt die Sprache dem Geiſt durch das eben erklärte Heften und Ergreifen der

Ideen, und durch das Anordnen und Verdeutlichen derſelben vermittelſt der Worte.

Durch die Lebhaftigkeit und Beſtimmtheit der Vorſtellungen ſelbſt dagegen wird der Denker in den Stand geſetzt, dieſelbe auch deſto leichter unter einander zu verknüpfen, und das zuſtimmende oder widerſprechende darin zu entdecken.

Und welches andere Organ der Ideen-Mittheilung (die zugleich eines der wichtigſten Bereicherungsmittel des Geiſtes iſt) verlieh uns der Schöpfer, als die Sprache? Wie unvollſtändig, und für jede feinere Nüanze der Gefühle und Begriffe oft ganz unbrauchbar, ſind, gegen ſie gehalten, Geberde, Zeichen, Hieroglyphen u. ſ. f.

Durch Sprache endlich gewinnt jede unſrer geiſtigen Energien, Vorſtellungsvermögen, Gedächtniß, Urtheilskraft, Beobachtungsgeiſt, an Stärke und an Leichtigkeit der Kraftäußerung.

Ein Satz, der aus dem vorhergehenden unmittelbar abfließt: indem das geſammte Denkgeſchäfte, welches durch die Sprache ſo glücklich befördert wird, ſich in die genannte Seelen-Kräfte, als in ſeine einzelne Beſtandtheile, auflöſt. Nothwendig müſſen daher auch durch die Sprache das Vorſtellungsvermögen Klarheit und Beſtimmtheit, das Gedächtniß Leben und Feſtigkeit in der Heftung der Anſchauungen und Begriffe, die Urtheilskraft Schärfe und Richtigkeit, der Beobachtungsgeiſt Feinheit und Mannigfaltigkeit erhalten.

So wie aber die Sprache auf die erklärte Art zur Ausbildung und Vervollkommnung des Geiſtes und jedes ſchönen Vernunft-Keims mitwirkt: eben ſo ſchafft ſich auch gegenſeitig der ausgebildetre Geiſt eine vollkommnere Sprache. Wir lernen denken durch Sprechen, und ſprechen durch Denken: wir denken richtiger, weil wir richtiger ſprechen; und umgekehrt.

In der ganzen Vernunft-Entwickelung bleibt freilich der Geiſt oder die Denkkraft das eigentliche *agens*, die *vis activa*; denn ſie formt und bildet alles: aber Materie dieſer Form, und Stoff dieſer Bildung, kommt dem Geiſt von auſſenher.

Umſonſt beunruhiget ſich der Sprachforſcher: wie der ungebildete Menſch eine Sprache habe erfinden können, in faſt allen ihren Theilen ſo vortrefflich, daß der ſcharfſinnigſte Philoſoph mit aller Anſtrengung des Nachdenkens ſchwerlich etwas auch nur ähnliches erfinden würde. Die erſten Menſchen folgten in der Bildung der Sprache, wie in allen übrigen Dingen, einzig dem Ruf der Nothwendigkeit und der Leitung des Inſtincts, zwey reichhaltige Quellen vieler und beneidenswerth-glücklicher Erfindungen und Entdeckungen, die dem kalten Denker, insbeſondere aber die reichhaltigere dieſer beyden, Inſtinct, verſchloſſen ſind. Eine vereinzelnde Zergliederung des Kunſtgebäudes der Sprache, die hier freilich an ſehr unrechtem Ort ſtünde, würde dies unwiderſprechlich darthun.

Nach allem aber iſt es gewiß, daß, ohne einen gewiſſen Fortſchritt in der Sprache, und zwar in ſo fern ſie Werkzeug des Ausdrucks nicht nur

thieriſcher Gefühle und Begierden, ſondern der mit vernünftigem Bewußtſeyn ergriffenen Vorſtellungen iſt, keine Vermenſchlichung ſtatt finden kann: ſo wie ein ſolcher Grad der Sprachbildung ſelbſt das eigentliche Keimen des Vernunft-Charakters beweiſt.

§. 3.

Geburt des erſten Kindes, und Einfluß ſeines Daſeyns und ſeiner Pflege auf die Entwickelung der erſten Menſchen.

Denken wir uns alſo ein erſtes Menſchen-Paar von dem erſten Tage an, wo ſie ſich nach ihrem Hervorgange aus der Hand des Schöpfers in dem für ſie beſtimmten, mit allen Mitteln zur Befriedigung ihrer Bedürfniſſe verſehenen Aufenthalt zuſammenfanden, durch Geſelligkeits- und Geſchlechtstrieb bey einander lebend, und in dieſem Zuſtande der Gemächlichkeit, früher oder ſpäter, vielleicht wenige Tage, wenige Wochen nach der Schöpfung, die eigentliche Vernunft-Entwickelung beginnend: ſo tritt nunmehr, nach neun Monden, oder, wenn vielleicht die vollkräftige Natur weniger Zeit zur Hervorbringung eines jungen Menſchen-Geſchöpfs im Mutterleibe gebraucht haben ſollte, nach ein paar Monden, die Zeit der Geburt des erſten kleinen Menſchen-Sprößlings ein.

Dieſe Geburt nun, behaupte ich, nach dem, was auch oben ſchon im allgemeinen darüber geſagt worden, bildet den fruchtbarſten und folgereichſten Abſchnitt in der Epoche der Vermenſchlichung.

Sie ſchuf den ſchon geſproßten Keim menſchlicher Vernunft-Entwickelung weiter

aus; ſie beſchleunigte den Wachsthum des eben ſproſſenden: ſie weckte den noch ſchlummernden; ſie gab allen und jeden Anlagen und Kräften der Menſchen-Natur einen mächtigen und mit daurenden Folgen begleiteten Schwung.

Der Beweis dieſes wichtigen Satzes, welcher in unſern bisherigen Ur-Geſchichten, ſo viel ich weiß, faſt ganz überſehen worden, wird dem Leſer klar einleuchten.

Die wundervollſten Kraftäußerungen des thieriſchen Inſtincts, wann bemerkt ſie der Beobachter der Natur? in welcher Epoche der thieriſchen Lebensökonomie entſtehen dem Naturgeſchichtſchreiber die bedenklichſten Zweifel über den geringen Unterſchied zwiſchen Thier und Menſch, zwiſchen Inſtinct und Vernunft?

In der Periode der Brüt- und Pflege-Zeit der Jungen. In keiner andern Zeit äußert ſich faſt jeder thieriſche Trieb mit dieſer Stärke, dieſer Fülle; in keiner andern ſchließt ſich das Männchen dem Weibchen ſo innig an; in keiner andern beweiſen ſie ſo viel Kunſtfertigkeit durch Bauen, Speiſe-Aufſuchen und jede Veranſtaltung zur Pflege der Jungen und zur Bewahrung derſelben vor jedem ungemächlichen Eindruck der Luft, vor nachſtellenden Thieren und Menſchen: in keiner andern beweiſen ſie ſo viel Zart- und Feinſinn gegen ihre gleichgeſchaffene Gattung.

Wenn der Menſch, ehe er ſeinen Vernunft-Charakter entwickelt, nur Thier iſt, und daher auch nur in dieſer Eigenſchaft von dem Philoſophen in jener Epoche betrachtet werden muß, wie es von uns bis

dahin mit der ſtrengſten Sorgfalt geſchehen: iſt es nicht höchſt wahrſcheinlich, daß auch eben durch die Geburt des erſten Menſchen-Kindes in dem erſten Menſchen-Paar, gerade ſo wie beym Thier, das ganze Lebens-Syſtem mit allen ſeinen Anlagen und Kräften, wie durch einen neuen Schwung angeregt, ſchon-entwickelte Energien fortgebildet, neue hervorgerufen wurden?

Die Geburt eines Kindes war, wie von ſelbſt erhellet, ein Quell neuer Bedürfniſſe: das Neugeborne mußte geſpeiſt, getränkt, gehoben, getragen, gepflegt und gewartet werden: Bedürfniſſe, welche eine Aufmerkſamkeit, eine Sorgfalt und Feinheit erfoderten, wie ſie die erwachſenen einzelnen Menſchen bis dahin für die Herbeyſchaffung keines ihrer eigenen Bedürfniſſe brauchten.

Nehmen wir nun an, daß die Natur, wie überall, ſo auch hier, neuen Bedürfniſſen neue Mittel gegenüberſtellte, mußte ſie nicht alle Inſtincte der Thier-Natur des Menſchen-Paars wie von neuem beleben, ſchärfen und verſtärken? mußte ſie nicht vielleicht ſogar einige neue, z. B. den für die Behandlung des zarten Geſchöpfes, wecken?

Nehmen wir ferner an, wie wir's allenfalls wagen könnten, vorauszuſetzen, daß ſchon vor dieſer Epoche der Vernunft-Keim in dem Menſchen-Paar ſich zu entwickeln angefangen, daß ſie ſchon des Bewußtſeyns vernünftiger Vorſtellungen, und einiges Ausdrucks derſelben durch die Sprache fähig waren: mußte dann dieſer Vernunftkeim, durch den neuen Anſtoß gleichſam elektriſirt und neu-befruchtet, nicht mit neuer

Kraft fortſproſſen, nicht hier noch vielleicht neue Schößlinge anſetzen?

Die Menſchen-Mutter ſpielt hier ohne Zweifel die Hauptrolle: ſie iſt es beſonders, in deren Geiſt und allen Anlagen die Geburt des Kindes eine neue Wandlung hervorbringt: und ſehen wir dann nicht auch in der Sittengeſchichte der Thiere, daß die Mutter des Jungen die meiſten und bewunderswürdigſten der Kunſtfertigkeiten, den höchſten Grad des Fein- und Zartſinns äußert, wie es da die Pflege der Neugebornen erfodert?

Welch ein neues Schauſpiel für das erſte Weib! ein ihr ähnliches Geſchöpf liegt auf ihrem Schooß, ein Sprößling ihres eigenen Herzens! Schon ſein Hervorgang aus dem Mutterleibe weckt in ihr die Kunſtfertigkeit gewiſſer neuer Stellungen des Körpers, in denen ſie ſich bis dahin noch nie befunden hatte. Aber es weint, es drückt, ihrem mütterlichen Ohr ſehr vernehmlich, das Schmerzgefühl des Eindrucks der neu-eingeathmeten Luft, das Bedürfniß der Beſchützung vor der Kälte und Näſſe, das Verlangen nach einem nährenden Trank oder nach Speiſe, aus: und zärtlich legt ſie den gereinigten Säugling an die warme Bruſt, reicht ihm, etwas ſpäterhin, von dem erquickenden Lebensquell, der aus ihren Brüſten ſtrömt, bettet ihn auf ihren weichen Schooß, oder auf irgend ein Lager von Raſen oder Moos, deſſen Weichheit ſie ſchon vor der Geburt des Kindes erprobt hatte.

Der Leſer kann ſich die rührendſte aller Natur-Scenen aus ſeinem eigenen Herzen weiter ausmahlen: und

wenn er bey dieſer näheren Zergliederung alles deſſen, was die Pflege eines zarten Menſchen=Geſchöpfes fodert, erſtaunt iſt über die vielfältigen und feinen Kunſtgriffe, durch welche eine Kinder=Wärterin ihrem Geſchäft allein nur gnügethun kann: wenn er ferner erwegt, daß der weiſen Natur gerade an der Erhaltung und gehörigen Pflege der erſten Menſchen=Sprößlinge ſehr viel gelegen ſeyn mußte: dann wird er mir ohne Zweifel beyſtimmen, wenn ich behaupte, daß in der Menſchen=Mutter durch die Geburt des Kindes neue Inſtincte, neue Kunſtfertigkeiten geweckt werden mußten, gerade ſo wie wir's da noch immer an jeder Thiermutter in derſelben Epoche wahrnehmen.

War nun aber, ſchon vor der Niederkunft, das vernünftige Bewußtſeyn erwacht: ſo mußte es durch dieſe neue und folgenreiche Begebenheit mit allen ſeinen Anlagen und Kräften mächtig gefördert werden. Denn ſo gewiß es iſt, daß wir bey jedem wichtigen Lebensgeſchäfte, welches Sorgfalt und Klugheit erfodert, alle unſre Seelen=Kräfte anſtrengen und üben; ſo gewiß rief auch das Pflege=Geſchäfte des Neugebornen jede geiſtige Energie zu neuer Thätigkeit auf. Beobachtungsgeiſt, Gedächtniß= und Einbildungskraft bereicherten ſich mit neuen Vorſtellungen und Erfahrungen: die Urtheilskraft ſchärfte ſich durch die Vergleichung mannigfaltiger Fälle und Mittel, den neugegebenen Zwecken zu entſprechen: das ganze Denkgeſchäfte ward wie mit einem neuen Schwunge angeregt: indem es einen Gegenſtand betraf, welcher das erſte

Weib ſo einzig, ja, wie wir's aus zahlloſen Beyſpielen der Mutterliebe wiſſen, noch einziger, als ihr eigenes Selbſt, intereſſirte.

Oft ſchon bemerkte ich's mit einer geheimen Freude an den alltäglichen Wundern der Natur, wie manches Weib, die man immer für ſehr einfältig und kaum mit dem gewöhnlichen Maaß von Hausverſtande begabt gewähnt hatte, wenn ſie nun Mutter geworden, in allem, was Gegenſtände der Kindespflege betraf, einen gewiſſen Grad von Beobachtungsgeiſt, Scharfſinn, Urtheiskraft zeigte, die man in andern Gelegenheiten an ihr vermißte. Eine ſolche Umwandelung nenne ich ein ſehr natürliches Wunder: denn es iſt offenbar kein anderes, als wovon uns jede ſtarke Leidenſchaft, von welcher der Menſch ergriffen wird, unwiderſprechliche Beyſpiele aufſtellt. Wer erkennt nicht die Wahrheit des bekannten Gemeinſpruchs: „Liebe und Noth machen die Einfältigen weiſe." (S. oben 1. Buch.)

Wo aber wirken, frag' ich weiter, Liebe und Noth ſtärker, dringender, und gleichſam in und aus allen Tiefen der Natur, als im Mutter-Herzen bey den Bedürfniſſen für Pflege und Schutz des Lieblings ihres Buſens?

Selbſt in moraliſcher Hinſicht bemerkte ich nicht ſelten, daß das leichtſinnigſte Mädchen, als Mutter, Ernſt und Würde annahm, und das zerſtreuteſte Gemüth ſich zu ſammlen anfing: eine Stimmung, welche der Ernſt der wichtigen Naturzwecke und der zur Erreichung derſelben erfor-

derlichen Sorgfalt, über die Seele verbreitet. Welcher Menſch von unverdorbenem Gefühl kann ein ſchwangeres Weib, kann eine Mutter mit dem Kinde im Arm, ohne einen geheimen Schauer ehrfurchtsvoller Zärtlichkeit und zärtlicher Ehrfurcht betrachten?

Aber mag man, nach allem dieſem, anſtehen, meine Behauptung wahrſcheinlich zu finden, daß die Geburt des erſten Kindes eine höchſtfolgenreiche Begebenheit in der Lebensgeſchichte des erſten Menſchen-Paares war? daß, beſonders in der Mutter, wenn der Vernunftkeim nicht vorher ſchon erwacht war, ſich neue Inſtincte entwickeln, oder, wenn dieſer ſchon ſproßte, der denkende Geiſt neuen Schwung erhielt?

Gewiß! jener dem Weibe ſo eigenthümliche, und dem erſten Weibe, der urſprünglichen Anlage nach, auch ſchon beywohnende Geiſt des Details, d. h. der Fähigkeit, kleine Umſtände zu beobachten, zu ergreifen, zweckmäßig anzuwenden und zu benutzen, — fand in der Pflege des Kindes zuerſt einen ausgebreiteten Spielraum: gerade auf dieſes wichtige Mutter-Geſchäft war derſelbe von der allweiſen Natur am meiſten berechnet; wenn gleich die in ſpätern Epochen vorzüglich ſehr zuſammengeſetzte Haushaltung, deren Leitung überall dem Weibe anheim fällt, einen ſolchen Geiſt nicht weniger erfodert, nicht weniger weckt und ſchärfet.

Daß daher dem Weibe höchſt wahrſcheinlich einige der erſten und gemeinnützigſten Entdeckungen und Erfindungen für Bedürfniß und Bequemlichkeit des Menſchen-Lebens zugeſchrieben werden müſſen, wage ich ſchon hier zu

behaupten, und werd' es in dem Abſchnitte von der techniſchen Entwickelung mit mehrern Gründen zu belegen wiſſen.

Aber auch für die geiſtige Entwickelung des Vaters des erſten Menſchen-Kindes konnte deſſen Geburt nicht gleichgültig ſeyn. Welcher unverdorbene Mann kann ſich mit gleichgültigem Herzen Vater fühlen? Der erſte männliche Natur-Sohn konnte es gewiß nicht. Auch für ihn alſo mußte dieſe Begebenheit fruchtbar ſeyn an Folgen und Wirkungen.

Vielleicht kömmt er ſo eben aus einem Hain zurück, wo er für ſich und ſein Weib neue Nahrungsmittel aufgeſucht. Welch ein Anblick! ein kleiner Menſch auf dem Schooß ſeines Weibes: ſie ſelbſt — wahrſcheinlich noch matt und kraftlos, wenigſtens nicht ſo ſtark und vollkräftig, als ſonſt, von den Wehen der Geburt, die, wie bekannt, auch für die Thiermutter, immer etwas erſchöpfendes haben, und die, nach den Zeugniſſen der neueſten Reiſebeſchreiber von den Sitten der Wilden (ſiehe Longs Land- und See-Reiſen), auch die Mutter des kleinen Wilden mehr anſtrengen, als man's, nach einigen Darſtellungen älterer Reiſe-Beſchreiber, zu glauben pflegt. Eine neue, bis dahin ihm unbekannte Art wehmüthigen Zartgefühls für ſein Weib als Mutter, und für den Neugebornen, Freude über das Daſeyn des letztern, Ahnung neuer Bedürfniſſe, Beſtreben, dieſen Bedürfniſſen abzuhelfen, — alles in einem, eins in allem, bemächtigen ſich ſeines Gemüths, regen alle ſeine Energien zu verſtärkter Thätigkeit an: und es erfolgt auch in dem Geiſt des

Vaters eine ähnliche Wandlung, als die, welche wir an der Mutter ſchilderten.

Denn wenn gleich Vater-Gefühl bey weitem nicht den Grad der Innigkeit des Mutter-Gefühles hat; ſo bildet daſſelbe doch nicht weniger eine eigenthümliche Modifikazion des männlichen Gemüths, als das Mutter-Gefühl des weiblichen, äußert ſich vielleicht weniger oft, aber eben ſo gewiß als dieſes, in Fällen der Noth durch heroiſche Handlungen und Aufopferungen. Sehr treffend, wie ſo viele andre von dem gewöhnlichen Schriftſtellerheer überſehene große und wahre Eigenthümlichkeiten der Menſchen-Natur, hat Goethe in dem erſten Theil ſeines Werks „Wilhelm Meiſters Lehrjahre" dieſes Vatergefühl gezeichnet an der Stelle, wo Meiſter den kleinen Felix zum erſtenmal für ſeinen Sohn erkennt. Nach meinen ſorgfältigſten Beobachtungen über den Menſchen fand auch ich den unverdorbenen, mit dem heiligen Vater-Namen geſchmückten Jüngling, ſo wie ich vorher das Mutter-gewordene Mädchen ſchilderte, ernſter, geſammleter, weiſer-geſchäftig, würde-voller, als vor dieſer Epoche.

Bereichert mit neuen Vorſtellungen, neuen Erfahrungen, neuen Gefühlen, geſpornt von neuen Bedürfniſſen, belebt und geweckt zu neuen Anſtrengungen, ſtrebten alſo Mann und Weib in der einmal begonnenen natürlichen Geiſtesentwickelung immer raſtloſer fort, vermehrten mit jedem Tage den Schatz ihrer Beobachtungen und Kenntniſſe, verdeutlichten ſich durch die Bemerkung des allmählichen Körper- und Geiſteswachs-

thums des Kleinen immer mehr jede Vorſtellung, und insbeſondere auch jedes Gefühl in dem geheimnißvollen Innern des Gemüths, lernten, durch die mütterliche und väterliche Sorgfalt für das Kind, vorzüglich auch den Selbſterhaltungstrieb veredeln, und außer dem eigenen Ich noch ein anderes menſchliches Weſen zum Gegenſtande ihrer Beſchäftigungen und Anſtrengungen machen; lernten, durch eine ſolche Erweiterung, jeden Trieb und jedes Gefühl der Liebe, der Furcht, der Hoffnung, immer mehr vermenſchlichen; ſchloſſen ſich immer inniger, immer zärtlicher, und immer mehr menſchlich-veredelt, dem kleinen Zöglinge als Eltern, ſich ſelbſt einander als Mann und Weib, an.

Ich halt' es für überflüßig, hier weitläuftig auseinanderzuſetzen: Wie die allmähliche intellectuelle und beſonders auch die moraliſche Entwickelung der erſten Menſchen erfolgte. Der Leſer kann es ſich ſelbſt ſagen: und wir werden in der Folge noch die einzelnen ſchönen Kraftäußerungen derſelben darſtellen.

Daß mit jedem neugebornen Kinde (und wahrſcheinlich war das erſte Menſchen-Paar mit Abſtämmlingen reichlich geſegnet; vielleicht trug ſogar die vollkräftige Natur, wofern dies anders nicht mit der noch immer ſehr großen Unbehülflichkeit der erſten Menſchen unverträglich war, meiſtentheils Zwillinge und Drillinge) ſich die eben erklärten Wirkungen auf den denkenden und empfindenden Theil der Menſchen wiederhohlten, und, wenn gleich nicht immer gerade mit verſtärkter Kraft, erneuerten; daß auf dieſem Wege jeder intellectuelle und moraliſche Eindruck in dem ſich immer

mehr

mehr entwickelnden Geiſt feſter, beſtimmter, deutlicher, vielſeitiger ward, und ſich, als ſolchen, in der geſammten Lebensökonomie, wohlthätig äußerte, erhellet gleichfalls unerinnert.

Die lange Unbehülflichkeit und Unmündigkeit des jungen Menſchen, die unſer Geſchlecht eigenthümlich auszeichnet, diente vorzüglich, um jenen Schwung zu neuer Entwickelung daurend zu machen. Der junge Menſch war den Eltern gleichſam ein vorgehaltener Spiegel zur Beſchauung ihres beſſern und edleren Selbſt: jede ſchöne Kraftäußerung, welche ſie an ſich ſelbſt gedankenlos überſahen, bemerkten ſie hier nach jeder Stufe des Keimens und Sproſſens; jedes dunkle Gefühl ihres eigenen Gemüths ward ihnen, durch ſeine ſichtliche Aeußerung in dem Kinde, nur anſchaulicher; jede Beobachtung oder Erfahrung über irgend einen für den Hausbedarf nützlichen Gegenſtand ward ihnen, als Mittel zu erleichternder Pflege der jungen Menſchen deſto ſchätzbarer, ſchärfte ihre Sorgfalt, ermunterte ihren Fleiß. Insbeſondre aber eigneten ſie ſich durch die Erziehung der Kinder immer mehr jene vernünftigen und moraliſchen Weſen charakteriſche Sinnesart an, nicht blos für ſich, ſondern auch für andre, nicht blos für den gegenwärtigen Augenblick, ſondern auch für die Zukunft zu leben: denn auf beydes wird der Menſch durch die unausſprechliche Unbehülflichkeit des Kindesalters geradezu hingeleitet: beydes aber wirkt auch ganz beſonders auf die intellectuelle und moraliſche Entwickelung: indem Vorherſehung der Zu-

kunft, und Anſtalten zur Abwendung des Mangels oder der Gefahren, welche ſie droht, Werk der Vernunft iſt, und Theilnahme für andre die Grundlage aller Moral enthält: wenn gleich auch der Inſtinct des Thiers, wie wir dies an ſeiner Pflege der Jungen ſeiner Gattung ſehen, auf ähnliche dunkle Vorſtellungen und Gefühle hinzudeuten ſcheint.

Mit der größern Menge und Lebhaftigkeit der Vorſtellungen und Empfindungen, mit der geübteren Denk- und Urtheilskraft, bereicherte und erweiterte ſich auch, vermittelſt des obenerklärten nothwendigen Zuſammenhangs der Sprache und des Denkgeſchäftes, die menſchliche Sprache: und, durch denſelben Zuſammenhang, floß auch die Sprache wiederum, rückwirkend, auf Ausbildung und Erweiterung des Denkgeſchäftes ein.

Die Kinder, mit denſelben intellectuellen und moraliſchen Anlagen begabt, als die Eltern, und durch dieſer, wenn gleich noch ſo rohes, Beyſpiel dennoch früher zur vernünftigen Beſonnenheit gebildet, als ſie, und, von ihnen gewarnt, manche Misgriffe vermeidend, durch welche ſie, die Eltern, ſich geſchadet, waren in Hinſicht auf die erſte Menſchen-Familie eben ſo viele neue und originelle Denker und Beobachter, die den kleinen Vorrath von Ideen und Worten, ſo wie von nützlichen Erfahrungen und Kenntniſſen der natürlichen Dinge vermehren halfen, und ſelbſt wieder Väter und Mütter junger Menſchen wurden, welche zu der intellectuellen und moraliſchen Ausbildung des Menſchenhäufleins, wie ihre Eltern und Großeltern, und ſo weiter hinauf, beytrugen.

In der Entwickelung der Sprachfähigkeit und in den mannigfaltigen höchſt wichtigen Wirkungen der Geburt und Pflege des erſten Kindes auf die Ausbildung der erſten Menſchen, haben wir gewiſſermaßen die Grundlage zu allen der Epoche der Vermenſchlichung eigenthümlichen Charakterzügen dargeſtellt. Die letztern betrachten wir nunmehr, nach einer vorhergeſchickten allgemeinen Bemerkung, einzeln nach einander.

§. 4.

Allgemeine Vergleichung des Ideen-Kreiſes unſeres ſo genannten gemeinen Mannes mit den erſten Menſchen in der Epoche der Vermenſchlichung.

Denken wir uns aus dem Ideen-Kreiſe unſeres Landmanns, beſonders ſo wie er da in den Dörfern um die kleinen Städte der entferntern Provinzen herum lebt, alles dasjenige weg, was er etwa in der Schule von dem Küſter, in der Kirche von dem Pfarrer, oder durch den zufälligen Umgang mit Beſſer-Unterrichteten, oder durch das Leſen dieſes und jenes Buchs aufgefaßt hat, und wodurch er, ſeltene Fälle ausgenommen, in dem, was er eigentlich für Bedürfniß und Bequemlichkeit ſeiner Lebensökonomie braucht, wenig klüger wird: beſchränken wir alſo ſeinen Geiſt auf denjenigen Kreis, welcher die ihm allein-erkennbaren und anſchaulichen Ideen enthält: ſo haben wir ein gewiß ſehr ähnliches Bild von dem Ideen-Vorrath und dem Grad intellectueller und moraliſcher Entwickelung, welcher dem erſten Menſchengeſchlecht vielleicht ſchon in der zweyten Generazion eigenthümlich war. Denn

unglaublich gering iſt die Bildungsſtuffe des Landmanns unſerer Tage in den eben bezeichneten Wohnplätzen: Sitte und Gewohnheit und eine eingeſchränkte äußerliche Lage halten ihn Jahrhunderte, Jahrtauſende unbeweglich auf demſelben Entwickelungspunkt.

Raſch, unglaublich raſch dagegen ſind die Fortſchritte des ſich ſelbſt überlaſſenen, ungehindert-fortwirkenden, einzig durch die natürlichen Umgebungen beſtimmten, durch Noth und Bedürfniß geſpornten, durch Gemächlichkeit aufgemunterten Menſchen-Geiſtes, wie wir ihn uns da in der erſten Menſchenfamilie, vermittelſt des von ihr bewohnten günſtigen Erdſtrichs, denken. Ein Beyſpiel der unglaublichen Raſchheit dieſer Fortſchritte ſtellen uns noch fortdaurend unſre Kinder in dem zweyten, dritten, vierten Lebensjahre auf. Der Beobachter erſtaunt über die Maſſe von Ideen, Worten, Gefühlen, Kenntniſſen natürlicher Dinge und Ideen-Verknüpfungen, mit welchen ſich ihr kleiner Geiſt, ohne allen beſondern Unterricht (deſſen er noch nicht fähig iſt), durch die bloße Aufmerkſamkeit auf das, was täglich um ihn her vorgeht, bereichert.

Wir müßten alle wenigſtens Newtons ſeyn, wenn unſer Geiſt, mit Beyhülfe alles künſtlichen Unterrichts der zweckmäßigſten Pädagogik, in den ſpätern Jahren auch nur die Hälfte der Fortſchritte machte, die er von der erſten Wahrnehmung des Lichtſtrahls, dieſſeits des Mutterleibes, bis zum vierten oder fünften Jahre macht.

So leicht erhebt ſich der einmal angeregte, ſich ſelbſt überlaſſene Geiſt bis auf die erſte Stufe der Vernunft-

Cultur! Aber eben ſo leicht bleibt er auch auf dieſer erſten Cultur-Stufe unbeweglich ſtehen!

Denn wenn wir das letztere an dem Beyſpiel unſeres Landmanns zeigten: ſo liefert die Geſchichte aller der Völker, die wir, freilich mit einem der Sache wenig angemeſſenen Wort, „Wilde" nennen, z. B. aller Amerikaniſchen Völker vor der Europäiſchen Entdekkung, der Einwohner der Süd-Inſeln u. ſ. f., einen eben ſo unwiderſprechlichen Beweis für unſre Behauptung. Auf der Cultur-Stufe, auf welcher die Europäer die meiſten dieſer Völker fanden, ſtanden einſt ihre Vorfahren vielleicht ſeit tauſend und mehrern Jahren; und die erſten Bewohner hatten ſich, wenn ſie vielleicht ein (durch ſich ſelbſt gebildetes) Ur-Volk waren, in den erſten hundert Jahren ihrer Exiſtenz bis zu dieſer Stufe hinaufgearbeitet.

Wollten wir das, was der Menſch, in dieſer Epoche der Vermenſchlichung, in Hinſicht auf das Ganze ſeiner vernünftigen Entwickelung leiſtet, gemäß der vorhin aufgeſtellten Eintheilung aller Anlagen unſerer Natur in phyſiſche, techniſche, äſthetiſche, moraliſche, wiſſenſchaftliche, politiſche und religiöſe, vereinzeln; ſo könnte es blos in der Abſicht geſchehen, damit wir das Zuſammen- und Ineinander-Wirken dieſer verſchiedenen Bildungen deſto leichter überſchauen. Denn Form und Grad einer jeden dieſer Bildungen vollſtändig ausgemahlt und vereinzelt dargeſtellt, muß der Leſer in dem dritten Buch von der Entwickelungsgeſchichte

der genannten Anlagen insbeſondre aufſuchen. Um ſo viel kürzer aber können wir uns deshalb hier faſſen.

§. 5.

Charakter der phyſiſchen Anlagen in der Epoche der Vermenſchlichung.

Phyſiſch betrachtet erhält durch den entwickelten Vernunftkeim das ganze Weſen des Menſchen, verglichen mit ſeinem Zuſtande in der Epoche der Thiermenſchheit, einen gewiſſen Ausdruck von Zahmheit, Ruhe und Sittſamkeit: alle Kräfte des Körpers und alle ſinnlichen Triebe tragen nunmehr den Stempel vernünftiger Leitung und Zweckmäßigkeit.

Vernunft, als diejenige Kraft in dem Menſchen, die das unſtätte und umherſchweifende heftet, das irrende leitet und richtet, das regelloſe ordnet, kann, vermöge dieſes Charakters, in dem Geiſt nicht erwachen, ohne daß ſie nicht jenen thieriſchen Taumel und wilden Ungeſtüm aller Kräfte und Triebe, wie wir ihn da an Kindern vor der Epoche des vernünftigen Bewußtſeyns, und noch mehr an Menſchen, die ihrer Vernunft beraubt ſind, wahrnehmen, gleichſam beſchwichtiget, und über jede nunmehrige Kraftäußerung eine gewiſſe Ruhe ausbreitet. Es iſt auf ſie anwendbar, was der Dichter von dem

„vir pietate gravis"

ſagt, der eine tobende Volksmenge zum Schweigen bringt.

Sie zähmt und bändiget die Wildheit der thieriſchen Triebe, wie, nach demſelben Dichter, der Gott Aeolus das tobende Volk der Stürme:

Imperio premit, ac vinctis et carcere frenat,
Sceptra tenens, mollitque animos et temperat iras.

Hochgebietriſch, die Hand am Scepter, dämpft er durch Bande
und durch Kerker ihr tobend Gebraus und beſchwichtigt die Herzen.

Ein lebendiges Bild eines ſolchen durch den aufſproſſenden Vernunftkeim gezähmten Menſchen ſtellet uns ein der vernünftigen Beſinnung wiedergegebener Raſender dar. Wild und unſtätt irrte er ſonſt in ſeiner melancholiſchen Clauſe umher; nun ſitzt er ruhig und in nachdenkender Stellung an ſeinem Platz: wild und ſtarr funkelte das Auge, und ſeine Blicke ſchienen, gleich Blitzen, alles um ſich her zerſtören, zermalmen zu wollen; eine ſanfte Milde erheitert es jetzt: alle Bewegungen des Körpers hatten etwas convulſiviſches, verzerrtes, thieriſch-ungeſtümes; jetzt iſt überall etwas abgemeſſenes, harmoniſches, zweckmäßiges an ihnen bemerkbar: alle ſeine Kräfte und Triebe ſchienen, wie ohne Regel und beſtimmte Richtung, immer nur nach den Eingebungen des gegenwärtigen Augenblicks zu wirken; nunmehr ſtellen und richten ſie ſich nach den Vorſtellungen vernünftiger Abſicht und Zweckmäßigkeit.

Dieſes Bild eines zur vernünftigen Beſinnung in ſich einkehrenden Raſenden iſt uns hier nicht blos Gleichniß: ſondern es iſt, wie der Leſer ſich ſelbſt ſagen wird, bis in die kleinſten Züge Portrait-Gemählde des zum vernünftigen Selbſtbewußtſeyn erwachten Thier-Menſchen: dies iſt's, was ich die Zahmheit, Milde und Sittſamkeit nenne, welche über ſein ganzes neues

Weſen ausgebreitet iſt. Ich nenne es Zahmheit und Milde mit Hindeutung auf die Rohigkeit und Wildheit ſeiner vor-menſchlichen Art zu ſeyn, und auf die neu-angebildeten Eigenſchaften gezähmter Thiere. Ich nenne es Sittſamkeit in dem gewöhnlichen Sinne dieſes Worts, nach welchem es nichts weiter als Annehmung einer gewiſſen Geſtalt und Sitte des bis dahin regelloſen innern und äußern Weſens eines Menſchen, Einfügung in eine gewiſſe Ordnung, Regel und Geſetzmäßigkeit, anzeigt: in dem Sinne alſo, in welchem wir von einem zum Vernunftkeim allmählich ſich ausbildenden Kinde zu ſagen pflegen, es fange an, ſittſam zu werden. Denn mit dieſem Ausdruck wollen wir keinesweges jenen kategoriſch-reinen Begriff der Sittlichkeit andeuten (deſſen die Einfalt des Kindesalters offenbar nicht fähig iſt), ſondern nur die allmähliche Fügung des kleinen Geſchöpfes in die gewöhnliche Ordnung und Lebensſitte der Menſchen. (S. erſten Theil des Geiſtes und Charakters des Jahrhunderts, 2. Buch.)

Eben dieſe Epoche der Entwickelung des kindlichen Alters ſtellet daher auch ſehr beſtimmte Züge zu dem Gemählde des aus dem thieriſchen Zuſtande zur Vernunft übergegangenen Menſchen: indem jene des aufſproſſenden Kindes, und dieſe des erwachſenen Naturmenſchen offenbar zuſammen-ſtellen.

Die beſtimmtere Ausmahlung der für dieſe Epoche charakteriſchen Modifikazionen, beſonders des Selbſt-

erhaltungs= und des Geſchlechtstriebes, wird der Leſer im dritten Buch in dem Abſchnitt von der phyſiſchen Entwickelung finden.

§. 6.

Charakter der moraliſchen Anlagen in der Epoche der Vermenſchlichung.

Dieſer Charakter der phyſiſchen Anlagen beſtimmt zugleich den der moraliſchen. Die Milde und Ruhe des erſtern fließt natürlich auf dieſe herüber: denn die moraliſchen Anlagen unſerer Natur ſind offenbar nichts anders, als die durch vernünftige Beſonnenheit geleiteten und, in ſpätern Epochen, nach dem reinen Sittengeſetz beſtimmten phyſiſchen Triebe und Kräfte. Daher können ſich jene keine Modifikazion aneignen, die nicht dieſe zugleich affizirte, beſonders in den frühern Entwickelungsepochen, wo der Menſch mehr Körper, als Geiſt, mehr Sinnlichkeit, als Vernunft iſt.

Der vernünftig = beſonnene Menſch ſchränkt alſo ſeine Triebe und Kräfte nach den Regeln einer gewiſſen Zweckmäßigkeit ein, welche ihm durch das jedesmalige Bedürfniß, wie er's da durch die Vernunft beurtheilt, vorgezeichnet wird. Er ſpart von dem heute geſammleten Vorrath für morgen; er legt einen Biſſen, für den Kleinen zu Hauſe am Mutterarm, beyſeite. Denn Vernunft lehrt ihn für den morgenden Tag, Gatten= und Vaterliebe für Weib und Kind ſorgen. Das Bewußtſeyn ſeiner eigenen Kräfte, der Anblick der Aeußerungen derſelben in ſeinem eigenen Kinde, oder an fremden Mitgeſchöpfen ſeiner Gattung, einſtweilen vielleicht auch ein feindlicher Kampf mit ſeines Gleichen,

lehren ihn seine Gattung als ein durch Körperkraft mächtiges, durch Geiſteskraft ſchlaues, durch böſen Willen leichtgefährliches, durch alles aber furchtbares und ſo viel möglich zu ſchonendes Geſchlecht achten: ein Charakter der Menſchen-Gattung, welcher offenbar die phyſiſche Grundlage des moraliſchen Menſchen-Charakters, ich will ſagen, die gröbſten Grundſtriche des letztern enthält. Denn jene rein-moraliſche Menſchen-Achtung ſelbſt wovon beginnt ſie, als von der Ehrfurcht gegen große Kräfte, und dieſe ehrende Furcht in welche andre Momente löſt ſie ſich auf, als, wie es auch das Wort ſelbſt ausſagt, in Furcht? Dieſe Furcht, welche dem Menſchen die Kenntniß der charakteriſchen Kräfte ſeiner Gattung einprägt, wird aber auch zugleich durch ein gewiſſes ſympathetiſches, durch Vernunft nur mehr beveſtigtes Gefühl der Liebe gemildert. Er wird, wie faſt jedes Thiergeſchlecht, kein Geſchöpf ſeiner Gattung leidend, oder irgend in Gefahr ſchwebend erblicken, ohne von einem gewiſſen wehmüthigen Mitgefühl ergriffen zu werden: ein Mitgefühl, welches Gatten- und Kinderliebe nur noch vollſtändiger entwickeln, nur noch tiefer dem Gemüth einheften.

Wer, der einigermaßen nur die Sittengeſchichte der Wilden kennt, bewundert nicht die Bruderliebe der durch Bande Eines Stammes oder Geſchlechts miteinander Verbundenen? welcher nur ihre Grauſamkeit gegen den Feind, oder was hier einerley iſt, gegen den Fremden, der nicht von ihrem Stamm, ihrer Sprache, zu vergleichen iſt.

Aus dieſen beyden Empfindungen, der Furcht und des ſympathetiſchen Mitgefühls, bildet ſich die Moral des bis zum Vernunft-Keim entwickelten Naturmenſchen zuſammen: von welcher wir freilich nicht erwarten müſſen, daß er ſie nicht, unter gewiſſen Umſtänden, zum Beyſpiel durch irgend eine heftige Leidenſchaft gereizt, übertreten, und von ſeiner gewöhnlichen Handlungsweiſe abweichen ſollte.

Denn nicht zu gedenken, daß ſelbſt der gebildetſte und edel-denkendſte Menſch, durch die Wut der Leidenſchaft, oft über alle Schranken des Rechts, der Pflicht und der Menſchenliebe hinausgeriſſen werden kann; ſo läuft der noch zarte Vernunftkeim des Natur-Menſchen nur um ſo viel leichter Gefahr, durch irgend einen wilden Schößling der nebenanſproſſenden rohen Sinnlichkeit auf eine Zeitlang ſchrecklich unrerdrückt zu werden: Augenblicke, in welchen er dann nicht anders, als in die traurige Epoche thieriſcher Vernunftloſigkeit zurückſtürzt, und wo er aller der Entſetzlichkeiten fähig wird, mit welchen man ſo oft den Wilden gegen ſeinen Feind, wie gegen den Mitſtämmling, gegen Weib und Kind, gegen ſich ſelbſt handeln ſieht.

Die Begriffe von Eigenthum und Recht beginnen gleichfalls in dieſer Epoche ihre deutliche Entwickelung.

Eine ſehr verkehrte Anſicht menſchlicher Entwickelungsgeſchichte ſcheint es mir zu ſeyn, wenn Rouſſeau, und nach ihm faſt alle, die über Urgeſchichte und Naturzuſtand des Menſchen geſchrieben haben, behaupten: die Begriffe von Mein und Dein bilden den

eigentlichen Uebergang aus dem Naturſtande in den Stand der Cultur; und alles Unglück der Menſchen in dem letztern, um mit dem Genfer-Philoſophen zu reden, leite ſich aus dieſen Begriffen, als aus einer verderblichen Quelle, ab. Hat dann nicht auch das Thier, und der ihm gleiche Thiermenſch, die unleugbarſte Ahnung von dem Mein und Dein? Läßt ſich irgend ein Thier das, was es in der Klaue oder im Munde hält, ohne den gewaltſamſten Widerſtand entreißen? Kann man in der Gegenwart der Bienen, ungeſtraft, in ihrer Honigzelle ſtören? Und warum iſt, nach Hobbes, der Stand des Naturmenſchen ein Stand des Krieges, als weil einer dem andern das Seinige zu entreißen ſtrebt?

Selbſt nach der beſtimmteſten Ahnung des Thiers und des Thiermenſchen alſo iſt das, was ſich ein lebendiges Geſchöpf angeeignet, z. B. ein ſelbſteingefangener Haſe des Bären, ein ſelbſtgetödteter Hirſch des Thiermenſchen, eben ſo unverletzlich, als irgend ein Glied am Körper des Bären oder des Thiermenſchen: indem das ſelbſterworbene und angeeignete Stück nicht anders angeſehen, oder, um richtiger zu reden, durch die beſtimmteſte Ahndung nicht anders gefühlt wird, als ein Theil des lebendigen Weſens ſelbſt: wenn gleich thieriſche Heisgier und Heishunger dieſer Ahnung ſehr oft uneingedenk ſcheinen, wie dies aus den Kämpfen der Gleichen mit Gleichen, aus dem Raube der Stärkern an den Schwächern begangen, zur Gnüge erhellet.

Ich ſehe daher gar nicht ein, wie die Begriffe von Mein und Dein eine beſondere Epoche gründen

können? indem ſie, der Wirkung und Handlung nach, ſchon in dem roheſten Natur-Stande galten, wenn ſie gleich, wie ſo viele andre Vorſtellungen, durch den entwickelten Vernunftkeim allein nur erſt zur vollen Klarheit gebracht wurden.

Denn indem die Menſchen ſich durch mehrere Künſte, welche ſie erfanden, auch mehr und mannigfaltigeres Eigenthum erwarben, z. B. Werkzeuge, mit welchen ſie arbeiteten, Vieh, welches ſie zogen, Reißfelder, welche ſie bepflanzten, u. ſ. f.; ſo mußten auch die Begriffe vom Eigenthum, und von dem, was dem Beſitzer eines ſolchen Eigenthums gebührt, das heißt, von dem, was Recht iſt, nun ſo mannigfaltig und vielſeitig gewandt, und ſo anſchaulich dargeſtellt, nachdem ſie ſelbſt ſchon dem Naturmenſchen durch eine dunkle Ahnung beygewohnt, dem entwickeltern Geiſt nur deſto deutlicher einleuchten, und, verbunden mit dem Gefühl des Nutzens, der aus der thätigen Beobachtung derſelben in der Geſellſchaft mit andern entſtand, auch thätig angewendet, das heißt, das Eigenthum mußte geſchont, und ſeinem Beſitzer ungekränkt gelaſſen werden.

Wenn aber der Menſch nunmehr vor dem ſelbſtbepflanzten Acker ſeines Nachbars, vor dem Schaaf, welches an der Hütte deſſelben weidete, vorüberging, ohne den Reiß auf dem Acker abzumähen, und ohne ſich das Schaaf zueignen zu wollen: was that er mehr, als daß er das aus Furcht vor dem Widerſtande des Nachbars und aus vernünftiger Beſorgniß für ſeine eigene Ruhe unterließ, was er, in dem Zuſtande der Thiermenſchheit,

einzig aus Furcht unterlaſſen hatte. Den Begriffen von Mein und Dein gemäß zu handeln, hatte er alſo in dem Zuſtande der Vernunft-Entwickelung nur vervielfältigte Gelegenheit und verſtärkte Bewegungsgründe.

Die Achtung der Wilden gegen das Eigenthum ihrer Brüder iſt bekannt: wenn gleich eben ſo bekannt, daß Raub und Diebſtahl, an Fremden ausgeübt, beſonders wenn dieſe gewaltſamen Widerſtand leiſten können, bey ihnen ſelten für Unrecht gilt.

Auch Begriffe von Ehre und Schande bilden ſich in dieſer Epoche ſchon aus. Alle diejenigen Arten von Kräften, Fertigkeiten und Geſchicklichkeiten, welche dienen, die Bedürfniſſe des Lebens herbeyzuſchaffen, oder zerſtörende Gewaltſamkeit abzuhalten, Stärke des Körpers alſo, unerſchrockener Muth, ſtandhafte Duldſamkeit großer Schmerzen, Liſt, Klugheit und Geiſtesgegenwart, und eben ſo nicht weniger Züge von Edelmuth und Menſchenliebe gegen den Unglücklichen und Schwächern: alles dies iſt Gegenſtand der Ehrfurcht des Wilden: und er ſchätzt es ſogar an ſeinem Feinde.

Da in der einfachern Lebensweiſe ein Nachbar oft dem andern durch Tauſch aushelfen, oft auch, wenn der, welchen der Mangel drückt, nichts zum Erſatz bieten kann, auf das bloße Wort des Dürftigen, ihm das geliehene künftig zu erſetzen, borgen muß: ſo entwickeln ſich auch nebſt den Begriffen von Eigenthum und Recht die von Worthalten, Aufrichtigkeit, Vertrag u. ſ. f.: denn wie heilig von

den Wilden gegen ihre Stammsgenoſſen Verträge beobachtet werden, iſt gleichfalls aus ihrer Sittengeſchichte bekannt.

Auch Begriffe von ehelicher Treue ſcheinen mir gleichfalls ſich ſehr frühe zu entwickeln.

Sehen wir nicht ſchon in dem Thierreich ſehr oft den Mann für ſeine Rechte auf den geliebten Gegenſtand kämpfen? Steht nicht der Genuß des Weibes für das Thier, ſo wie für den Menſchen, in derſelben Kategorie, wie der Genuß des Gaumens oder der Kehle? Muß alſo die Vorſtellung des Eigenthums ſich nicht, nach entwickelter Vernunft, auch ſehr leicht auf das Weib übertragen, die, wegen ihrer natürlichen Schwachheit und Abhängigkeit von dem Mann, und fände dieſe auch nur beſonders in der Periode der Niederkunft und der Kindes-Pflege ſtatt, von dem Mann auch ſo leicht, wie ihre Kinder, als Eigenthum betrachtet wird? Dies lebendige und mit freyem Willen begabte Eigenthum kann das, was er davon am meiſten ſchätzt, kann das Recht des Geſchlechtsgenuſſes, an einen andern verſchenken: wird, kann er's leiden? Welch ein natürlicher Urſprung des Begriffs von ehelicher Treue! Er ſelbſt freilich, der Mann, der Stärkere, bindet ſich nicht dran: jedes, keinem Manne eigene weibliche Geſchöpf, gilt ihm als res vacua: wie er eine Frucht bricht von einem Baum, der im freyen Felde ſteht; ſo genießt der Mann des Weibes, welches noch keines andern Mannes Eigenthum iſt: das ſind die herrſchenden Begriffe von ehelicher Treue und von Weiberkeuſchheit,

wie ſie da unter den Wilden, im Ganzen, nur mit wenigen Ausnahmen, angetroffen werden.

Hieraus erhellet aber auch zugleich der Grad des Weiber-Werths in den frühern Epochen menſchlicher Entwickelung.

Weiber haben, eben als Eigenthum betrachtet, nur einen ſächlichen Werth; der Mann bietet ſie einem Fremden auf dieſelbe Art zum Genuß, wie er dieſem eine Frucht, ein Thier zum Kauf überläßt: die niedrigſten, oder überhaupt alle diejenigen Geſchäfte, die mehr Mühſamkeit und Ausharrung, als Kraft erfodern, fallen dem Weibe anheim: er verſtößt ſie, wenn ſie alt und ungenießbar wird: und jede Schonung, die er ſie finden läßt, beruht einzig auf dem größern oder geringern Grad ſeines natürlichen Wohlwollens.

Offenbar alſo iſt das Loos des Weibes in dieſer Periode trauriger, als in der erſtern, wo thieriſche Geſchlechtsbegier ſie, wie wir gezeigt, dem Manne gewiſſermaßen gleich machte. Täuſcht mich nicht die wahrſcheinlichſte aller Vermuthungen; ſo iſt der Grund der auffallenden Geringſchätzung, mit welcher alle unverfeinerten Völker, und oft ſelbſt die verfeinerten, in einem gewiſſen Grade, z. B. die Griechen, die Weiber behandeln, außer der natürlichen Schwäche des Geſchlechts, die, wie bekannt, auch unter den Wilden ſtatt findet, insbeſondere auch theils in der übermächtigen Luſtgier der Weiber beym Geſchlechtsgenuß, theils in der periodiſchen Entwickelung ihrer Natur zu ſuchen, welche der ungebildete Menſch, unbekannt mit der Zweck-

mäßig-

mäßigkeit der Naturwerke, überall für eine über dies Geſchlecht verhängte Strafe oder für eine entehrende Auszeichnung zu halten pflegt. Alles-verſchlingende Heisgier im Genuß aber, von welcher Gattung ſie immer ſey, ſetzt allemal einen Menſchen in unſerer Meinung herab, wofern ſie nicht anders in irgend einem ſtarkgereizten Bedürfniß, z. B. des Hungers, ihren Grund hat: denn der Anblick eines hungrigen, nun mit Heisgier eſſenden Menſchen flößt uns Mitleid ein. Man höre den gemeinen Mann über Geſchlechtsverhältniß ſprechen: und man wird ſich überzeugen, daß auch er die impotentem sexus libidinem, welche doch die Natur zur Hervorbringung des Menſchen-Geſchöpfs dem andern Geſchlecht unvermeidlich in größerm Grade, als dem unſrigen mittheilen mußte, eine ſehr gewöhnliche Urſache ſeiner Geringſchätzung der Weiber iſt, und von ihm durch die mannigfaltigſten und nachdruckvollſten ſprüchwörtlichen Wendungen bezeichnet wird.

Alle dieſe ſchönen Begriffe von moraliſcher Ordnung, alle dieſe unſchätzbaren Tugenden, welche der Menſch in einer ſo frühen Periode entwickelt, ſcheinen ſich in dem Geiſt zu verwiſchen, ſcheinen gar nicht zu ſeyn, wenn irgend eine heftige Leidenſchaft aufbrauſt, oder wenn es einen Feind betrifft. Daher die Räubereyen, die unmenſchlichen Grauſamkeiten und ſchrecklichen Martern, welche der von Zorn, oder Rache oder Eiferſucht entbrannte Wilde an ſeinem Weibe, ſeinem Kinde, ſeinem Bruder ausübt. Und findet er ſich in einem Himmelsſtrich, wo ihm ſeine Subſiſtenz ſchwer

wird, wo alſo irgend ein nahe=wohnendes gleich=dürftiges Volk ihm ſehr leicht ſeinen kleinen Lebenserwerb rauben kann: alsdann geht ihm Liebe zum Leben über alles: der Mord an einem ſolchen Menſchen, und hätte dieſer ihn noch gar nicht beleidiget, iſt ihm ein Triumpf, und ſeine Marter eine Freude.

Das, in kriegeriſchen Vorfällen, oft erprobte Kraftgefühl, das Süße der Rache, die ſchmeichelnden Ehrenbezeugungen der Stammesgenoſſen, der Gewinn der Beute, oft auch, wie wir noch in der Folge zeigen werden, religiöſe Vorurtheile, machen ihm unter ſolchen Himmelsſtrichen, welche die Rohigkeit der Empfindungen leider gar ſehr begünſtigen, den Krieg, dieſes Interregnum aller Sittlichkeit, zum Bedürfniß, ja zu dem rühmlichſten Gewerbe: und er überläßt ſich in demſelben jedem thieriſchen Triebe mit der ungebändigtſten Wildheit, unterdeß er gegen ſeinen Bruder ein guter, wohlwollender und ſanfter Menſch iſt.

Was, nächſt einer abergläubiſchen Religion, am meiſten zur Verkehrung ſeiner natürlichen Begriffe und Empfindungen mitwirkt, ſind Nazional=Vorurtheile, Meinung und Gewohnheit: und wenn wir ihn oft höchſt unnütze, unzweckmäßige, abentheuerliche Dinge thun ſehen, die allen natürlichen Begriffen und allen natürlichen Gefühlen widerſprechen, ſo müſſen wir ſolche Abartungen nicht, wie viele Philoſophen ſehr übereilt gethan, einer angebornen Verkehrtheit der Menſchen=Natur zuſchreiben; ſondern die Urſache davon in irgend einem Vorurtheil der Religion, oder der Meinung ſuchen: wie denn auch die Wilden auf die

Frage, warum ſie dies oder jenes Sonderbare thun, immer zu antworten pflegen: „es iſt bey uns ſo Sitte.“ Selbſt wenn ſie zuweilen von gewiſſen Dingen Begriffe äußern, die offenbar über die Sphäre ihres Denk- und Empfindungskreiſes ſind: wohin ich unter andern die hohen Begriffe einiger Wilden von Weiber- und von Mädchen-Keuſchheit, oder auch die verbotenen Grade bey Heirathen, rechne; ſo iſt dies gleichfalls der Ueberredung irgend eines oder einiger Männer von ausgezeichnetem Geiſt und Talenten zuzuſchreiben, die durch genievolle Erweiterung der Einſichten den Begriffen einfältiger Landsleute voreilten, und, durch ihr übriges Anſehen, ihre beſondere beſſere Meinung zum Nazional-Vorurtheil oder zur Nazional-Sitte zu erheben wußten.

Die Urſache einer ſolchen Gewalt der Nazional-Vorurtheile und der Gewohnheit über unangebaute Geiſter werden wir in dem jetzt folgenden Abſchnitt von dem politiſchen Zuſtande in der Epoche des Vernunftkeims entwickeln. Denn mit dem moraliſchen hängt dieſer am genaueſten zuſammen.

§. 7.

Charakter der politiſchen Anlagen oder der erſten bürgerlichen Volksvereine.

Die Jdeen von Eigenthum und Recht leiten ganz natürlich zu denen von Herrſchaft und Unterordnung hin: der reichere Eigenthümer iſt auch der mächtigere, vor dem ſich der ärmere von ſelbſt beugt, ſich willig, oder vielmehr durch das Bedürfniß gezwungen, von ihm abhängig macht. Das Kind ſteht unter

der Herrſchaft des Vaters, als ſein Eigenthum: denn er gab ihm das Daſeyn; er half es ernähren und pflegen: das Weib ſelbſt, als ſein ſchwächerer, und, durch manche andre eben erwähnte Urſachen, von ihm meiſtentheils wenig geachteter Schützling, iſt ſeiner Herrſchaft unterworfen. Der ärmere oder an Körperkraft ſchwächere, oder auch im Krieg Gefangene (welcher dieſe beyden unglücklichen Eigenſchaften in ſich vereinigt, und dem, außer dieſem, als Ueberwundenem noch ein gewiſſer Schandfleck anhängt, indem er als ein immer gegenwärtiges Denkbild der Obergewalt ſeinem Beſieger vor Augen wandelt), bilden, nächſt den Weibern und Kindern der Wilden, ihre erſten Unterthanen: ſo wie der Familien-Vater der erſte Herr iſt.

In der Haushaltung ſelbſt aber, ſo wie ſie da allmählich anwächſt, und Väter, Großväter und Urgroßväter einſchließt, iſt der Aeltere, als der Erfahrnere, und auch blos durch die größere Menge von Familien-Abſtämmlingen Geachtetre, zugleich der mehr Geehrte, der Herrſchende. Sein Rath, bey ſchwierigen Fällen, wird von andern in Ueberlegung genommen: ſeine Warnung, Ermahnung, oder Vorwurf an die ungeſtümern und leidenſchaftlichern Jüngeren wird ſelten verachtet: Ein Wort, ein Blick von ihm beſänftiget oft die ſtürmendſten Leidenſchaften, endet friedlich die verwickeltſten Streitigkeiten.

Eine ähnliche Herrſchaft, obgleich in ſeltneren Fällen, als das Alter, übt oft der Mann von ausgezeichneter Körperkraft, von talentvoller Erfindſamkeit, von ausgezeichneter Geiſtes-

gegenwart, oder gewandter Zunge, über die Genoſſen eines Stammes aus, eine Herrſchaft, die, wie wir in dem Abſchnitt von dem Einfluß großer Genien auf menſchliche Entwickelung gezeigt, in der übermächtigen Bewunderung des Menſchen für jedes höhere Talent, ihren ſehr natürlichen Grund hat.

Bedient ſich ein Menſch von ſolchem Charakter außerdem noch mancher andern Kunſtgriffe, die Gemüther zu gewinnen, z. B. religiöſer Vorurtheile oder der Götter- und Geiſter-Erſcheinungen, der Anhänglichkeit der ſchwächern oder einfältigern Menge, des Beyſtandes irgend eines durch Künſte dieſer Art gewonnenen fremden Völker-Stammes; ſo kann er ſehr leicht der Herrſcher, der Despot und Tyrann eines ganzen Volks, und, durch dieſes, mehrerer Völker werden: wie z. B. auch die allgemeine Völkergeſchichte ſchon frühe und nicht ungegründete Sagen von ausgebreiteten und mächtigen Weltreichen aufſtellt; und wie die Europäer in dem höchſt uncultivirten Amerika Mexicaniſche Dynaſtien fanden.

Denn die Errichtung großer Reiche wird in den frühern Epochen des Menſchen-Geſchlechts durch die Einfalt und Unwiſſenheit der Völker, durch ihren geringen Zuſammenhang untereinander, und durch die geſammte Unbehülflichkeit derſelben, jedem nur einigermaßen vor-gebildetern oder mächtigern Volk deſto leichter. Daher auch die Geſchichtſchreiber jene Sagen der alten Geſchichte von frühen großen Dynaſtien nicht ſo wegwerfen ſollten, wie ſie's wohl bisweilen zu thun pflegen.

Gewöhnlich aber iſt die politiſche Verfaſſung der Völkerſtämme in dieſer Periode nichts anders, als eine Art von ariſtokratiſcher Demokratie und demokratiſcher Ariſtokratie, zuſammengebildet aus den Aelteſten, Erfahrenſten und Talentvollſten des Stammes, deren Rath und Ausſpruch den allgemeinen Willen ausdrückt, welchem ſich die übrigen Einzelnen unterwerfen. Denn ſo eiferſüchtig auch der Wilde und jeder gemeinſte Menſch auf jeden angemaßten Vorzug irgend eines ſeiner Stammgenoſſen hinblickt; ſo üben doch Genie, Talent, Reichthum oder irgend ſonſt erworbenes Anſehen in den früheſten wie in den ſpäteſten Perioden eine zu natürliche Oberherrſchaft aus, als daß ſie nicht, ſelbſt unter einem Volke, welches aus den raſendſten Demokraten beſtünde, eine Art von Ariſtokratie begründen ſollten.

So wie indeſſen der Menſch, vorzüglich in den frühern Epochen, nur einzeln-lebend den volleſten Selbſtgenuß zu haben glaubt: und daher auch unter wenig-cultivirten Völkern, wenn ſie nicht etwa durch eine beſondere Lage, z. B. auf einer Inſel, gleichſam zuſammengezwungen werden, immer ſehr wenig Zuſammenhang zu herrſchen pflegt: ſo ſind es auch meiſtentheils nur beſondre Vorfälle oder drohende Gefahren, wodurch ſie zu einer Art von politiſcher Verfaſſung verknüpft werden. Große Ueberſchwemmungen, Furcht vor den Angriffen fremder Völker, beſchloſſene Auswanderungen u. d. g. ſind in jenen Epochen die gewöhnlichen Veranlaſſungen zu politiſchen Völker-Vereinen.

In dieſen bildet ſich dann ein gewiſſer öffentlicher Geiſt, ein Geiſt des Intereſſe für die gemeinſchaftliche Sache, der uns mit jenen Wundern des patriotiſchen Enthuſiasmus überraſcht, welche die erſten Abſchnitte der griechiſchen und römiſchen Geſchichte ſo einzig verſchönern.

Denn da die Vorſteher eines ſolchen Volks, und das Volk ſelbſt, auf jede große Handlung, und jede edle Aufopferung für das gemeinſchaftliche Beſte einen hohen Werth ſetzen; da das große und edle der Handlung oder Aufopferung, womit ſie dem natürlichen Gefühl anglänzt, durch ein ſo nah-anliegendes Intereſſe nur mehr gehoben wird; da ferner der Menſch der Uncultur durch den angeſtammten Ehrtrieb (ſ. oben) ſo gern mit ſeinen Vorzügen andre überglänzen mag, und in ſeinem eingeſchränkten Handlungskreiſe faſt gar keine andre Gelegenheit hat, ſich ſo gleichſam zu verherrlichen; da endlich Verachtung der Gefahren und des Lebens ſelbſt mit zu den Eigenthümlichkeiten der rohen Menſchen-Natur gehören, die ſich noch nicht an die feineren Lebensgenüſſe gekettet, und noch nicht durch dieſe verweichlichet hat: ſo kann man wohl weder jenen öffentlichen Geiſt, noch jene Wunder des patriotiſchen Enthuſiasmus in dieſer Periode unnatürlich finden, wie man, aus Unkunde der Dinge, beydes häufig zu finden pflegt.

Eben hieher gehört dann auch die erſtaunliche Gewalt der Nazional-Vorurtheile und Nazional-Sitten über die Gemüther unangebauter Menſchen: ſo wie die hohe Meinung von der

alles=überragenden Vortrefflichkeit ihrer Nazion oder ihres Völker=Stamms: ſie ſchätzen einzig, was ſie einzig kennen: und tragen in ihrer Seele nicht, wie der kenntnißreiche und gebildetre Menſch, höhere Ideale von Talenten oder Tugenden und Ehren, als wovon ſie die Wirklichkeit um ſich her erblicken: ſie gleichen dem Kinde, dem ſeine Spielſtube, dem Bauern, dem ſein Dorf eine Welt iſt. Wie kann der Grönländer Menſchen von einem andern Himmelsſtrich, als von ſeinem arkturiſch=eiſigen ſchätzen, da er von keinen andern Vorſtellung hat?

Die gerühmte Freyheitsliebe der Wilden, die aber, wie wir gezeigt, mit der ſclaviſcheſten Hingebung an einen Beherrſcher oder Tyrann ihres Volksſtammes gar wohl verträglich iſt, wurzelt in dem natürlichen Kraftgefühl, welches jedem unverdorbenen Menſchen einen ſo einzigen Genuß gewährt, und wird verſtärkt durch die ungebundene, unabhängige Lebensweiſe des Wilden, die ihn insbeſondre auch über jene zahlloſen kleineren Abhängigkeiten von Bedürfniſſen erhebt, welche Geiſt und Gefühl des Menſchen ſo leicht verkleinern und erdrücken.

§. 8.

Charakter der techniſchen Anlagen.

Wir gehen weiter zu dem Grade der techniſchen Bildung in der Periode der Vermenſchlichung, der, wie wir im erſten Theil wiederholentlich erinnert, den Grund aller Fortbildung dieſer Periode enthält.

Die erſten Kraftäußerungen ſeines entwickelten Geiſtes verwendet der Menſch ganz natürlich auf die

leichtere und bequemere Herbeyſchaffung ſeiner Bedürfniſſe. Iſt doch die ganze Natur im Anfange für ihn, ſo wie für das Thier auf immer, faſt weiter nichts, als ein großes Speiſe-Zimmer, wo er unaufhörlich nach Nahrung und Genuß haſchet; und jede Beobachtung, Erfahrung und Kenntniß von natürlichen Dingen, jede Kraft, die er übt, jede Fertigkeit, die er erwirbt, findet in den Bedürfniſſen des Körpers die erſte, nächſte und brauchbarſte Beziehung; übt ſich an dieſen, und wird durch dieſe wieder geübt und vervollkommnet.

Der techniſche Bildungstrieb iſt, wie wir im erſten Buch unſeres Werks dargethan, einer der erſten und raſtlos-thätigſten, welcher ſich in der Entwickelung des Menſchen äußert. Ich habe bemerkt, daß zarte Kinder von zwey, drey Wochen, wenn ſie, nach einem ſüßen Schlummer erwacht, in der Wiege lagen, mit einer Art von Neugier ihre kleinen Finger betrachteten, einen nach dem andern bewegten, betaſteten, aufhuben, und, ſpäterhin, dem Deckbette mit denſelben allerley Formen einzudrücken ſuchten. Schließen wir aus dieſem Phänomen auf die Thätigkeit des techniſchen Bildungstriebes in den erſten Menſchen! beſonders ſeitdem Vernunft und Beobachtung ſie immer mehr Zweckmäßigkeiten kennen und zuſammenbilden lehrten.

Auch gehören ja Jagd, Fiſcherey, Viehzucht, Gartenbau, Ackerbau, Entdeckung des Gebrauchs des Feuers und des Eiſens, — und eben ſo die Anfertigung der Werkzeuge zur Bearbeitung dieſer Gegenſtände, in die Epoche der Vermenſchlichung. Denn wenn gleich dieſe zu den

unentbehrlichſten Bedürfniſſen und Bequemlichkeiten des Lebens nothwendigen Künſte nur allmählich, und von mehrern Volksſtämmen, und unter verſchiedenen Himmelsſtrichen, erfunden worden; ſo beweiſen ſie doch hinlänglich die raſtloſe Thätigkeit der erwachten Vernunft und ihrer Anwendung zur Entwickelung des techniſchen Form-Triebes.

Mit Recht können wir daher ſagen: daß in der Epoche der Vermenſchlichung die techniſchen Anlagen ſich zuerſt ihren eigenthümlichen Charakter ausprägen, und bis zur Selbſtändigkeit erheben. In den folgenden Epochen wird ſich mehr Stoff für ſie häufen, und dieſen Stoff wird man ſie in feinere Formen, wird man ſie vielſeitiger, und beſonders auch, von den Wiſſenſchaften unterſtützt, genauer und ſichrer bearbeiten. Aber die Grundzüge ihrer Gattung ſind ſchon in der gegenwärtigen Epoche beſtimmt.

Die nähere Entwickelung der Art, wie der Menſch auf gewiſſe Entdeckungen und Erfindungen, z. B. der Viehzucht, der Garten-Pflanzung, des Reiß- und Getreidebaues, des Feuers und Eiſens, gekommen, findet der Leſer im dritten Buch von der techniſchen Entwickelung. Hier davon nur ſo viel.

Alle Erfindungen tragen in dieſer Periode den Charakter urſprünglicher Rohigkeit: wenn wir gleich nicht ſelten Urſache finden, den Fein- und Scharfſinn des Wilden in einzelnen Erfindungen zu bewundern, wovon die Aleutiſchen Kamtſchadalen, nach der Erzählung eines der allerneueſten Reiſebeſchreiber, durch die Feinheit ihrer Sticker-Arbeiten ein auffallendes Beyſpiel liefern.

Ueberraſchend, unglaublich iſt es oft, wie ſcharf gemeine Leute, wie ſcharf ſelbſt Kinder die feinſten Eigenthümlichkeiten der Dinge, die kleinſten Neben-Umſtände in's Auge faſſen, und zu ihren Zwecken zu benutzen wiſſen.

Nicht ſelten aber überſieht auch derſelbe Menſch, welcher gewiſſe Dinge ſo ſcharf in's Auge faßt, die alltäglichſten, aufſpringendſten, ihm gerade vor dem Fuß liegenden: und es iſt daher ſehr betreffend anwendbar auf die ganze Geſchichte menſchlicher Erfindungen, was Hume einmal ſagt: „Die Menſchen trugen vielleicht hundert Jahre eher Strümpfe, als ſie Strumpfbänder erfanden, ungeachtet ſie durch die ſtündlich-herabfallenden Strümpfe an die Nothwendigkeit der Strumpfbänder ſtündlich erinnert werden mußten."

Hieraus folgt der für den Geſchichtſchreiber höchſt wichtige Satz: daß man aus der Vollkommenheit einiger Erfindungen unter einem Volk keinen unfehlbar-ſichern Schluß auf die Vollkommenheit der übrigen, wenn auch noch ſo verwandten, ziehen kann: indem, wie wir's auch in Tagen der Cultur nicht ſelten finden, daſſelbe Auge, welches hier bewundernswürdig-ſcharf ſieht, dort ſtarr-blind ſeyn kann.

Eben ſo thöricht iſt der Streit über das frühere oder ſpätere Daſeyn gewiſſer Erfindungen und Entdeckungen. Bedürfniß, Himmelsſtrich, Zufall, Genie und Talent einzelner Menſchen, Umgang mit andern Völkern, und zahlloſe kleine, oft höchſt ſonderbare, dem ſpätern Forſcher unenträthſelbare Umſtände, geben hier

den Ausſchlag: wenn gleich, im Ganzen, die kunſt=
vollere und zuſammengeſetztere Erfindung auch meiſten=
theils die ſpätere iſt.

Die geiſtigſte, der geſammten Vernunft=Entwicke=
lung förderlichſte aller techniſchen Künſte iſt ohne Zwei=
fel die Schreibe=Kunſt. Allein auch ihre Entſte=
hung und allmähliche Entwickelung behalten wir uns
für das dritte Buch vor.

§. 9.

Charakter der intellectuellen Anlagen.

Was aber werden wir von der wiſſenſchaft=
lichen Cultur des Menſchen in dem gegenwärtigen
Abſchnitte ſagen können?

Die gränzenloſe Schöpfung liegt vor ihm ausge=
breitet: aber wie beſchränkt iſt der Horizont ſeines
Auges? und wie ungeübt dieſes Auge? Doch: die
ſtolze, vielzweigigte, weitſchattende Eiche wächſt aus
der Eichel empor: und die erhabenen Kenntniſſe der
Newtone, Leibnitze, Boerhave, Haller, Linne wur=
zeln, wie im Keim, in dem Geiſt des Wilden.

Das Thier, ſein Halbbruder, die Pflanze, ſein
Nahrungsmittel, die Erde, ſeine Speiſekammer und
ſein Pflanzgarten, beſchäftigen und bereichern zu aller=
erſt ſeinen Beobachtungsgeiſt: vielleicht giebt es keinen
ſcharfſinnigern Thierkenner, als die Wilden in Hinſicht
auf alles, was Sitten, Lebensweiſe und Fortpflan=
zungsart derjenigen Thiere betrifft, welche ſie zunächſt
umgeben. Die Einförmigkeit der Beſchäftigungen, die
unzerſtreute Aufmerkſamkeit, das Leben und Weben un=
ter offenem Himmel in der Nähe der Thiere, das In=

tereſſe, ſie einzufangen und zu benutzen, da ſie überdem noch durch das Vernunftähnliche und ſelbſt für menſchliche Lebensökonomie Lehrreiche ihrer Handlungen die Aufmerkſamkeit beſonders anziehen, — alles dies macht den Wilden zu einem erfahrnen Zoologen (Thierkenner). Sehr richtig iſt die Bemerkung, daß der Menſch manchen Kunſtgriff in Hinſicht auf die Erleichterung ſeiner Bedürfniſſe dem Thier abgelernt. — Die Otaheiter unter andern ſind ſo ſorgfältige Beobachter der Thiere ihrer Inſel, daß ſie für jede Art von Schwanz eines Vogels, eines vierfüßigen Thiers oder Fiſches, einen beſondern Namen haben. (S. Forſter.)

Das Pflanzen-Reich iſt nicht weniger, als das Reich der Thiere, ein Gegenſtand der früheſten Beobachtungen des Menſchen.

Den Mangel der Lebensverwandſchaft mit dem Menſchen, welche das Thier charakteriſirt, erſetzen die blüthen-reichen Pfleglinge der Erde durch den Reiz des ſchönen Anblicks und des Wohlgeruchs, den ſie ſeinen Sinnen gewähren: und obgleich die Sitten- und Lebensweiſe der Pflanzen (wenn man mir den Ausdruck verzeihen will) viel verſteckter und zuſammengeſetzter, als die der Thiere iſt, ſo daß nur ein mikroſcopiſches Auge ſie zu beobachten vermag: ſo können doch die vornehmſten Phänomene ihrer Art zu ſeyn, z. B. das Aufkeimen, Wachſen, Blühen, Beſaamen, der Bemerkung eines Auges nicht entgehen, dem ſie überall begegnen, welches über ihren lieblichen Geſtalten und ſonderbaren Wandlungen mit Wohlgefallen verweilt, und welches überdem nur zu bald durch das Intereſſe der

Benutzung für häusliche Bedürfniſſe von denſelben angezogen wird.

Garten- und Ackerbau, welche beyde eine Kenntniß der Befruchtungs- und Fortpflanzungsart der Pflanzen vorausſetzen, gehören zu den früheſten Beſchäftigungen der Menſchen, obgleich der Ackerbau, als die zuſammengeſetztere, wahrſcheinlich auch die ſpätere war, und, nach dem Zeugniß der Geſchichte, auch geweſen iſt. Die Mühſamkeit des Ackerbaues hat überdem für die Trägheit des Naturmenſchen etwas abſchreckendes: die wunderbaren Völkerwanderungen in der ältern und mittlern Geſchichte wurden meiſtentheils, wenn gleich nicht alle, durch die Nachläßigkeit der barbariſchen Völker gegen den Ackerbau veranlaßt, mit deſſen Kunſtgriffen doch ein Theil von ihnen, wie zum Beyſpiel die alten Germanen, nicht unbekannt waren. Daß der Ackerbau den Menſchen-Geiſt mit einer nicht kleinen Menge ſchätzbarer Kenntniſſe der natürlichen Dinge bereichert, erhellet von ſelbſt.

Die Heilſamkeit der Pflanzen zum Gebrauch für Wunden und Krankheiten konnte gleichfalls dem Menſchen nicht lange verborgen bleiben. Die Vermuthung, daß der Thier-Menſch, gleich dem Thier, durch den bloßen Inſtinct, zu gewiſſen heilenden Kräutern hingeleitet worden, haben wir ſchon im erſten Theil geäußert. Aber Beobachtung der thieriſchen Heilarten, zufälliges Eſſen der Pflanzen bey gewiſſen körperlichen Uebeln, z. B. bey Bauchſchmerzen, Magen-Wehen, Fiebern u. ſ. w., Uebel, gegen welche der Menſch, da ſie ihn, nach ſeiner Lebensweiſe unter freyem Himmel,

überfielen, auch unter freyem Himmel, auf dem Felde alſo, und unter Pflanzen, ein Mittel ſuchte, und in dem Pflanzenſaft ſuchte, deſſen nährende Kraft ihm ſchon für die tägliche Lebensökonomie ſo wohlthätig war; Bedeckung zufällig=geritzter Wunden mit irgend einer Pflanzen= oder Blättergattung, und ähnliche Ereigniſſe, — bildeten eine Art von Arzneykunde, wovon ein großer Theil ſich noch jetzt unter dem Volk erhält, und den weiſe Aerzte, ungeachtet des erniedrigenden Namens der Hausmittel, nicht zu verſchmähen pflegen. Die eingebornen Oſt=Indiſchen Aerzte werden wegen ihrer Kenntniß von Heilkräutern vorzüglich gerühmt, eine Kenntniß, die ihnen durch die üppigſte Ergiebigkeit des Himmelsſtrichs für die Produkte der wohlthätigen Schöpfer=Kraft der Natur ohne Zweifel ſehr erleichtert wird.

Wer aus der Gleichgültigkeit unſeres gemeinen Mannes gegen die Werke der Natur einen Beweis gegen die mannigfaltigen Kenntniſſe des Thier= und Pflanzen=Reichs, die wir dem Menſchen in dieſer Periode beylegen, folgern wollte: der erwäge, daß das Volk bey uns unter dem einförmigen Druck von Geſchäften und Sorgen ſeufzt, der alle freyere Aufmerkſamkeit des Geiſtes zerſtreut, und den der Naturmenſch nicht kennt; daß jener die meiſten ſeiner ermüdenden Geſchäfte nur in der Stube eingekerkert verrichten kann, welche dieſer unter freyem Himmel bearbeitet.

Aber trotz der mannigfaltigen Beſchränkungen des Beobachtungsgeiſtes unſeres gemeinen Mannes wird der Denker nicht ſelten angenehm überraſcht durch den

feinen Beobachtungsgeiſt, mit welchem unſre Gärtner, Wein-Meiſter, Landleute, Kutſcher, die Natur der Pflanzen und der Thiere, mit welchen ihr Geſchäftskreis ſie umgiebt, oft bis in ihre feinſten Eigenthümlichkeiten in's Auge faſſen. Und welcher Denker ſchätzt nicht die beträchtliche Maſſe naturhiſtoriſcher und zoologiſcher Bemerkungen, welche dem Garten- und Ackerbau, der Vieh- und Pferde-Zucht, zum Grunde liegen, Bemerkungen, welche der gemeine Mann doch keinem philoſophiſchen Naturſyſtem, ſondern einzig ſich ſelbſt verdankt. Müßte er dann aber nicht auch gewiſſermaßen blind an Augen, und ſtumpf am Geiſte ſeyn, wenn er Gegenſtänden, die ihm täglich vorliegen, die er vielſeitig braucht und nützt, nicht allmählich ihre Eigenſchaften, wenigſtens die auffallendſten und hervorſpringendſten derſelben, abmerken ſollte?

Dagegen iſt die herzliche Freude unſerer Kinder an dem Umgange mit Thieren, an Blumen und Pflanzen nur ein Beweis mehr für die natürliche Aufmerkſamkeit des Menſchen auf die Ereigniſſe der ihm verwandten Thier- und Pflanzen-Welt. Wahrlich! wir können den Unterricht der Kinder nicht früh und nicht ſorgfältig genug naturhiſtoriſch machen, und ihren Geiſt auf Gegenſtände hinwenden, die des Denkers ſo einzig würdig ſind, und deren nähere Kenntniß für den ganzen Lebenshaushalt über alles wichtig iſt.

„Gott führte die Thiere dem Menſchen vor, und hieß ihn, denſelben Namen geben", ſagt der älteſte Geſchichtſchreiber des Menſchen-Geſchlechts. Wie wahr! Denn gewiß ward Sprach- und Denk-Vermögen der

erſten

erſten Menſchen durch Beobachtungen über Thiere und Pflanzen höchſt glücklich geübt, und ihr Geiſt durch tauſend neue Vorſtellungen, ihr Wörterbuch mit einer Menge neuer Wörter bereichert. Iſt es, unter andern, nicht ſehr wahrſcheinlich, daß in den Sprachen der Wilden gewiſſe höchſt ſonderbare Laute, Ausrufe und Accentuazionen, welche die Reiſebeſchreiber in denſelben bemerken, dem Geſchrey vierfüßiger Thiere, oder dem Geſange gewiſſer Vögel nachgebildet seyn mögen? Die Ur-Wurzeln des menſchlichen Wörter-Buchs waren gewiß mit Lauten dieſer Art angefüllt: jedes Thier, welches einen Ton von ſich gab, ward gewiß allererſt mit dieſem Ton benahmt; und die menſchliche Zunge lernte ſich zu gewiſſen Tönen biegen, die ihr ſonſt vielleicht auf immer unbekannt geblieben ſeyn würden.

Aber auch die roheſten Elemente einer ſo erhabenen Wiſſenſchaft, als die Sternkunde, bereicherten ſchon den Geiſt des Naturmenſchen. Unvergeßlich iſt mir der Eindruck, mit welchem einſt ein fünfjähriges Mädchen zum erſtenmal in ihrem kleinen Erde-Leben den geſtirnten Himmel anblickte! Welches Staunen! welche Bewunderung! mit welchen Fragen ſie mich überhäufte! Was? wie? woher? dieſe glanzreichen Goldpünktchen?

So — der Natur-Menſch. Er ſieht Tag für Tag die Sonne aufgehen, den Mond jetzt halb, jetzt ganz, jetzt gar nicht ſchimmern, die Sterne am blauen Himmels-Gewölbe ihre regelmäßige Bahn beſchreiben: und macht den Himmel zu ſeinem erſten Kalender, die Sonne zu ſeiner erſten Stunden-Uhr. Unter den wildeſten Völkern fanden die Reiſebeſchreiber allemal die

vornehmſten Geſtirne mit gewiſſen Namen bezeichnet: und die Spuren früher aſtronomiſcher Berechnungen, mit welchen die Culturgeſchichte der Aegypter, Chaldäer und Hindoſtaner bezeichnet iſt, können uns um ſo weniger befremden, da der immer=heitre, Sternen=helle Himmel, welcher den Erdſtrich dieſer Völker beglückt, ihrer Aufmerkſamkeit mehr, als andern Bewohnern der Erde, das große Stern=Buch offen vorhielt, und ſie überdem auch, als vorzüglich=erleuchtete Völker, durch einige mathematiſche Kenntniſſe unterſtützt wurden.

Die mit der Wandelbarkeit aller ſublunariſchen Dinge ſo auffallend abſtechende Beſtändigkeit und ununterbrochene Regelmäßigkeit der himmliſchen Körper und ihres Laufs, verbunden mit dem Hange des Menſchen, die Ereigniſſe der Zukunft vorherwiſſen zu wollen, und das einſtweilige Zuſammentreffen merkwürdiger Begebenheiten mit den Veränderungen der Geſtirne, bogen gar bald Aſtronomie zu Aſtrologie um.

Ein anderer Theil der angewandten Größenlehre, die Feldmeßkunſt, konnte, ungeachtet aller Brauchbarkeit, wohl nur unter einem zum Nachdenken beſonders aufgelegten Volke, wie zum Beyſpiel Aegypter, Griechen, Hindoſtaner waren, gewiſſe Fortſchritte machen: weil dieſe einen beträchtlichen Grad von Abſtractionsgabe, und Kenntniſſe von Zahlen und Berechnungen vorausſetzen, die, wie bekannt, bey den Wilden höchſt eingeſchränkt ſind. Die Wenigſten unter denſelben ſind im Stande, eine große Menge durch beſtimmte Zahlen anzudeuten: viele, und übrigens an

Geiſtesbildung gar nicht vernachläßigte, können nicht über fünf hinaus zählen: und deuten jede größere Zahl dadurch an, daß ſie einen Zſchopf Haare zuſammenfaſſen, oder Sand in die Hand nehmen.

Unterdeſſen finden ſich die allererſten Anfänge der Meßkunſt auch unter ſehr rohen Völkern. Die Geſchicklichkeit, mit welcher zum Beyſpiel die Südländer kleine Flotten von großen und menſchen=reichen Böten zuſammen=zimmern, erfodert einen ziemlichen Grad der Fertigkeit im Meſſen, und wär's auch nur nach dem ſo genannten Augenmaaß.

In den für das wirkliche Leben ſo wichtigen Erfahrungswiſſenſchaften der Phyſik und Chymie, deren Grundſätze, wie bekannt, kaum am Ende des achtzehnten Jahrhunderts aufgefunden, und dennoch, wie es ſcheint, noch nicht von jeder Seite feſtgeſtellt ſind, iſt der Menſch in dieſer Epoche unwiſſend genug, daß er jede befremdende oder außerordentlich=zerſtörende Natur=Erſcheinung für die Wirkung irgend eines übermächtigen Geiſtes hält (ſ. von der religiöſen Cultur in dieſem Abſchnitt), woraus der Aberglaube entſteht: und jedem Truge der Schlauheit bloß geſtellt iſt, die durch vorgeſpiegelte Wunder (welche nichts anders, als einige durch Zufall oder Kunſt zuſammengeſtellte verborgene Natur=Erſcheinungen ſind) dieſen Aberglauben nähret und mißbraucht.

Daß auch ſchon eine Art von praktiſcher Philoſophie in dieſer Periode ſtatt findet, ergiebt ſich aus dem, was in dem Abſchnitt von der moraliſchen Cultur geſagt worden. Denn die Begriffe von Eigen=

thum, Recht, Unterordnung, Gatten- und Kindesliebe u. ſ. f. enthalten offenbar die Grundlage der Sittenlehre und des allgemeinen Menſchen-Rechts; wenn hier gleich, wie wir's ſchon oben andeuteten, noch von keiner kategoriſchen Reinheit und Abgezogenheit der Begriffe die Rede ſeyn kann.

Schwerlich aber könnte etwas auf den erſten Anblick ſonderbarer ſcheinen, als die Behauptung, daß ſelbſt die Elemente ſpeculativer Philoſophie in dem rohen Geiſt des Natur-Menſchen unverkennbar ſind: und doch iſt dieſe Behauptung durch die unwiderſprechlichſten Zeugniſſe der Geſchichte beſtättiget. Gott, Vorſehung, Schickſal, Seelen-Unſterblichkeit ſind die erhabenſten Ideen, welche die Vernunft zu bilden vermag: und dennoch finden wir die Ahnungen, die urſprünglichen Begriffe davon, unter den erſten Bruchſtücken des denkenden Menſchen-Geiſtes. Dies leitet uns alſo ganz natürlich auf die religiöſe Cultur dieſer frühen Periode.

§. 10.

Religions-Charakter.

Schon unter den griechiſchen und römiſchen Schriftſtellern galt es als Axiom, daß äußerſt wenige Völker ohne den Glauben an göttliche Weſen und an einen Zuſtand nach dem Tode gefunden würden: und dies iſt auch das Reſultat aller neuern Reiſebeſchreiber über die von ihnen beobachteten wilden Völker. Die Urſache dieſes in ſeiner Art einzigen Phänomens des menſchlichen Geiſtes iſt keine andre, als folgende.

Aller Vernunftgebrauch iſt, wie bekannt, nur mög⸗lich vermittelſt des Grundſatzes: daß jede Wirkung eine Urſache hat; mit andern Worten: daß alles, was iſt, oder geſchieht, etwas vorausſetzt, wodurch es hervor⸗gebracht wird. Dieſer Grundſatz kann, ſo ſpeculativ ausgedruckt, offenbar nicht dem ſchlichten Naturmen⸗ſchen angemuthet werden, ihm, in deſſen Sprache ſel⸗ten auch nur die Ausdrücke für Begriffe von Urſach und Wirkung gefunden werden. Aber er liegt nicht nur allen roheſten und feinſten Kraftäußerungen der Ver⸗nunft zum Grunde: ſondern der Keim davon (man ge⸗ſtatte mir, mich ſo auszudrücken) wurzelt in der thieri⸗ſchen Natur. Das Thier, welches davon läuft, wenn es den Schrey eines Menſchen⸗Mundes vernimmt, das Kind, welches ſeinen kleinen Kopf abkehrt, wenn es eine drohende Hand gegen ſich aufgehoben ſieht, ver⸗fahren, unbewußt, nach demſelben Grundſatz.

Denken wir uns alſo den Vernunftkeim auch nur einigermaßen in dem Menſchen entwickelt: und ſtellen ihn uns vor, wie er da Himmel und Erde mit ihren Wundergeſtalten erblickt: wie er überall Wirkungen wahrnimmt, deren Urſachen er nicht kennt; z. B. die regelmäßigen Veränderungen des Jahrs und der Geſtalt der Erde, den Wechſel des Tages und der Nacht, den Auf⸗ und Untergang der Sonne, das immer⸗gleiche Verſchwinden und Wiederkommen des Mondes u. ſ. f.: ſo bildet er ſich alsbald eine Urſache zu dieſen Wirkun⸗gen, nämlich ein oder mehrere lebendige Weſen (und zwar, wie wir im dritten Buch zeigen werden, anfangs mehrere), die mit Leben und Vorſtellungskraft, aber

zugleich mit einer alle ſeine eignen Kräfte überſteigenden Macht begabt, jene Wunder-Erſcheinungen hervorbringen: und dieſe Weſen heißen Geiſter oder Götter.

Dieſer Urſprung der erſten und erhabenſten unter allen religiöſen Ideen ſcheint mir ſo natürlich, daß ich den erſten Denker unter den Menſchen, das heißt, den erſten, der, nachdem er ſeine Vernunft eine Zeitlang an den Gegenſtänden der ſinnlichen Anſchauung und des Bedürfniſſes geübt hatte, einen betrachtenden Blick auf die wunderbaren Natur-Erſcheinungen warf, für einen Götter- oder Geiſter-Gläubigen halten muß.

Daß der Naturmenſch ſich den eingebildeten Gott oder Geiſt gerade mit menſchlicher Geſtalt umkleidet denken müſſe, iſt nicht nothwendig. So wiſſen wir ja, daß viele Völker Bären, Affen und andre Thiere, oft auch Stückchen Holz, Steine u. ſ. w. göttlich verehren. Aber immer denken ſie ſich dieſe göttlich-verehrte Weſen als mit übermenſchlicher Macht verſehen. Dieſer Begriff bildet daher in ihrer Idee von Göttern oder Geiſtern das Hauptmoment.

Aber geſetzt, man wollte ſagen: „der Menſch begnüge ſich, wie das Kind, eine lange Zeit hindurch überall blos mit den nächſten Mittel-Urſachen, ohne zu Einer oder mehrern erſten aufzuſteigen“: ſo antworte ich: dem Kinde in dieſer Hinſicht eine Zeitlang gleich, gleicht er demſelben auch dadurch, daß er endlich doch auf eine erſte Urſache zurückkommt: welches, wie jeder aufmerkſamere Beobachter der Entwickelung des Kindesalters weiß, bey allen von der Natur nicht verwahrloſten Kindern der Fall iſt.

Wenn aber von je her religiöſer Glaube ſelbſt unter Völkern von höchſt=vernachläßigter Cultur und lethargiſchem Geiſt gefunden ward, deren ſchlummerndes Nachdenken alſo wahrſcheinlich durch irgend einen gewaltigen Stoß von auſſenher geweckt werden mußte: ſo kam ihnen dieſer Stoß wahrſcheinlich von der Furcht, — nach dem alten Vers:

primus in orbe Deos fecit timor.

Der Donner kracht; der Orkan brauſt; das Meer tobt: das ganze Weſen des ſchwachen, hülfloſen Menſchen wird Furcht. Alle ſichtbare Mittel=Urſachen waren ſonſt ſo ruhig, ſo friedlich, ſo wohlthätig für ihn geſtimmt. Welche unbekannte Urſachen haben ſich der bekannten zu ſeinem Schreck bemächtiget? Wie vermeidet er ſie? Wie entflieht er ihnen? Man ſieht von ſelbſt: Furcht und Schreck dienen nur, um die Nachfrage nach einer oder mehrern oberſten Urſachen zu veranlaſſen. Die Antwort iſt die nämliche, wie oben in dem Zuſtande des ruhigen Nachdenkens. Auf dieſelbe Art, und aus denſelben Gründen, aus welchen das Kind den Stein ſchlägt, an welchem es ſich geſtoßen, oder, wie Xerxes, nach der Herodotiſchen Sage, den Hellespont mit Ketten belegen läßt, der ſeine Schiffbrücken zerriſſen: (in beiden Fällen perſonifizirt die Leidenſchaft ihren Gegenſtand, das heißt, giebt ihm Leben, Empfindungs= und Vorſtellungskraft, wie ſie da das menſchliche Ich hat, in welchem ſie brennt, und ficht ſo mit ihrem eigenen Schatten:) auf dieſelbe Art und aus denſelben Gründen, ſag' ich, perſonifiziren Schreck und Furcht die oberſten Urſachen, und verklei=

den ſie in ein menſchen-ähnliches Weſen: ſie thun alſo das durch eine Art von Inſtinct, was die nachdenkende Vernunft, gemäß ihrem Grundgeſetz von Urſachen und Wirkungen, thut.

Außer dem eben angeführten oberſten Grundſatz menſchlichen Denkens giebt es keinen, welcher unſerer moraliſchen Natur tiefer eingeheftet wäre, als der: daß der gute Menſch glücklich, der böſe unglücklich, daß der Glückſeligkeit würdige auch der Glückſeligkeit theilhaftig ſeyn müſſe. Denn offenbar beruht die ganze Moral auf dieſem Grundſatz, wie das Denkgeſchäfte auf dem von Urſache und Wirkung.

Aber der Gang der menſchlichen Dinge entſpricht dieſem moraliſchen Grundgeſetz ſo wenig! Das Loos des Guten und des Böſen verwechſelt ſich hier ſo oft! Wer ſoll, bey der regelloſen Zufälligkeit des Ganzen der menſchlichen Dinge, wachen über die angemeſſene Vertheilung dieſes Looſes? Dasjenige oder diejenigen Weſen, denen der Menſch alles das überträgt, was er ſich ſelbſt nicht gewähren kann, und doch ſo gern ſich gewähren möchte; das oder die unbegreiflichen Weſen alſo, von deren Hand er eine glückliche Jagd, einen reichen Fiſchzug, eine geſegnete Ernte erwartet und erfleht, — die Götter.

Die Menſchen entbrennen gegen einander zu Haß und Rache wegen böſer Handlungen: wie anders dann die Menſchen mit übermächtigen Kräften, die Götter? Die Ernte des Jahres ſchlägt fehl: ganze Schaaren von Menſchen ſterben an anſteckenden Krankheiten hin: man erliegt wiederholentlich im Kampfe gegen den

Feind. Schreckliche Anzeigen des Götter-Zorns, der über den Sünden des unglücklichen Völkerſtamms zur Rache auflodert! Denn in welchem Volksſtamm fehlte es je an ungerechten oder ſträflichen Handlungen einzelner Menſchen gegen einander? Die ſchaurigſten Phänomene der Atmoſphäre, Donner und Blitze, rollen und ſchlängeln ſich durch einander: die Erde bebt; die Berge öffnen ſich zu feuerſpeyenden Schlünden! Irgend ein ſträflicher Miſſethäter hat die Götter ſo ſchaurig gereizt und empört!

Aber der Gute verquält und verjammert oft ein ganzes Daſeyn! der Böſe ſtirbt im ruhigen Vollgenuß eines ungerecht-erworbenen Glücks! Die über Gutes und Böſes menſchlicher Handlungen wachenden Weſen ſind mächtiger, als die Menſchen: ſie rächen das Laſter, ſie belohnen die Tugend noch jenſeits des Grabes, wo kein ſterblicher Arm ſie zu erreichen vermag. So ſchließt der Natur-Menſch!

Denn daß das in dem Menſchen denkende und empfindende Weſen etwas von dem ſicht- und taſtbaren Theil deſſelben, dem Körper, ganz verſchiedenes ſey, wie könnte der Naturmenſch dies bezweifeln? Die Menſchen, einander ſo gleich nach der äußern Geſtalt, — wie verſchieden ſind ſie an Talent, Muth, Geſinnung? Zwey Brüder, zwey Schweſtern von gleichen Eltern und faſt gleichen Jahren, wie verſchieden, wie entgegengeſetzt in allem, was wir, nach der philoſophiſchen Sprache, irgend zu den geiſtigen Energien menſchlicher Natur rechnen? Woher anders dieſe Verſchiedenheit, als von dem verſchieden-gearteten

Geiſte ſelbſt? Denn dies iſt doch offenbar der kürzeſte Entſcheidungsweg des gemeinen Verſtandes, der da, wo er den Zuſammenhang der Dinge ſelbſt nicht kennt, das Reſultat ihrer gemeinſchaftlichen Wirkung auf ein Wort, auf einen Namen überträgt: wie dies mit den Wörtern und Ideen „Gott und Geiſt" offenbar der Fall iſt. Mithin kann man, nicht ohne Grund, behaupten, daß der Spiritualismus in der natürlichen Vernunft-Entwickelung früher iſt, als der Materialismus.

Und daß dieſer Geiſt auch nach dem Hinfall des Körpers fortdauert, wie wahrſcheinlich! wie gewiß! Mit dem ausgehauchten Othem des Sterbenden ſchwindet das Leben: der Körper, ſtarr und bewegungslos, bleibt zurück; der Othem, der Geiſt (denn für beydes haben die alten Sprachen nur Ein Wort) ſchwebt in einen andern Zuſtand hinüber. Und für dieſen Zuſtand nach dem Tode ſelbſt fehlt es dem Naturmenſchen an anſchaulichen Gründen? Es fehlt ihm ſo wenig an Gründen dafür, daß er vielmehr, nach ſeiner Anſicht der Dinge, Erfahrungen davon hat, unbezweifelbare Erfahrungen. Der geliebte Todte erſcheint dem Lebenden auf nächtlichem Lager in Träumen: er ſieht ihn des Abends bey ſchaurigem Mondſchein, oder bey Tage in irgend einer plötzlich-erſcheinenden und leicht wieder-wegſchwindenden Geſtalt. Der von einem verſtorbenen Böſewicht unterdrückte Lebende ſieht und hört ſeine Wünſche oder vielmehr Verwünſchungen gegen denſelben nach dem Tode verwirklicht. In furchtbar-flammender Geſtalt

wandelt er vor ſeinen Augen umher; mit Ketten an Händen und Füßen hört er ihn raſſeln, hört ihn unter den Schlägen rächender Geiſter ſtöhnen und erſeufzen: denn ein ſolches Loos wünſchte er ſeinem Unterdrücker im Leben. Täuſchungen einer erhitzten Phantaſie, die aber dem rohen Menſchen als eben ſo viele, wirkliche Erfahrungen gelten!

Bey ſolchen unwiderſprechlich-ſcheinenden Erfahrungen von dem Zuſtande jenſeits des Grabes, wie kann er denſelben bezweifeln?

Aber welches unbegränzte Feld eröffnet ſich hier für unverſchuldete Selbſttäuſchungen, ſo wie für die Kunſtgriffe des ſchlauen Betrügers?

Unkunde des natürlichen Zuſammenhangs der Dinge iſt, ſagten wir ſchon oben, die fruchtbare Mutter des Aberglaubens: überall, wo Schreck und Furcht ſeine kindiſche Einbildungskraft aufſtören, zaubert ſie ſeinen Sinnen jene übermächtige Weſen in ihrer ſcheußlichſten Geſtalt vor. Wie er ſich ängſtet, ihrem Zorn ausgeſetzt zu ſeyn! welche thörichte, armſelige, oft ſchreckliche Mittel er wählt, demſelben zu entgehen? da er das einzige, welches dagegen ſtatt findet, da er Aufklärung des Verſtandes nicht kennt.

Wie könnten Liſt und Trug dieſe Einfalt ungemisbraucht laſſen? Bald finden ſich einige gewinnſüchtige oder ehrgeizige Schlaue, welche die ängſtlich-geſuchten Mittel zur Abwendung des Zorns, oder zum Erwerb der beſondern Gnade jener übermächtigen Weſen gefunden zu haben vorgeben: einige der Natur abgelernten verborgne Eigenſchaften der Dinge, Zaubergeheim-

niſſe genannt, geben ihnen das Anſehen näherer Vertrauten der Götter: von dieſen unterrichtet und unterſtützt, heilen ſie Krankheiten, ſchaffen Fruchtbarkeit; kennen den Lauf der Geſtirne, weißagen aus dieſen oder aus andern Zeichen, z. B. aus dem Vogelfluge, aus den Eingeweiden der Thiere, künftige Schickſale einzelner Menſchen und ganzer Völker. Bald bildet ſich eine eigene Klaſſe dieſer Gottvertrauten und Götterdiener, Prieſter genannt: und ihre Herrſchaft über die Gemüther iſt nur deſto ſchrankenloſer, je furchtbarer und dem gewöhnlichen Auge undurchdringlicher die in ihrer Hand ruhende Gewalt iſt. Daher in jeder Geſchichte eines Urvolks — die Periode des Prieſterregiments.

Da indeſſen die Religionsbegriffe des Menſchen, auch ſchon in dieſer Epoche, einen Keim der Sittlichkeit enthalten, z. B. die Begriffe von Gott als einem Weſen, welches den Guten liebt, und den Böſen beſtraft, als einem weiſen Anordner der Welt und der Dinge; ſo lehrt uns auch die Geſchichte von der entgegengeſetzten Seite, daß, in derſelben Epoche, einige weiſe und edle Menſchen dieſen religiöſen Keim der Sittlichkeit ſehr glücklich benutzten, um rohe Völker zu Geſetz und Ordnung zu bilden. S. den erſten Theil, Abſchnitt von der Religion als Bildungsmittel des Menſchen.

§. 11.

Charakter der äſthetiſchen Anlagen in der Epoche der Vermenſchlichung.

Wenn wir den Begriff der Schönheit, als des Mannigfaltigen in der Einheit, der Ein-

heit in der Mannigfaltigkeit, gelten laſſen wollen, zu welchem doch ſelbſt die Kantiſche Theorie, bey der Anwendung auf Erfahrung, niederſteigen muß; beſonders wenn wir dieſen Begriff in dem Sinne deuten, wie der Fein=Denker Hemſterhuis in ſeiner Abhandlung über die Bildhauerey ihn erklärt hat; ſo beginnt hier der Menſch mit der Mannigfaltigkeit.

Das Auge des erwachenden Kindes wendet ſich dem Lichtſtrahl zu. Warum? weil das goldne Licht des Himmels ihm eine Menge von Gegenſtänden ſichtbar macht. Unter zwey verſchiedenen Gegenſtänden, davon der eine ihm eine Menge von Farben oder Geſtalten, der andre nur ein Einförmiges darſtellt, reizt ihn der erſte mehr, als der andre.

Eine Mannigfaltigkeit von auf= und niederſteigenden, grell=abfallenden Tönen ergötzt mehr ſein Ohr, als die feinſte Liedes=Compoſizion von Reichard oder Schulz. Auf dieſelbe Art gefällt dem rohen Naturmenſchen eine bunte Harlekinsjacke mehr, als das einfach=ſchöne Griechen=Gewand: ein Dudelſack rührt ihn mehr, als eine künſtlich=geſpielte Flöte.

Alles Schöne des Geſichts empfindet er nur durch den Eindruck des Angenehmen, der, mit dem des eigentlichen Schönen verglichen, offenbar der ſinnlichere iſt. Das iſt alſo die Art, wie er einen heitern Himmel, die beblümte Erde, oder eine ſchöne Landſchaft betrachtet. Mir hat es immer geſchienen, daß ſelbſt die Thiere an einigen der genannten und ähnlichen Gegenſtänden ein beſondres Wohlbehagen finden.

Da indeſſen dieſe Gegenſtände zu den anſchaubaren gehören, und das Auge, unter allen übrigen Sinnen, der feinſte, vielſeitigſte, geiſtigſte, und gewiſſermaßen auch der intereßloſeſte iſt (denn Gefühl, Gehör, Geruch und Geſchmack ſind theils an ſich gröberer Gattung, theils bezwecken ſie bey den Gegenſtänden nur gewiſſe einſeitige, und ihrer gröbern Gattung angemeßnere Genüſſe); ſo läutert ſich das Gefühl des Angenehmen gar bald allmählich, obgleich nur dunkel und gleichſam halb-geſondert, zum Schönen, als etwas durch ſeine bloße Zuſammenſetzung und Geſtaltung Gefälligen.

Mit der fortſchreitenden Sprach- und Vernunft-Entwickelung bilden ſich auch ſchon in dieſer Epoche die erſten Keime der Anlage zur Dichtkunſt und zur Muſik aus.

Leidenſchaft iſt die Mutter dieſer beyden Künſte der Rede. Da ſie in dem rohen Menſchen, wie ſchon in dem Thier, ihre eigne Tonlaute hat; ſo kann die Tonkunſt gewiſſermaßen als der erſte Sprößling unter den ſchönen Künſten angeſehen werden. Da aber, mit dem Fortſchritt der Vernunft, die rohen Tonlaute ſich in artikulirte Wörter auflöſen, oder wenigſtens von dieſen, als Zeichen deutlich-entwickelter Vorſtellungen, mitbegleitet werden; und die Sprache der Leidenſchaft, im Vergleich mit der Sprache ruhiger Beſonnenheit, höchſt lebendig, heftig und empfindungsvoll iſt; ſo erkennt man von ſelbſt die natürliche

Schweſter = Zwillingsſchaft der Ton= und der Dicht = Kunſt.

Der Reim ſelbſt kann in gewiſſer Rückſicht als ein Product der Tonkunſt angeſehen werden. Die mehrentheils höchſt einförmige Art des rohen Naturgeſanges der Leidenſchaft wird durch den ähnlich = wiederkehrenden Laut unterbrochen, und die etwanige Melodie im Geſange (unſerm Ohr würde dieſe Melodie meiſtentheils höchſt widrig klingen) gröberen Ohren fühlbar gemacht.

Deswegen bemerken wir auch ſchon in der alten hebräiſchen Poeſie Spuren des Reimes. Die arabiſche Dichtkunſt, nach Form und Inhalt gewiß eine der älteſten, kennt gewiſſermaßen nur den Reim: und die neuern Reiſe=Beſchreiber, z. B. Pallas, fand ihn bey einigen Nomaden = Horden in den aſiatiſchen Steppen; Forſter bey den Otaheiten.

Alle weichen und ſympathetiſchen Leidenſchaften ſind höchſt fruchtbar für die Entwickelung der poetiſchen Anlagen. Aber auch die ſo genannten wackern derſelben, z. B. Freude, Enthuſiasmus, Zorn, Wut, ſind nicht ohne Einfluß auf dieſe Entwickelung. So ſtellen uns die hebräiſchen Urkunden ein prahleriſches Lied auf die Erfindung des Schwerts, Verwünſchungen und Segnungen eines betagten Stammvaters an ſeine Söhne und Enkel, ſchauderhafte Flüche gegen den Feind, und Rache = Geſänge voll Grauſamkeit auf. Aus den neuern Reiſegeſchichten von den Sitten der Wilden könnte man, ohne Mühe, eine Reihe von Parallel = Stücken citiren.

Rührendes Pathos oder wilder Enthuſiasmus iſt der herrſchende Charakter der Lieblings-Geſänge und Lieblings-Lieder in dieſer Epoche: welches aus dem Charakter der oben angeführten Leidenſchaften, ihrer Mütter, von ſelbſt erhellet. Starke Gemüther wollen erſchüttert, nicht leiſe und wie von ferne nur, berührt ſeyn.

Thöricht iſt die Bewunderung, mit welcher die Kurzſichtigkeit einiger Philoſophen einige berühmte Stücke der Dichtkunſt, welche aus den allerälteſten Perioden des Menſchengeſchlechts, oder aus dem Munde der in neuern Zeiten entdeckten wilden Völker, zu uns herübergekommen, anſtaunt. Wahre Leidenſchaft (und dieſer iſt doch der Menſch der Natur unvergleichbar empfänglicher, als der Menſch der Cultur) ſpricht nur Empfindung: und wahre Empfindung, in Worte hingeſtrömt, iſt Poeſie.

Die gezwungenen und aus allen drey Naturreichen mühſam herbeygezerrten Metaphern, die Hyperbolen, die eklen Ueberladungen des Gedankens durch ſchwülſtige Worte, mit welchen der große Troß unſerer Dichterlein, und ſogar einige beſſeren unter den Dichtern, unſer Gefühl nicht ſowohl anregen, als im Sturm und Braus betäuben, ſollten uns faſt überreden, daß die Poeſie nur in dieſer Manier rührend-pathetiſch oder hoch-enthuſiaſtiſch ſprechen könne. Aber Gedichte voll Einfalt und ſchlichten Sinnes und Ausdrucks, wie ein nicht kleiner Theil in den hebräiſchen Urkunden, oder in den Balladen der Reliques of ancient Poetry, z. B. das berühmte

„Edward! Edward!"

oder

oder auch wie der klagende Chorgeſang der Weiber und Mädchen in den afrikaniſchen Sandwüſten, welchen uns Mungo Park aufbewahrt hat, beweiſen das Gegentheil, beweiſen, daß die ſchlichteſte Sprache der Leidenſchaft die wahreſte und herzeindringendſte iſt.

Was hier von der Dichtkunſt geſagt worden, muß in ſeinem ganzen Umfange auf die Tonkunſt dieſer Epoche gedeutet werden: wenn uns gleich, verwöhnt durch die Triller-Melodien unſrer neuern und allerneuſten Muſik, dieſe Naturtöne höchſt wahrſcheinlich ganz unausſtehlich klingen würden: indem unſre Muſik unendlich mehr convenzionel, als unſre Dichtkunſt iſt.

Daher erklärt ſich dann auch das Phänomen, welches einige brittiſche Philoſophen befremdet hat, daß alle Kenner ächter Poeſie die ſchottiſchen Nazional-Balladen voll hoher Schönheiten, und alle Kenner der Tonkunſt die ſchottiſche Nazional-Muſik unerträglich finden.

Den Tanz ſchließen wir am ſchicklichſten den beyden genannten Zwillings-Schweſtern unter den ſchönen Künſten an: denn er muß als der gleichgeborne Bruder von beyden betrachtet werden. Der Takt der Muſik und der Rythmus der Poeſie kündigen ſchon ſein Werden an. Ueberdem aber hat jede Leidenſchaft, ſo wie ihre eigne Tonlaute und Ausdrucksart durch die Sprache, alſo auch ihren Gang und Tritt. Wie pathetiſch die Todtentänze der Wilden, wie ſtürmend und enthuſiaſtiſch die kriegeriſchen, wie wohllüſtig-glühend ihre verliebten Tänze ſind (das heißt alſo dem dargeſtellten

Charakter der Dichtkunſt und der Tonkunſt dieſer Epoche entſprechend), das lehren uns die Sittengeſchichtſchreiber der Naturmenſchen.

Zu ſo vielen andern Vorzügen, welche der Menſch von der freygebigen Natur erhielt, gehört auch das Vermögen und der Hang, ſich an leicht-bemerkbaren, aber unſchädlichen Mißverhältniſſen der Dinge, beſonders aber im Betragen der Menſchen, zu ergötzen, der Hang zu Scherz und Spott.

Dieſer keimt, wie wir's auch an Kindern wahrnehmen können, ſogleich mit dem erwachten vernünftigen Bewußtſeyn: und größere Geſellſchafts-Vereine ſind das eigentliche Feld ſeiner Entwickelung. Daher finden wir Luſtſpiele und ſatyriſch-dramatiſche Darſtellungen eben ſowohl bey den Griechen und Römern in ihrer roheſten Epoche, als bey den heutigen Negern, und auf der Inſel Otaheite. Auf der letztern ſahe Forſter ein ſatyriſches Drama durch mehrere Perſonen vorſtellen. Der Inhalt war — die wirkliche Geſchichte eines Otaheitiſchen Mädchens, welche mit einem engliſchen Matroſen von der Inſel entflohen war, und nun in das väterliche Haus zurückkehrte.

Freylich kann der Dialog, können die Charakteriſtiken, Maximen und Sentiments der Schauſpiele am Fluß Senegal oder unter den Brodbäumen der Südſee-Inſeln nicht das Treffende der Leſſingſchen, noch das Feine der Marivaux- oder Destouschiſchen haben: aber deſto mehr derbe Wahrheit und praktiſch-komiſche, d. h. durch Handlung und

mimiſche Darſtellung lächerliche Scenen. Das (von mir höchſt-unterhaltend gefundene) Käſperle-Theater in der Wiener Leopoldſtadt giebt davon ein lebendiges Bild. Für rohe Gemüther braucht es, auch im Komiſchen, gewaltſamer Erſchütterungen. Das Groteske und Abentheuerliche iſt daher der Charakter dieſer allerfrühſten Art des Komiſchen.

In der Dicht-, Ton- und Tanz-Kunſt mag alſo, nach dem bisherigen, dieſe Epoche ſchon einige Muſter-Stücke ihrer Gattung aufſtellen! Aber in der Bildhauer- und Mahler-Kunſt — unmöglich. Hiezu braucht's einer Maſſe von Beobachtungen und Vergleichungen über das darzuſtellende Schöne, einer höchſt zuſammengeſetzten Technik in der wirklichen Darſtellung, und einer Summe von Kenntniſſen in der Anatomie, Perſpective, Phyſionomik und Pathognomik, welche von der intellectuellen Armſeligkeit dieſer Epoche in keiner Rückſicht zu erwarten ſind. Die Reißkohle der Tochter des Dibutades, und die geſtaltloſen Menſchen-Figuren mit ungetheilten Füßen, wie ſie da vor dem Dädalus gemacht wurden, gehören allenfalls auf dieſe Culturſtuffe.

§. 12.

Allgemeine Reſultate über den Charakter der Epoche der Vermenſchlichung.

Hier enden wir alſo die Darſtellung der zweyten Epoche, von uns genannt die Epoche der Vermenſchlichung, oder der herrſchenden Sinnlichkeit,

gemäßigt durch Vernunft oder vielmehr durch Verſtändigkeit.

Epoche der Vermenſchlichung heißt ſie uns deswegen, weil die eigenthümlichen Charakterzüge der Menſchen-Natur, welche in der Periode der Thier-Menſchheit mit den thieriſchen Eigenſchaften chaotiſch durcheinander lagen, durch das vernünftige Bewußtſeyn ſich von denſelben ſondern, und nach allen ihren mannigfaltigen Beſtimmungen (nach den ſiebenfachen Anlagen unſerer Natur, wie wir ſie einzeln dargeſtellt) auszuſprechen anfangen. Aber freilich iſt es nichts mehr, als eine Skizze mit den gegebenen Grundſtrichen: Farbe und Haltung fehlen noch: allein dieſe wird die Epoche der Verfeinerung hinzuthun; es iſt, um mit einem Gleichniß aus dem Pflanzenreich zu reden, der volle Fruchtknote, welcher in der nächſtfolgenden Jahreszeit herrliche Blüthe ſetzen wird.

Alle ſchönen und großen Energien der Menſchen-Natur haben angefangen ſich zu entwickeln: die geiſtigſten ſelbſt, ich will ſagen, die moraliſchen, äſthetiſchen, wiſſenſchaftlichen und religiöſen, nicht ausgenommen. „Voilà les *commencemens* de l'homme!" würde ich am Schluß dieſer Periode mit dem alten Montagne ausrufen. Denn alles, was der Menſch künftig werden wird, iſt nichts anderes, als feinere und ausgebreitetre (intenſiv-vollkommnere und extenſiv-vollſtändigere) Entwickelung deſſen, was er, den erſten Keimſproſſen nach, jetzt ſchon iſt: keine der ſchon entwickelten Anlagen wird ſich in

irgend einer der künftigen Epochen ſeines Seyns durchaus umſchaffen, und keine durchaus neue hinzukommen: wie wir dies auch in den folgenden Abſchnitten ſattſam zeigen werden.

Dieſe Periode der Vermenſchlichung iſt nun, in Hinſicht auf die beyden conſtituirenden Haupt-Momente menſchlicher Natur, Sinnlichkeit und Vernunft, und, auf ihr gegenſeitiges Verhältniß zu einander, die Periode herrſchender Sinnlichkeit, gemäßigt und geleitet durch Verſtändigkeit. Der Begriff der Verſtändigkeit, den ich wage, in die Entwickelungsgeſchichte des Menſchen einzuführen, wird dem Leſer aus folgendem klar werden.

Nehmen wir zuſammen, was wir von der Stufe der Bildung, auf welcher ſich der Menſch in dieſer Epoche befindet, bisher geſagt: ſo geht hervor, daß er in allem, was er jetzt noch leiſtet, einzig durch den Inſtinct des Selbſterhaltungs-, des Fortpflanzungs- und Erweiterungs-Triebes beſtimmt, nichts mehr und nichts weniger empfindet und denkt, als was was ſinnliche Anſchauung und Erfahrung ihm darbieten. Was er zu den von ihm angeſchauten Dingen Eigenes hinzuthut: und dies Eigene heißt — vernünftige Zweckmäßigkeit: wie wenig, wie unbeträchtlich iſt es? und wie einzig berechnet auf Zwecke ſinnlichen Bedürfniſſes, z. B. des Bedürfniſſes, beſſer zu eſſen und zu trinken, ſich zu kleiden, gemächlicher zu wohnen, u. ſ. w.

Schon hat er ſich, wie wir ſahen, der erſten Elemente der erhabenſten Wiſſenſchaften, der Sittenlehre,

der Philoſophie, der Metaphyſik, der Aſtronomie bemeiſtert, dieſer Wiſſenſchaften, die, wie bekannt, der Stolz menſchlicher Denkkraft ſind. Aber wer erkennt nicht auch in dieſen Elementen der erhabenſten Wiſſenſchaften das Bedürfniß, von welchem er dabey einzig geleitet wird? erkennt nicht den geringen Grad vernünftiger Zweckmäßigkeit, welchen er den von ihm angeſchauten Gegenſtänden aufprägt?

Seine Moral iſt offenbar nichts weiter, als Inſtinct, durch Vernunftkeim geregelt nach dunkeln Gefühlen deſſen, was nothwendig, nützlich, ſchicklich iſt. Wo wäre hier auch nur ein Gedanke an jene kategoriſche Reinheit, welche der Stoiker, und noch mehr der Verfaſſer der Kritik der praktiſchen Vernunft, verlangt! Seine Achtung des Menſchen iſt nur noch Schonung aus Furcht vor dem beſorglichen Gebrauch der Kräfte deſſelben zu ſeinem (des Fürchtenden) Schaden: ſeine Menſchenliebe iſt inſtinctartige Sympathie.

Und wenn wir in den wenigen und eingeſchränkten Vorſtellungen, die er von den Eigenſchaften der natürlichen Dinge, z. B. von Thier, Pflanze, Feuer, Luft, Himmelskörpern, geſammlet hat, die Anfänge der Naturgeſchichte, der Phyſik nicht verkennen mögen: wie iſt auch hier Inſtinct überall Führer! Bedürfniß überall einzig Ziel und Zweck! Alle ſeine Beobachtungen, ſo fein und ins Kleine gehend ſie einſtweilen ſeyn mögen, was ſind ſie anders, als die Beobachtungen eines Menſchen, der ſehen, hören, fühlen, ſchmekken, riechen kann? Aller Gebrauch, den er von den

beobachteten Eigenſchaften der natürlichen Dinge macht, wie iſt auch er einzig auf die obengenannten Bedürfniſſe eines gemächlichern Lebensunterhalts berechnet? Die glücklichen Fortſchritte in den für den vielbedürftigen Haushalt des Lebens ſo wichtigen techniſchen Künſten thut er nur vermittelſt dieſer den natürlichen Dingen abgelernten Eigenſchaften: von einem andern Zweck oder Gebrauch ſeiner Bemerkungen hat er noch keine Ahnung. Selbſt ſie, die geiſterweiterndſte aller Wiſſenſchaften, die Wiſſenſchaft der Newtone und Herrſchel, was iſt ſie dem Menſchen jetzt noch? Ein bequemerer Zeitmeſſer.

Auch religiöſe Begriffe ſchon keimen in dieſer Epoche. Aber wie grob-ſinnlich! Die Art ſeiner Gottesverehrung würde es allein ſchon auf eine für den Denker erniedrigende, und zum Theil ſchreckliche Art beweiſen. Den einzigen, der Idee der Gottheit gewöhnlich beygemiſchten Begriff von Beſtrafung des Böſen und Belohnung des Guten ausgenommen — wo iſt hier eine Spur jener Läuterung dieſer erhabenſten aller Ideen, deren wir menſchliche Denkkraft fähig wiſſen?

Keimende Vernunft iſt überall unverkennbar: denn nur ſo viel, als dieſer Vernunftkeim ſichtbar iſt, erhebt ſich der Menſch in der Epoche der Vermenſchlichung über die Epoche der Thiermenſchheit hinaus; und jene auf die Bedürfniſſe des Lebens berechnete Zweckmäßigkeit, welche der Menſch den natürlichen Dingen jetzt ſchon zu geben weiß, jene Leitung und Mäßigung des thieriſchen Inſtincts nach Zwecken dieſer Bedürfniſſe, eine Leitung,

deren er gleichfalls jetzt ſchon fähig iſt, iſt einzig die Wirkung des ſproſſenden Vernunftkeims.

Dagegen aber vermiſſen wir überall jenen Charakter der philoſophirenden Vernunft, das heißt derjenigen, die, unabhängig von grob-ſinnlichen Bedürfniſſen, ſich eigne Zwecke des Denkens, Forſchens, Zuſammenordnens, oder, in der Sprache der neueſten Philoſophie zu reden, der Einheit, vorſetzt, und die natürlichen Dinge, z. B. die Gegenſtände der Natur in allen ſo genannten drey Reichen, und ihre eigenen Begriffe, z. B. von Recht, Pflicht (Moral), Gott, Geiſt (Religion), Größe, Raum (Mathematik) bearbeitet, und ohne alle Rückſicht auf die für das Lebensbedürfniß daraus zu erwartenden Vortheile bearbeitet.

Durch dieſe Unabhängigkeit von Rückſichten auf das Lebensbedürfniß bildet ſich die Vernunft allein einen ſelbſtſtändigen Charakter, der ſich auch, überall, wo ſie ungeſtört und ungehemmt ihrer freyen Entwickelung überlaſſen wirkt, durch raſchere Fortſchritte in der Ausbildung und Vervollkommnung der ihr eigenthümlichen Anlagen, nämlich der moraliſchen, wiſſenſchaftlichen, äſthetiſchen, politiſchen und religiöſen, äußert, und, wie wir bald ſehen werden, den Menſchen auf diejenige Bildungsſtufe erhebt, die ich nenne die Epoche der Verfeinerung.

Alle großen Erweiterungen nämlich und erſtaunenswürdigen Fortſchritte der Vernunft ſind nur dadurch möglich, daß ſie nicht bey den erſten Eindrücken der Sinne ſtehen bleibt, welche die Dinge dem Geiſt aufprägen, oder ſie nur in ſo fern ihrer Unterſuchung werth

achtet, als ſie davon Befriedigung irgend eines gegenwärtigen Bedürfniſſes erwartet: wie dies offenbar, nach unſern bisherigen Darſtellungen, ihr Charakter in der Epoche der Vermenſchlichung iſt.

Nie wird eine Phyſik, eine Chymie, eine Naturgeſchichte, eine Aſtronomie entſtehen, nie, heißt das mit andern Worten, wird der Menſch bis zur Kenntniß der allgemeinen und beſondern Naturgeſetze vordringen, wenn er ſich begnügt, Luft, Feuer, Waſſer, Erde, Thiere und Pflanzen anzuſehen, wie ſie ſich ihm da auf den erſten Anblick darſtellen. Welch' eine Reihe von Verſuchen mußten wir anſtellen, ehe wir zu einiger Kenntniß von den wahren Naturgeſetzen gelangten? In welche neue und ſonderbare Stellungen mußten wir die natürlichen Dinge, zum Behuf ihrer gründlichen Durchforſchung, gleichſam hineinzwingen? Welche neue Sinnen, z. B. durch Mikroſcope, Teleſcope, uns ſchaffen? Wie verſchiedene Wiſſenſchaften miteinander verbinden, z. B. Phyſik mit Mathematik, Arzeneykunde mit Naturgeſchichte u. ſ. f.

Und wenn es gleich wahr iſt, daß wir aus den wiſſenſchaftlichen Kenntniſſen der Vernunft die mannigfaltigſten Vortheile ſelbſt für die Oekonomie des Lebens ziehen, und Schiffahrt, Handel, Ackerbau, Finanzen u. ſ. f. durch Anwendung der Mathematik, der Phyſik, der Chymie auf dieſelben weſentlich verbeſſern können: (werden wir doch künftig einen charakteriſtiſchen Zug der Epoche der Verfeinerung gerade in dieſe Uebertragung wiſſenſchaftlicher Kenntniſſe auf Gegenſtände des wirklichen Lebens ſetzen!) ſo würden doch die Wiſſen-

ſchaften nie einen hohen Grad erreicht haben, wenn Mathematiker, Phyſiker, Chemiker, Naturgeſchichtſchreiber u. ſ. f. bey ihren Unterſuchungen immer nur den gegenwärtigen Nutzen im Auge gehabt und bezweckt hätten.

So iſt's mit den Erfahrungswiſſenſchaften, und ſo nicht weniger mit denen, die in der reinen Vernunft ihre Quelle haben, z. B. Sittenlehre, Naturrecht, Religion, Größenlehre. Wer hier die Begriffe nicht ſchärfer in's Auge faßt, nicht weiter verfolgt, und vielſeitiger durchforſcht, als es der ſchlichte Gemeinſinn zu thun pflegt; oder wem auch hier blos derjenige Grad von Kenntniß gnügt, der für den alltäglichen Gebrauch des Lebens hinlangt, der wird ſich nie zu einem vorzüglichen Grad der Einſicht darin erheben.

Selbſt in den ſchönen, wie in den techniſchen Künſten, wird ſelten, oder wenigſtens nur ſehr zufällig, ein Meiſterſtück hervorgehen, wenn der Dichter, der Redner, der bildende Künſtler oder der Handwerker, ſich nicht ausſchließlich dieſer einen Kunſt, dieſem einen Gewerbe widmen und gleichſam hingeben.

Hieraus alſo geht der in der ganzen Entwickelungsgeſchichte des Menſchen-Geſchlechts wichtige Lehrſatz hervor: daß die eigentliche Vernunftentwickelung, oder die reine Ausbildung der moraliſchen, wiſſenſchaftlichen, äſthetiſchen, politiſchen und religiöſen Anlagen unſerer Natur, und eben ſo auch der techniſchen, in ſo fern ſie durch dieſe, insbeſondre aber durch die wiſſenſchaftlichen und äſthetiſchen beſtimmt werden, nicht eher möglich iſt, als

bis die Vernunft ſich den Charakter der Selbſtſtändigkeit erſtrebt hat, oder mit andern Worten, bis ſie ſich von allen unmittelbaren Rückſichten auf das Lebensbedürfniß unabhängig gemacht, und zu dem reinen Intereſſe des Denkens und Empfindens emporgeſchwungen hat; bis ſie philoſophirende Vernunft geworden.

Daß aber nun die Vernunft in der Epoche der Vermenſchlichung dieſen Charakter der Selbſtſtändigkeit noch nicht entwickelt hat; dies haben wir ſattſam dargethan. Den Grad der Vernunftbildung aber, welcher jenſeits der Epoche der philoſophirenden Vernunft liegt, bezeichne ich mit dem Namen der „Verſtändigkeit": wodurch ich alſo offenbar nichts anders andeuten will, als den gemeinen Menſchen-Verſtand, auf Zwecke des Bedürfniſſes und der Bequemlichkeit eingeſchränkt.

So nennen wir ein Kind verſtändig, welches von den Eigenſchaften der natürlichen Dinge und von den allgemeinſten Verhältniſſen des gewöhnlichen Lebenskreiſes die gehörigen Begriffe hat. Das Kind fängt ſchon an, zu frohden (von dem alten frod, lateiniſch prudens, klug), ſagt das Volk in Preußen von einem Kinde, welches aus der Epoche des Inſtincts in die des vernünftigen Bewußtſeyn übergeht. Iſt es nicht befremdend, daß die hochdeutſche Sprache für dieſen höchſt wichtigen Begriff keinen entſprechenden Ausdruck hat?

In gleichem Sinne empfehlen wir einen Erwachſenen als einen verſtändigen Menſchen, der, wie man ſich auszudrücken pflegt, um ſich weiß, der die Dinge und die Menſchen nach allen den Verhältniſſen kennt, wo ſie am meiſten und am vielſeitigſten in die Lebens-Oekonomie eingreifen.

In demſelben Sinne ſagen wir von den Weibern: „daß ſie größtentheils verſtändiger, als wir Männer ſind:“ indem der dem ſchönen Geſchlecht eigenthümliche Geiſt des Detail daſſelbe zu dieſer praktiſchen Kenntniß von den Menſchen und den Dingen am leichteſten hinneigt: unterdeß wir Männer die Dinge zwar im Ganzen richtiger, aber für den gegenwärtigen Augenblick oder für den gegebenen Fall minder treffend, als die Weiber, beurtheilen.

Der Leſer ſieht, ohne mein Erinnern, daß das, was ich hier mit dem Namen der Verſtändigkeit bezeichne, nicht unſchicklich auch „Gemeinſinn, Gemeinverſtand, geſunder, ſchlichter Menſchenverſtand“ genannt werden kann. Aber ich habe das Wort „Verſtändigkeit“ deswegen vorgezogen, weil über Weſen und Grenzen des gemeinen Verſtandes unter den allerneuſten Philoſophen ſo mannigfaltig geſtritten wird, und ich dieſem Werk auch nicht eine Spur von Polemik eindrücken wollte: weil meine eigenthümliche Beſtimmung dieſes Begriffs auch ein eigenthümliches Wort zu erfodern ſchien; und weil der gewählte Ausdruck „Verſtändigkeit“, nach den angeführten Beyſpielen, dem Sprachgebrauch durchaus angemeſſen iſt.

Aber von dieſem geſunden, ſchlichten Menſchenverſtande, deſſen alle Anſichten ſich nirgends weiter, als auf die praktiſchen Lebenszwecke (und zwar in techniſcher, ſo wie in intellectueller, moraliſcher und religiöſer Hinſicht) erſtrecken, behaupte ich, wie von den techniſchen Anlagen, daß er ſich in der Epoche der Vermenſchlichung ſeinen eigenthümlichen Charakter ausprägt, und zur Selbſtändigkeit erhebt; daß er in den folgenden Epochen zwar mehrere Gegenſtände in ſeinen Beurtheilungskreis ziehn, aber ſeine hier ſchon entwikkelte eigenthümliche Anſichtsart derſelben nie abändern wird: (ſollte er auch einſtweilen durch eine ſophiſtiſche Grübel=Vernunft irre geleitet werden können).

Wenn ich alſo ſage: die Epoche der Vermenſchlichung iſt eine Epoche der herrſchenden Sinnlichkeit, gemäßigt und geleitet durch „Verſtändigkeit": ſo werde ich hoffentlich von dem Leſer keinen Widerſpruch darüber erfahren, daß in der Epoche der Vermenſchlichung die Sinnlichkeit herrſchend iſt: wo, wie hier, Inſtict die Triebfeder und Bedürfniß der letzte Beziehungspunct aller Thätigkeit des Menſchen iſt: was kann da anders, als Sinnlichkeit herrſchen? werden wir doch ſelbſt noch der Epoche der Verfeinerung herrſchende Sinnlichkeit als Charakter beylegen!

Daß aber dieſe herrſchende Sinnlichkeit durch den nunmehr entwickelten Vernunftkeim, von uns Verſtändigkeit genannt, gemäßigt und geleitet werde,

braucht, nach dem bisher geſagten, keiner weitern Erklärung.

In Hinſicht auf die fünffache Modifikazion unſeres phyſiſchen Ich charakteriſiren wir die Epoche der Vermenſchlichung als die Epoche der Gemächlichkeit: der Uebergang aus dem Zuſtande der Thiermenſchheit in den der Vermenſchlichung iſt, ſagten wir ſchon oben, nur durch den Uebergang aus der Bedürflichkeit zur Gemächlichkeit möglich.

So wie ſich nämlich das Thier, in Rückſicht auf ſeine phyſiſche Subſiſtenz, verglichen mit dem zur Vernunft ausgebildeten Menſchen, im Zuſtande der Bedürflichkeit findet: indem es einzig der zufälligen Vorſorge der Natur überlaſſen iſt: unterdeß er durch Entdeckungen und Erfindungen für die Bedürfniſſe und Bequemlichkeiten des Lebens dieſe Vorſorge gleichſam zu heften und ſich zu ſichern weiß: ſo richtig können wir auch von dem Menſchen, in den verſchiedenen Zuſtänden ſeines Seyns mit ſich ſelbſt unter einander verglichen, ſagen, daß er in der Epoche der Thiermenſchheit, wo er, als Thier, einzig von der Freygebigkeit der Natur abhängt, möge dieſe noch ſo ſchwelgeriſch gegen ihn ſeyn, ſein Zuſtand nichts anders als Bedürflichkeit iſt. Dagegen er durch die Künſte des Lebens, welche er ſich in der Epoche der Vermenſchlichung erſtrebt, die Geſchenke der Natur gewiſſermaßen in ſeine eigene Hand überträgt, ihre Armuth bereichert, ihre Unfruchtbarkeit befruchtet (durch Viehzucht und Ackerbau), ihren Ungeſtüm beſänftigt (durch Schutz gegen Sturm und Regen), ihre Härte erweicht (durch

Bemächtigung der mannigfaltigſten Werkzeuge zur Bearbeitung der natürlichen Producte): und durch alles dies ſich aus dem Zuſtande der Bedürflichkeit und der ſclaviſchen Abhängigkeit von zufälligen und unſichern Natur-Ereigniſſen (des Bodens, der Witterung, der Jahreszeit) zur Gemächlichkeit heraufarbeitet.

War es doch einzig Bedürflichkeit, welche ihn zu dieſen Künſten trieb! und durch Erfindung dieſer Künſte hat er wenigſtens die dringendſten Bedürfniſſe befriedigt: geſtilltes Bedürfniß aber, ſagten wir ſchon oben, gewährt Gemächlichkeit.

Freylich fühlt er ſelbſt noch in andern Fällen gar drückend die Bedürflichkeit auch ſeines gegenwärtigen Zuſtandes; aber um wie viel gemächlicher iſt derſelbe im Vergleich der Thier-Epoche, als die nun-erfundenen Künſte ſein Leben noch nicht beglückten.

Um ſo viel weniger aber darf es uns hindern, ſeinen gegenwärtigen Zuſtand einen Zuſtand der Gemächlichkeit zu nennen, wenn wir verfeinerten oder überfeinerten Menſchen die Epoche der Vermenſchlichung höchſt bedürflich finden, und unſern armſeligſten Handwerker jedem amerikaniſchen Wilden vorziehen würden.

Denn ſo wie wir hier das menſchliche Geſchlecht in ſeiner allmählichen Fortbildung darſtellen; ſo vergleichen wir auch jeden nächſtfolgenden Zuſtand mit dem nächſtvorhergehenden: und der Bedürflichkeit des thiermenſchlichen Zuſtandes ſetzen wir daher mit Recht die Gemächlichkeit der Epoche der Vermenſchlichung entgegen.

In den allerneuſten Zeiten hat man, beſonders in Deutſchland, zur Nachahmung des großen Kant, die Urgeſchichte des Menſchen, und vorzüglich auch ſeinen wunderbaren Uebergang aus der Thier-Epoche in die menſchliche, nach den vermuthlichen Thatſachen der moſaiſchen Urkunde zu erläutern verſucht: ein Verſuch, welcher jedem, der richtig-exegetiſche Einſichten in die wahre Beſchaffenheit der Urkunde und der von ihr angedeuteten Thatſachen hat, höchſt gewagt ſcheinen muß, und daher auch einige, gewiß nicht zu verachtende, Geiſter zu offenbaren Abentheuerlichkeiten verleitet hat.

Wir ſelbſt haben, in dem bisherigen, einſtweilen einige Stellen aus der moſaiſchen Urkunde, nicht zum Beweiſe, ſondern einzig zur Erläuterung, angeführt: denn, nach allem, iſt es wohl das wahrſcheinlichſte, daß der oder (nach Aſtruc's ſinnreicher Hypotheſe) die Verfaſſer dieſer Urkunde einige, ohne Zweifel ſehr charakteriſtiſche Züge jener Epoche, die in ihrer Darſtellung ins Auge ſpringen, auf demſelben Wege gefunden, als wir neuern Forſcher, nämlich durch Nachdenken: wenn ihnen gleich, nebenher, auch gewiſſe alte Volkſagen, ſo wie nicht weniger auch uns die in der Geſchichte aufbehaltenen Volksſagen, behülflich geweſen ſeyn mögen.

Wenn aber die Anſchließungen des neuern Forſchers über Urgeſchichte unſeres Geſchlechts an die alten Sagen-Darſteller von der Art ſind, wie folgende Schillerſchen, dann kann auch die ſtrengſte Philoſophie nichts dagegen einwenden.

Ich ſetze die ſchöne Stelle her: denn wen kann der Leſer ſtatt meiner lieber ſprechen hören, als einen ſeiner bewundertſten Lieblings-Schriftſteller?

„Der Abfall des Menſchen vom Inſtinct, der das „moraliſche Uebel zwar in die Schöpfung brachte, aber „nur, um das moraliſche Gute darin möglich zu ma„chen, iſt ohne Widerſpruch die glücklichſte und gröſte „Begebenheit in der Menſchengeſchichte: von dieſem „Augenblick her ſchreibt ſich ſeine Freyheit: hier wurde „zu ſeiner Moralität der erſte, entfernteſte Grundſtein „gelegt. Der Volkslehrer hat ganz Recht, wenn er „dieſe Begebenheit als einen Fall des erſten Menſchen „behandelt, und, wo es ſich thun läßt, nützliche mo„raliſche Lehren daraus zieht: aber der Philoſoph hat „nicht weniger Recht, der menſchlichen Natur im „Großen zu dieſem wichtigen Schritt zur Vervollkomm„nung Glück zu wünſchen. Der erſte hat Recht, es „einen Fall zu nennen — denn der Menſch wurde aus „einem unſchuldigen Geſchöpf ein ſchuldiges; aus einem „vollkommnen Zögling der Natur ein unvollkommenes „moraliſches Weſen; aus einem glücklichen Inſtrument „in der Hand der Natur ein unglücklicher, ſelbſterfin„deriſcher Künſtler. Der Philoſoph hat Recht, es einen „Rieſenſchritt der Menſchheit zu nennen: denn der „Menſch wurde dadurch aus einem Sclaven des Na„turtriebes ein freyhandelndes Geſchöpf; aus einem „Automat ein ſittliches Weſen, und mit dieſem Schritt „trat er zuerſt auf die Leiter, die ihn nach Verlauf von „vielen Jahrtauſenden zur Selbſtherrſchaft führen wird.

„Jeẞt wurde der Weg länger, den er zum Genuß neh=
„men mußte. Anfangs durfte er nur die Hand aus=
„ſtrecken, um die Befriedigung ſogleich auf die Begierde
„folgen zu laſſen; jeẞt mußte er ſchon Nachdenken,
„Fleiß und Mühe zwiſchen die Begierde und ihre Be=
„friedigung einſchalten."

Zu dieſer Schillerſchen Stelle nur noch eine Anmer=
kung. Von dem Uebergange des Menſchen aus dem
thieriſchen Zuſtande in die eigentliche Menſchen=Epoche
konnte wohl nur der alte Theologe, als von einem Sün=
denfall, ſprechen, keinesweges aber der neuere. Denn
jener betrachtete den Menſchen in dem ſo genannten
Stande der Unſchuld als ein mit der erleuchtetſten Ver=
nunft und dem vollkommenſten Willen handelndes We=
ſen: ein Zuſtand der Vollkommenheit, aus welchem er
durch den muthwilligen Ungehorſam gegen das Verbot
des Schöpfers heraustrat, mithin Sünder ward, der
er vorher nicht war: für ein moraliſches Weſen unſtrei=
tig ein höchſt ſchrecklicher Fall! Der neuere Theo=
loge dagegen betrachtet die thier=menſchliche Epoche nicht
anders, als der Philoſoph, nämlich, gerade ſo, wie
die Periode des Kindes vor der Entwickelung des ver=
nünftigen Bewußtſeyns: dieſe letztere aber als einen
Fall anzuſehen, würde offenbar thöricht, würde leeres
Wort= und Gedankenſpiel ſeyn, dem man freylich, ver=
möge einer gewiſſen Deutung (denn was und wie
kann man nicht alles deuten?), einen gewiſſen
Sinn beylegen mag.

§. 13.

Rechtfertigung, warum der Verfaſſer faſt alle alten und neuern Völker der Erde, mit Ausnahme der Griechen und Römer, in ihrer Blüthen-Periode, und der Neu-Europäer ſeit der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften, in die Epoche der Vermenſchlichung verſetzt?

Werfen wir einen Blick in die allgemeine Menſchengeſchichte, und ſpähen nach Völkern, die in der Epoche der Vermenſchlichung lebten, durch deren Sitten und Lebensweiſe alſo das, was wir über das Charakteriſtiſche dieſer Epoche beygebracht, erläutert werden könnte: ſo ſagen wir: Alle bekannten Nazionen der alten und der neuen Geſchichte, die nicht in den Epochen der Verfeinerung oder der Ueberfeinerung lebten, befanden ſich in der Periode der Vermenſchlichung.

Da nun, unter allen Völkern der Erde einzig, die Griechen, ſeit den perſiſchen Kriegen, die Römer, ſeit den puniſchen Kriegen, und die Neu-Europäer, ſeit der Wiedergeburt der Wiſſenſchaften und der Erfindung der Buchdruckerey, allein nur den Charakter der Verfeinerung oder auch der Ueberfeinerung an ſich tragen (wie wir ſogleich ausführlicher zeigen werden); ſo erhellet von ſelbſt, welch eine unermeßliche Strecke der Völkergeſchichte in den Bezirk der Periode der Vermenſchlichung eingeſchloſſen werden muß

Den mit der Geſchichte vertrauten Leſer wird es auf den erſten Anblick befremden, die kleine Zahl verfeinerter (oder auch überfeinerter) Völker nicht mit den Namen Aegypter, Meder, Aſſyrer, Babylo-

ner, Neu-Perſer, Hindoſtoner, Chineſer, vermehrt zu ſehen: er wird fragen: ob wir dann die genannten Völker, die auf einer unleugbar-höheren Stufe der Bildung ſtanden, als etwa die alten Germanen, Scythen, Franken, oder auch die tartariſchen Nomaden- und Koſacken-Horden, welche uns die neuere Geſchichte kennen lehrt, mit den letztern und mit allen, die ihnen ähnlich ſind, in Eine Reihe ſetzen?

Die Antwort auf dieſe Frage enthält der gleichfolgende Abſchnitt, aus welchem hervorgehen wird, daß wir jenen Völkern, ungeachtet ihrer ausgezeichneten Cultur, nur unter ſehr weſentlichen Einſchränkungen den Namen der Verfeinerten beylegen. Denn dem Grad und der Art der Bildung auch dieſer Völker mangelt der Hauptcharakter der Verfeinerung, philoſophirende Vernunft: und ſie erhoben ſich nur in ſehr wenigen und unbeträchtlichen Rückſichten über diejenige Bildungsſtufe hinaus, die wir oben mit dem Namen der Verſtändigkeit bezeichneten.

Denn ſo verſchieden auch der Grad der Bildung der zahlloſen Menſchen-Stämme und Völker iſt, die, nach unſern Beſtimmungsgründen, in der Periode der Vermenſchlichung lebten und noch leben: ſo kommen ſie doch, ohne Ausnahme, darin überein, daß ihre Vernunft ſich noch nicht bis zu dem Charakter der philoſophirenden ausgeprägt; und daß ſie daher von jeder feineren Geiſtesbildung — von der äſthetiſchen, wiſſenſchaftlichen, moraliſchen — nur die erſten und roheſten Keime beſitzen.

Aller Unterſchied trifft hier einzig das mehr oder weniger dieſer Anfänge: die am weiteſten vorgerückten verhalten ſich zu den am weitſten zurückſtehenden, wie Kinder von ſechs oder acht Jahren, die mehr Unterricht genoſſen, zu Kindern von ſechs oder acht Jahren, denen weniger Unterricht zu Theil ward.

Entfernet in euren Gedanken die Verſchiedenheit des Klima's, des Grades der Kälte und Wärme, der Thiere und Pflanzen des Bodens, der nächſtangränzenden Völker: und Sitten und Lebensweiſe der durch Jahrhunderte, Jahrtauſende von einander getrennten, oder verſchiedene Welttheile bewohnenden Völker, deren Bildung nie bis über die Periode der Vermenſchlichung hinausging, ſind ſich, kleine Schattirungen ausgenommen, ganz gleich.

Den Beweis von dieſem Satz gebe ſich der kenntnißreiche Leſer ſelbſt durch die wirkliche Vergleichung zweyer durch Zeit und Raum ſo verſchiedenen Nazionen, als, zum Beyſpiel, die alten Germanen und die Iroqueſen in Amerika, als Homer's Phäaken und die Otaheiten, als die Grönländer und die Neger ſind: überall iſt rohes Bedürfniß Quelle und Beziehungspunkt der geiſtigen Energien jeder Art: überall ſtehen Künſte und Erfindungen auf der erſten Stufe, wenn wir gleich nicht ſelten durch den beſondern Grad der Feinheit überraſcht werden, bis zu welchem dieſe und jene einzelne Kunſt, bald durch glückliche Zufälle unterſtützt, bald durch irgend ein vorzügliches Genie erweitert, bearbeitet iſt: überall fehlt jener, ächte Verfeinerung allein nur bezeichnende, Charakter einer Ver-

nunft, die, vom Lebensbedürfniß unabhängig, ſich bis zum reinen Intereſſe des Denkens und Empfindens erhoben hat.

„Aber es iſt doch eine gar zu kühne Vermiſchung „der abſtechendſten Verſchiedenheiten, ſo viele Völker „der alten und der neuen Geſchichte in Eine Epoche der „Entwickelung zu verſetzen, und zwiſchen der Epoche „der Vermenſchlichung und der Verfeinerung nicht we„nigſtens noch eine mittlere einzuſchalten, in welche „man die unſtreitig=ausgebildetern dieſer Völker ver„ſetzen könnte!“

Daß wir Aegypter, Hindoſtaner, Chineſer und einige andre Völker in dem Abſchnitt von der Verfeinerung beſonders auszeichnen werden, iſt ſchon geſagt worden. In Anſehung aller übrigen aber können und werden wir von der einmal feſtgeſtellten Epochen=Abtheilung nicht abweichen. Denn wir können ihnen in keiner Rückſicht den Charakter philoſophirender Vernunft beylegen, der allein die Grenze zwiſchen Vermenſchlichung und Verfeinerung bezeichnet.

Denn alle Verſchiedenheit der Bildung dieſer Völker iſt nur eine Verſchiedenheit des Grades (des mehr oder weniger), und nicht der Art. Dagegen bildet die philoſophirende Vernunft eine der Art nach verſchiedene Epoche der Entwickelung; ſo wie das vernünftige Bewußtſeyn einen weſentlichen Unterſchied (d. h. einen Unterſchied der Art nach) zwiſchen der Epoche der Thiermenſchheit und der Vermenſchlichung begründet.

Uebrigens muß es freilich jedem Geſchichtſchreiber und jedem Philoſophen unbenommen bleiben, Völker in der Periode der Vermenſchlichung, deren Bildungsgrad abſtechend verſchieden iſt, auch mit verſchiedenen Namen zu bezeichnen: und ſie in roher- und milder-geſittete, in mehr- und weniger-ausgebildete, in policirtere und unpolicirtere einzutheilen: denn alles dies ſind eben ſo viele Unter-Abtheilungen unſerer allgemeinen Klaſſe der Vermenſchlichung.

§. 14.

Der neu-europäiſche gemeine Mann hat, im Ganzen betrachtet, nicht nur eben ſo wenig, ſondern auch nicht einmal ſo viel Bildung, als ein Theil der ſo genannten Wilden.

Wem, nach allem bisher geſagten, unſre allgemeine Claſſifikazion noch zu weitſchichtig ſcheint, dem beweiſe ich hiemit, daß ſelbſt unſer neu-europäiſche ſo genannte gemeine Mann, oder das Volk, mit Abzug der wenigen Ideen und Sitten, die ihm aus den höheren, verfeinerten Ständen gleichſam herüber zukommen, von dem Neger am Senegal, von dem amerikaniſchen Wilden am Oronooco-Strom, von dem aſiatiſchen Nomaden, nur dem Grade, nicht der Art der Bildung nach, verſchieden iſt. Denn verſuchet es nur einmal, und ſchließet unſern Bauer und Handwerker von dem auch ihm gewöhnlichen Maaß der Theilnahme an unſern Künſten des Luxus aus, wodurch ſeine Begierden und Triebe doch offenbar nur andre Gegenſtände, aber keinesweges eine veränderte Richtung erhalten: und ihr habt dieſelbe Engheit

des Geiſtes und des Ideen-Kreiſes; dieſelbe Einfalt oder auch Verderbtheit der Sitten, denſelben Hang zur Trägheit und zur Unmäßigkeit, dieſelbe Unwiſſenheit, denſelben Aberglauben, dieſelben Vorurtheile, wie ihr ſie da bey den ſo genannten Wilden in Amerika oder Afrika findet. Wer ſich einigermaßen auf Sonderung der Verſchiedenheiten und Zuſammenſtellung des Gleichartigen verſteht, kann eine ſolche Paralele nicht anders, als ſehr treffend finden.

Aber ich wag' es, noch weiter zu gehen, und behaupte: daß ein großer Theil der von uns ſo genannten Wilden an Geiſt nicht weniger, als an Körperkraft vollkommener ausgebildet ſind, als ein großer Theil unſeres gemeinen Volks.

Stärke und Gewandtheit des Körpers hat man von je her, und mit Recht, den Wilden als charakteriſche Vorzüge beygelegt; Vorzüge, die in dem unaufhörlichen Weben dieſer Völker unter freyem Himmel, in ihren anſtrengenden Beſchäftigungen mit Jagd, Fiſcherey, Krieg, u. ſ. f. ihren Grund haben; dagegen das Volk bey uns, meiſtentheils in dumpfigen Zimmern eingeſchloſſen, ſeine mehr kleinlich-ermüdenden, als außerordentlich-anſtrengenden Geſchäfte verrichtet. Den Landmann und einige Gewerbe nehmen wir aus.

Vergleichen wir nun aber weiter den unſeligen Mechanismus und die ewige Einförmigkeit der Beſchäftigungen unſeres Volks in kleinen und großen Städten, der Beſchäftigungen unſerer Hand-

werker, Manufakturiſten und Fabrikanten, mit der Vielfältigkeit der Arbeiten eines Wilden; und der Nothwendigkeit, in welcher er ſich wegen der Unvollſtändigkeit ſeiner Arbeitswerkzeuge ſo häufig findet, da ſelbſt zu denken, ſelbſt zu beobachten, wo der europäiſche Arbeiter, ganz mechaniſch, nur nach Sitte und Handwerksgebrauch verfahren darf: auf welcher Seite liegt hier das größere Maaß der Uebung zum Selbſtdenken, der Beobachtungs- und Erfindungskraft? Nicht offenbar auf der Seite des Wilden? Der neueuropäiſche Schuſter, Schneider, Schmidt, führt Tag für Tag, Woche für Woche, Jahr für Jahr, von dem Jünglings- oft von dem Knaben-Alter bis in die Greiſes-Jahre, den Pfriem, die Nadel, den Hammer, und übt einzig diejenigen Geiſtes- oder Körper-Anlagen, die innerhalb dieſem Beſchäftigungs-Kreiſe liegen; jedes andere Maaß und jede andere Art von Geiſtes- oder Körperkraft exiſtirt für ihn gewiſſermaßen gar nicht; von allen andern Fertigkeiten bleibt er ſein ganzes Leben hindurch ausgeſchloſſen.

Der Wilde dagegen iſt — aus Nothwendigkeit — ein Tauſendkünſtler: jeder Hausvater unter den Irokeſen, Huronen, Negern, iſt Tiſchler, Schmidt, Schuſter, Zimmermann, Fiſcher, Jäger, Krieger, oft ſogar auch Volksredner in der Gemeine obendrein, alles in einem, eins in allem. Und in den meiſten dieſer ſo verſchiedenen Beſchäftigungen iſt er, wie wir oben ſagten, gezwungen, ſelbſt zu beobachten, ſelbſt zu denken, und Ideen zu verknüpfen. Sey immerhin jede der Künſte, die er treibt, noch ſo unvollſtändig; ſie erfodert

Aufmerkſamkeit des Geiſtes, Anſtrengung des Körpers, nicht gemeine Gewandtheit des erſtern und des andern.

Einen ausgezeichneten Grad der Verſtandesbildung bemerkten europäiſche Reiſende insbeſondere unter den wilden Volksſtämmen, unter welchen ein gewiſſer öffentlicher Gemeingeiſt (public spirit) herrſcht, unter denen z. B. Berathſchlagungen über Krieg und Frieden, über Veränderung des Wohnorts, über Verbrechen und Strafen, öffentlich angeſtellt werden: Volksſtämme, deren, beſonders in Amerika, ſehr viele angetroffen werden.

Hier ſieht man oft Redner auftreten, die zwey, drey Stunden nacheinander mit bewundernswürdigem Fluß der Rede, und mit der ausdruckvollſten Declamazion, ſprechen: Reden, die durch kühnen Flug der Einbildungskraft in den Schilderungen, und durch treffende Gründe der Ueberredung in Erſtaunen ſetzen, und deren einige unbezweifelbar-authentiſche uns in verſchiedenen Reiſebeſchreibungen aufbehalten worden. Den Umſtand, daß dieſe Reden zuweilen zwey bis drey Stunden dauern, leſ' ich unter andern in der eben bey Hoffmann in Hamburg 1799 herausgekommenen Beſchreibung einer Reiſe nach Cayenne und Guyana. Denn offenbar bildet und erweitert nichts ſo ſehr den Geiſt, und belebt ihn zu kühneren Schwüngen, als Theilnahme an dem öffentlichen Wohl. Ehrgeiz, Eigennutz, Eitelkeit, oft auch Haß und Rachſucht, und jede rüſtige, muth- und kraft-weckende Leidenſchaft — finden hier einen grenzenloſen Spielraum. Forſchet in den Annalen der griechiſchen Geſchichte, und ihr werdet

finden, daß Nazional=Intereſſe die große Trieb=feder der Griechen=Entwickelung war. (S. den folgenden Abſchnitt.)

Nun aber frage ich: wie viele unſrer Bauern, Handwerker, Manufakturiſten dürften wohl gefunden werden, die ein ſolches Talent der Ideen=Entwickelung und der Rede=Fertigkeit beſäßen? Freylich ſtellt uns Brittannien und jüngſt auch Neu=Frankreich einige glänzende Beyſpiele dieſer Art auf: aber auf welcher Stufe ſteht, gegen dieſe wenigen gehalten, der ganze übrige Troß neu=europäiſchen Volks und Pöbels?

Von ſo manchen charakteriſchen Tugenden der Wilden, von ihrer beneidenswürdigen Duldſamkeit in Arbeiten, in Ertragung des Hungers und Durſtes, von ihrer Standhaftigkeit in Gefahren und im Kriege gegen den Feind, von ihrer Entſchloſſenheit gegen den Tod, will ich, als von ſehr bekannten Dingen, nichts erwähnen. Aber ſteht nicht auch hier ein großer Theil unſres gemeinen Mannes einem großen Theil der Wilden nach?

Vergebens wirft man mir entgegen: „er könne, in ſeiner Lage, einiger dieſer Tugenden gar wohl entbehren: und äußere ſie, in Fällen der Noth und des Bedürfniſſes, nicht ſelten."

Gerade das iſt es ja, was ich behaupte: daß nämlich der neu=europäiſche gemeine Mann, durch ſeine Lage, meiſtentheils ein viel geringeres Maaß von Geiſtes= und Körperkraft entwickelt, als der Wilde. Dies nur beherzige man immer bey dieſer meiner Parallele: daß ich immer nur einen großen Theil unſeres Volks einem großen Theil der Wilden entgegenſtelle.

Denn freylich giebt es auch unter den Wilden ganze Völkerſtämme von der ſchlaffſten Geiſtes- und Körperkraft: ſo wie unter dem neu-europäiſchen Pöbel sehr oft höchſt-vollkräftige Körpergeſtalten, glückliche Talente und bewundernswerthe Verſtandesfertigkeiten angetroffen werden.

Ich ſchließe dieſen Abſchnitt von der Epoche der Vermenſchlichung mit einer Anmerkung über das Ganze der Geſchichte der Völker, die in dieſer Periode leben.

Eben in der Gleichförmigkeit des Ideen- und Handlungskreiſes der Völker auf der Culturſtufe der bloßen Vermenſchlichung iſt auch die Urſache zu ſuchen, von der Langenweile, die uns bey der Erzählung ihrer Geſchichte, durch eine lange Zeitreihe hinab, anwandelt. Es ſind mit jedem Jahrzehend und mit jedem Jahrzwanzig dieſelben Begebenheiten, dieſelben Charaktere, dieſelben Verwickelungen, dieſelben Auflöſungen. Keine ekel-einförmigere Geſchichte — als z. B. die Geſchichte des Ottomanniſchen Reichs ſeit der Eroberung Conſtantinopels, oder die Geſchichte Perſiens ſeit Mahomed: nirgends Fortſchritt, nirgends Rückſchritt: Tyrannen-Druck, Tyrannen-Mord; das Volk jetzt zum Aufruhr empört, und jetzt zu Sclaven-Zahmheit erniedriget — das iſt der Inhalt der Geſchichte von Anfang bis zu Ende; ſie gleicht einem ſchlechten Gedicht, deſſen genieloſer Verfaſſer ein paar armſelige Gedanken in immer-leeren Strophen unaufhörlich wiederſagt.

Wenn der ehrwürdige Jeruſalem in ſeinen ſchätzenswerthen Betrachtungen über die Religion behauptet, daß die Vorſehung uns von den Monumenten griechiſchen und römiſchen Denk- und Kunſt-Geiſtes gerade ſo viel aufgeſpart hat, als wir Neuern uns davon ausgewählt haben würden (eine Behauptung, die in der That wenig Kunde von der großen Anzahl verlorner Denkmäler vorausſetzt!); ſo kann man, glaube ich, mit viel mehr Recht ſagen: daß der Mangel oder Verluſt geſchichtlicher Urkunden des größten Theils der Völker der alten und der neuern Zeit, wenigſtens für den philoſophiſchen Geſchichtſchreiber, nicht von Belang iſt. Für ſeine allgemeine Reſultate, ſelbſt wenn ſie aus den feinſten Beſonderheiten gezogen werden, liefert ihm die Geſchichte des an Sitten und Lebensweiſe originellſten Volkes, das nie über die Epoche der Vermenſchlichung hinausging, wenig neue Schlußreihen. Dagegen würde der Geſchichte der techniſchen Künſte und der Erfindungen jeder Gattung menſchlichen Fleißes in ſolchen Urkunden allerdings eine ſehr ergiebige Quelle fließen.

Der intellectuel-belehrendſte und moraliſch-erbaulichſte Theil (denn noch hat die Sprache keinen glücklichern Ausdruck zur Bezeichnung deſſen, was auf Sittenverbeſſerung wirkt, als das Wort „erbaulich") der ganzen Menſchengeſchichte ſind die Jahrbücher der griechiſchen, römiſchen und neu-europäiſchen Staaten: denn dieſe allein unterrichten uns von den Vor- und Rückſchritten einer immer weiter-ſtrebenden (ſey's in's

Beſſere, ſey's in's Schlimmere ſtrebenden) Menſchheit: dieſe allein bieten dem Beobachter die immerwandelnden Phaſen der Sitten, der Künſte, der Wiſſenſchaften und der politiſchen Verfaſſungen, in ihren mannigfaltigen Licht- und Schattenmiſchungen. Die Geſchichte aller übrigen Völker dient gleichſam nur zur Erläuterung der ſich faſt überall gleichen Ur-Anfänge werdender Menſchheit.

Wenn wir aber gleich den Begriff der Epoche der Verfeinerung, und mit dieſem den Begriff von Völkern, deren Charakter- und Sitten-Kunde für das Ganze der menſchlichen Cultur-Geſchichte von beſonderm Werth iſt, hier ſo enge beſchränken; ſo darf der Leſer doch nicht fürchten, daß dies Werk dadurch an Darſtellung der mannigfaltigen Culturſtufen der verſchiedenen Völker des Alterthums und der neuern Zeit verlieren wird.

Denn in dem Vierten Theil werden wir eine Art von Gemählde-Gallerie der vorzüglichſten Charakter-Formen menſchlicher Bildung und Verbildung aufſtellen, in welchen ſich die ſchönſten, wie die ſchlimmſten Eigenthümlichkeiten unſerer angeſtammten Natur nach den hervorſtechendſten Zügen bis dahin ausgeprägt haben.

Für jetzt alſo verfolgen wir, ununterbrochen, unſre bisherige Ideen-Reihe, und erläutern, nach der Epoche der Vermenſchlichung, nunmehr die Epoche der Verfeinerung.

Sechster Abſchnitt.

Uebergang aus der Epoche der Vermenſchlichung in die Epoche der Verfeinerung.

Griechen und Römer und Neu-Europäer, und auch dieſe nur in gewiſſen Abſchnitten ihrer Geſchichte, ſind, ſagten wir, unter allen Völkern der Erde allein nur den Verfeinerten beyzuzählen.

Dieſe Ausſchließung einer ſo ungeheuren Menge Völker von dem gleichſam adelnden Beynamen „der Verfeinerten" deutet von ſelbſt auf die vielen und großen Hinderniſſe, welche ſich dem Ueberſchritt aus der Epoche der Vermenſchlichung in die Epoche der Verfeinerung entgegenſtellen; und auf die zahlloſe Menge zum Theil höchſt zufälliger günſtiger Umſtände, welche zuſammen wirken müſſen, wenn einem Volke dieſer Ueberſchritt gelingen ſoll.

Aber die Urſachen der Schwürigkeit dieſes Ueberganges ergeben ſich von ſelbſt aus dem Charakter der Verfeinerung, und der Art, wie ſich derſelbe allein nur ausprägen kann.

Unabhängigkeit von Rückſichten auf das bloße Lebensbedürfniß, und reines Intereſſe des Denkens und Empfindens bilden, wie wir im vorigen gezeigt, den Charakter der

Verfeinerung. Denn ohne dieſe ſind (ſ. oben) keine weſentliche Vorſchritte der Vernunft zur vollſtändigern Ausbildung ihrer in der Epoche der Vermenſchlichung aufgeſproßten Keime möglich: ſtatt unaufhörlich fortzuſproſſen, treiben ſie nur bis zu einem gewiſſen Grad, nämlich bis zur Beziehung auf das Bedürfniß, ein Grad, welcher, wie wir geſehen, höchſt unbeträchtlich iſt, indem er ſich auf die armſeligen Anfänge der Vernunftcultur in der Epoche der Vermenſchlichung beſchränkt.

Zur Unabhängigkeit aber von Rückſichten auf das Lebensbedürfniß, und zum reinen Intereſſe des Denkens und Empfindens, oder, wie wir's mit Einem Wort nennen, zur Selbſtſtändigkeit der Vernunft, zur philoſophirenden Vernunft, entwickelt ſich ein Volk nicht anders, als durch eine glückliche Verbindung und lang=daurende Wirkſamkeit aller derjenigen Bildungsmittel, die wir oben als die Hebel aller menſchlichen Entwickelung überhaupt angeführt.

§. 1.

Vergleichung der feineren Bildungsgeſchichte des einzelnen Menſchen mit dem Fortſchritt ganzer Völker zur Verfeinerung.

Die Entwickelungsgeſchichte ganzer Völker und Menſchengeſchlechter erläutert ſich hier, wie oft, durch die Bildungsweiſe des einzelnen Menſchen.

Wer kann es bezweifeln? wer iſt es nicht, durch die Beyſpiele ſo vieler vernachläßigten und vergrabenen Genies, überzeugt, daß die beſtimmteſten Anlagen zu dem größeſten und vortrefflichſten, was der Menſch nur

immer werden kann, zum Denker, Schönkünſtler, Helden in viel größerem Maße unter den Menſchen gefunden werden, als ſich deren nun, durch zufällige Umſtände begünſtiget, wirklich entfalteten und zur Reife gedeihen? Selbſt in Tagen der Aufklärung, der Schätzung des Talents, und der verſtärkten Achtſamkeit für menſchliche Kräfte überhaupt, wie es zum Beyſpiel unſer Jahrhundert iſt, wie es die Jahrhunderte der Perikles, der Alexander, der Auguſte und Zehnten Leone waren — welch' eine geringe Anzahl origineller Denker, Künſtler und Helden erblicken wir im Vergleich der vielen Geiſter, in welchen unſtreitig die Anlagen für dieſe herrliche Energien ſchlummerten, aber, durch keine wohlthätige Bildungsmittel geweckt, für immer nur ſchlummerten?

Aber laſſet einen Menſchen mit dem originelſten Genie zum Redner, Schriftſteller, Künſtler, geboren werden! und verweiſet ihn unter ein durchaus rohes, ungebildetes Volk; oder ſtoßet ihn, ſelbſt in der Mitte des gebildetſten und verfeinertſten, unter den Hefen des Pöbels hinunter! beraubet ihn alſo aller günſtigen Veranlaſſungen, die ſein Talent hervorlocken, aller Mittel, die es ausbilden könnten; beraubet ihn der Kenntniß der beſſern Muſter ſeiner Kunſt, des Umganges mit verwandten Geiſtern, des Sporns der Nacheiferung, der Aufmunterung durch Schmeicheleyen des Ehrgeizes, oder durch belohnende Preiſe des Eigennutzes! und er wird, mit dem entſchiedenſten Genie, ſelbſt im Fall eines gewiſſen Eifers für die Ausbildung deſſelben, wie er Original-Geiſtern eigenthümlich zu ſeyn pflegt,

ſich nie bis über die roheſten Anfänge der Kunſt erheben, zu welcher er ſo ganz geſchaffen war.

So — der einzelne Menſch: ſo — Völker und Menſchen-Geſchlechter!

Werden nicht alle die Hinderniſſe weggeräumt, welche der freyen Geiſtes-Bildung entgegenwirken: fügen ſich nicht die mannigfaltigen Mittel, durch welche menſchliche Entwickelung befördert wird, in günſtiger Verbindung zuſammen: ſo bleibt ein Volk, auch mit den beneidenswürdigſten Anlagen, für immer in der Rohigkeit, und arbeitet ſich nie bis zur Verfeinerung herauf.

In dem erſten Buch von den natürlichen Anlagen des Menſchen haben wir die verſchiedenen Bildungsmittel menſchlicher Entwickelung verzeichnet, und nach ihren mannigfaltigen Wirkungen und Rückwirkungen ausführlich dargeſtellt: eine Vorarbeit, die uns hier der allgemeinen Schlußverkettungen überhebt, und uns berechtiget, den Uebergang des menſchlichen Geiſtes aus der Rohigkeit zur Verfeinerung durch Thatſachen aus der Entwickelungsgeſchichte wirklich-verfeinerter Völker zu beleuchten.

§. 2.

Bildungsgeſchichte der Griechen zur Verfeinerung vermittelſt der harmoniſchen Zuſammenſtimmung faſt aller zum Anbau menſchlicher Anlagen erforderlichen Bildungsmittel.

Wenn der Grieche, insbeſondre ſeit der Epoche der perſiſchen Kriege, Grieche, das heißt, der verfeinerte Geiſt, der philoſophiſche Denker, Schriftſteller, Schön-

künſtler ward, den wir noch jetzt in den Denkmälern ſeines Geiſtes und Geſchmacks bewundern: auf welchem Wege? durch welche Mittel ward er's?

Der waltende Genius der Menſchheit, antworten wir, vereinigte zu ſeiner Ausbildung alles das, wodurch menſchliche Denkkraft, Kunſtgeſchmack und Wiſſenſchaft nur immer ausgebildet werden können: günſtigen Himmelsſtrich; natürliche Anlagen; einzelne große Genies; freye Staatsverfaſſung; zwangloſe und phantaſie-reiche Religion; Gemächlichkeit und Wohlleben; Geiſt der Geſelligkeit, und Wetteifer verſchiedener Schweſter-Nazionen.

Hier, wo die Natur ſich dem begünſtigten Einwohner in ihren mannigfaltigen Geſtalten des Schönen und des Erhabenen darſtellte, und den Geiſt weder durch Hitze erſchlaffte, noch durch Kälte zuſammendrückte, bereicherte ſich dieſer mit jedem gefälligſten Eindruck ihrer Reize.

Durch dieſe Eindrücke hervorgerufen, entfaltete das Genie jeden edleren Keim: wie denn ein günſtiger Himmelsſtrich, nach unſern obigen Bemerkungen, gleichſam ſchon den urſprünglichen Beſtandtheilen der darin gebornen Menſchen einen höhern Grad der Geiſtigkeit und Anlage zu jeder edlern Kraftentwickelung mittheilt.

Unter einer Menge talentvoller Geiſter finden ſich auch leichter einige hervorragende Originale, welche ſich, wie insbeſondere in Sachen der Kunſt der Fall iſt, gar bald bis zu dem Höchſten und Vortrefflichſten in der Kunſt, welcher ſie ſich widmen, erheben; durch ihr Beyſpiel die andern aufmuntern, zum Wetteifer ſpornen; und, was noch tiefer und daurender wirkt, ihre Kunſt- oder Geiſtes-Werke als Ideale der Kunſt, des Geſchmacks, aufſtellen.

Originale dieſer Art verehren wir in den Homeren, Pindaren, Sophoklen, Sokraten, Platonen, Phidias, Polygnoten, Polykleten u. ſ. f., deren unſterbliche Genius-Werke allen edleren Geiſtern als die Urbilder des Schönen und Wahren vorſtrahlten.

Aber günſtigen Himmelsſtrich, eine Menge talentvoller Geiſter und unter dieſen einige große Originale, hatte der Grieche mit ſo manchem andern Volk der alten und der neuen Geſchichte gemein, welches ſich nie aus der Epoche der Rohigkeit herausarbeitete: die Perſer, unter andern, gehören zu den talentvollſten Bewohnern der Erde: Hindoſtan hat eine Menge der ſcharfſinnigſten Denker hervorgebracht: die dichteriſchen Werke der Hebräer, welche uns die heilige Urkunde aufbewahrt, gehören zu den vortrefflichſten ihrer Gattung: alle drey Nazionen wohnten in einem Erdſtrich, welcher ſie den nachtheiligen Einflüſſen weder der Kälte, noch der Wärme ausſetzte.

Und dennoch erſtrebten ſie nie wahre Verfeinerung: waren minder roh, als andre Schweſter-Nazionen; aber in Hinſicht auf die Griechen,

longo, ſed proximi intervallo. *Virg.*

Zu der Entwickelung des Griechen-Geiſtes kamen nun auch noch freye Staatsverfaſſung, Gemächlichkeit und Wohlleben, zwangloſe Religion, Geiſt der Geſelligkeit und Wetteifer mehrerer Schweſter-Nazionen hinzu: beneidenswerth-günſtige Zufälligkeiten, durch deren Mangel (und fehlte auch nur eine einzige!) alle wohlthätigen Einflüſſe eines glücklichen Himmels, alle Strebſamkeit des Talents, und alle Wirkung großer Original-Geiſter auf die Bildung ähnlicher Geiſter, und insbeſondre auch des Volksgeiſtes, zerſtört werden.

Unter allen äußern Verhältniſſen, welche auf menſchliche Entwickelung einfließen, iſt eine freye Verfaſſung (man vergleiche hier aus dem erſten Buch den Abſchnitt von der Staatsverfaſſung) eines der kräftigſt- und vielſeitigſt-wirkenden.

Durch eine freye Verfaſſung ward alſo das Talent jeder Gattung ungehindert und ungeſtört ſeiner Entwickelung und jeder beliebigen Aeußerung ſeiner natürlichen Anlagen überlaſſen: keine Staats-Inquiſizion, und kein Cenſur-Geſetz verengete den Flug des Denkers, den Witz des Dichters oder des Satyrikers; Plato konnte, ohne gerichtlich belangt zu werden, ſein Ideal einer Republik aufſtellen, als ein kühnes Gegenbild deſſen, was Atheniſche Verfaſſung nicht war: und Ariſtophanes konnte ungeſtraft allen fauniſchen

Muthwill einer zügelloſen Satyre über Athener-Volk und Volks-Führer ausgießen.

„Bey den andern alten Völkern beſtand die Anzahl „der weſentlich- und wirklich-thätigen Weſen nur in „einer kleinen Anzahl von Despoten: der übrige Theil „der Menſchen war nichts. Bey den Griechen, die in „kleinere Monarchien und kleine Republiken getheilt „waren, wurde jedes Individuum weſentlich. Dieſe „kleinen, einander ſo nah gelegenen Staaten lagen un„aufhörlich im Kriege miteinander. Eben dies aber „machte die Griechen ſo thätig, und mußte folglich auch „die Zahl ihrer Kenntniſſe vermehren. Durch dieſe „lebhafte Thätigkeit der Griechen erhielt dann ihr Geiſt „eine Verfeinerung, die kein Beyſpiel hat. Und da die „vorhergegangenen Jahrhunderte wenig aufgeklärt ge„weſen waren, und folglich wenige intereſſante Erfah„rungen verſchafft hatten; ſo wurde dieſe Verfeinerung „des Geiſtes, die einer Nahrung bedurfte, und deren „in einer damals wenig gekannten und durchforſchten „phyſiſchen Welt wenig finden konnte, auf ſich ſelbſt „zurückgetrieben, durchwühlte das menſchliche Herz, „und entwickelte daraus den allgemeinen Geiſt aller „Wiſſenſchaften und aller Künſte." (S. Hemſterhuis über die Bildhauerey.)

Ich habe dieſe geiſtreiche Stelle des feinen Denkers über Griechen-Bildung ſogleich ganz hieher geſetzt: ungeachtet er in der zweyten Hälfte einiges berührt, was wir erſt tiefer unten weitläuftiger ausführen werden.

Die freye Verfaſſung, die Entfernung von Druck und Tyranney, von ſchweren Auflagen und Frohn-

dienſten an den Staat, wie ſie da von monarchiſchen und despotiſchen Regierungen faſt unzertrennlich ſind, in der alten Welt wenigſtens von je her unzertrennlich waren, vermehrte auch in Griechenland insbeſondre die Anzahl wohlhabender Bürger, und derjenigen, die ſich in Hinſicht auf ihre ganze Lebensweiſe, in Hinſicht auf ihre Bedürfniſſe, Bequemlichkeiten und Vergnügen, in einem gewiſſen Zuſtande der Gemächlichkeit befanden.

Gemächlichkeit und Wohlleben aber (die freilich in Griechenland außer der freyen Verfaſſung auch vorzüglich durch blühenden Handel und Ackerbau begründet wurden) erzeugten und nährten unter einem natürlich-feinen, talentvollen, und doch nicht bis zur Schwelgerey reichen Volk den Geiſt der beſſeren Vergnügen, ich will ſagen, derjenigen, wie ſie uns Geſelligkeit, Witz, Unterhaltungsgabe, Talent und Kunſt darbieten: hieher rechne ich alſo angenehme Erzählung in Geſellſchaften, Schauſpiel, Vorleſung von Gedichten, Anhörung philoſophiſcher Vorträge in den Hörſälen der Weiſen, Betrachtung ſchöner Kunſtwerke der Bildhauer, Mahler, Architekten u. ſ. f.

Die Religion des Griechen war nicht nur frey von jenem unſeligen Geiſteszwange, wodurch, wie unter Aegyptern, Hindoſtanern und Muhammedanern, der kühnere Denker in unzerbrechliche Feſſeln eingeſchmiedet wird: ſondern ſie war auch ſogar durch das

Phantaſiereiche und Lachende ihrer Götter-Begriffe und Götter-Geſchichten gleichſam eine Schwinge mehr für die idealiſchen Flüge des Dichter- und Künſtler-Genies. Das ſchöne, das liebliche, das freye und große des griechiſchen Dichter- und Künſtler-Genius, wem verdankt ſich's vorzüglich, als der durch die Götter-Ideale beflügelten Einbildungskraft? Wie wenige ſind und waren der griechiſchen Kunſtwerke, in welchen nicht Götter und Götter-Geſchichten als Haupt- oder Neben-Ziel der Darſtellung glänzten? Der Poeſie war die Religion vorzüglich günſtig. Denn ihr Cultus erfoderte Hymnen, Chorgeſänge, u. ſ. f., aus welchen ſich in der Folge die lyriſche Dichtkunſt, das Trauerſpiel, das Luſtſpiel, entwickelte.

„Wenn wir den politiſchen Zuſtand der Welt in „den entfernteſten Zeiten betrachten; ſo ſehen wir „nichts als Patriarchen und Despoten, die in keiner „andern Rückſicht verſchieden waren, als nach Maaß„gabe des oft unermeßlichen Umfanges von Völkern „und Ländern, die unter ihrer Botmäßigkeit ſtanden. „Es war natürlich, daß bey dieſen Völkern das Schöne „in dem Großen und Unermeßlichen beſtehen mußte, „und, beſchränkt wie ſie waren, glaubten ſie, bey der „Nachahmung der Natur, dieſe weit zu übertreffen, „wenn ſie der Nachahmung eine Richtung auf das Un„ermeßliche gaben, wodurch ſie dann nicht auf Wahr„heit, ſondern auf das Wunderbare geführt werden „mußten. Folglich wurde dieſes Wunderbare der all„gemeine Geiſt ihrer Künſte und Wiſſenſchaften; und „alles, was uns von ihnen übrig geblieben, trägt das

„Gepräge davon. Alles iſt dieſen Völkern ſelbſt gleich: „alles macht ein großes Ganzes aus, ohne Unordnung „und ohne Theile.“ Hemſterhuis, eben daſelbſt. (Ueber einige Dunkelheiten in der angeführten Hemſterhuisſiſchen Stelle erwarte der Leſer Erläuterungen in dem folgenden.)

Weſentlicher Gewinn für griechiſche Bildung war endlich auch der Wetteifer, mit welchem die verſchiedenen kleinen Staaten Griechenlands ſich einander entzündeten, um eine die andere durch Hervorbringung und Pflege des Denk-, Kunſt- und Helden-Geiſtes zu übertreffen. Die olympiſchen Wettſpiele, die gottesdienſtlichen Feyerlichkeiten und heiligen Umgänge (Prozeſſionen), die Wallfahrten nach Delphos, die Nazional-Verſammlung der Amphyctionen — brachten die Menſchen aus den entfernteſten Gegenden Griechenlands zuſammen, breiteten die Schätze der Kunſt und des Geſchmacks vor ihren Augen aus, und beförderten dadurch den Geiſt der beſſern Geſelligkeit und des edleren Vergnügens, beförderten Geſchmack und allgemeines Intereſſe für Redner- Dichter- Künſtler-Talent jeder Gattung.

§. 3.

Feiner Denk-Geiſt (d. h. philoſophirende Vernunft) und pſychologiſcher Beobachtungsgeiſt iſt der eigenthümliche Charakter griechiſcher Verfeinerung.

Alles bisher geſagte reichet indeſſen nicht hin, den feinen Denk- und pſychologiſchen Beobachtungsgeiſt zu erklären, welcher griechiſche Wiſſenſchaft und griechiſche Kunſt der redenden und der zeich-

nenden Gattung, vor der Wiſſenſchaft und Kunſt aller andern Völker der Erde auszeichnet, die ſich, wie Aegypter und Hindoſtaner, der Anfangsgründe einiger wiſſenſchaftlichen Kenntniſſe der Mathematik, der Aſtronomie rühmen konnten, oder auch, wie Hebräer und Hindoſtaner, einige nicht zu verachtende Denkmäle der redenden Kunſt (jene in den dichteriſchen Stücken ihrer heiligen Urkunden, dieſe in dem bekannten Drama „Sakontala", aufgeſtellt haben. Ein gleicher Mangel feinen Denkgeiſtes und vollendeten Geſchmacks (denn vollendeter Geſchmack kann nie ohne feinen Denkgeiſt beſtehen oder ſich bilden) iſt in den Ueberbleibſeln ägyptiſcher, hindoſtaniſcher, chineſiſcher, gothiſcher Bau- und Bildner-Kunſt fühlbar.

In den wiſſenſchaftlichen Anfangsgründen der genannten Völker iſt allerdings Denkgeiſt keinesweges zu verkennen. Iſt's doch einzig Denkgeiſt, der ſie ſchafft! Aber welch ein Unterſchied zwiſchen den ſprüchwörtlichen Weisheitsmaximen eines Salomo, eines Mahomed, eines Confucius, und zwiſchen den Syſtemen theoretiſcher und praktiſcher Philoſophie eines Plato, Ariſtoteles, Zeno, Epikur?

Sollten ſich indeſſen Jones Nachrichten von den vier philoſophiſchen Secten unter den Indiſchen Weiſen beſtättigen; wie es mir wenigſtens ſehr wahrſcheinlich iſt: ſollte es einſt wahr befunden werden, was ich ſo eben in dem allerneuſten Stück der Asiatical Recherches leſe, daß die Hindoſtaner ſich rühmen, der Philoſoph Calliſthenes, welcher, wie bekannt, Alexandern

auf ſeinem Zuge nach Indien begleitete, habe ſeinem Vetter Ariſtoteles ein in's griechiſche überſetztes Compendium der Logik nach Griechenland zugeſchickt: dann dürften wir der Hindoſtaniſchen Weisheit und Wiſſenſchaft gewiß nicht feinen Denkgeiſt abſtreiten. Die aſtronomiſchen (ſo wie die techniſchen) Kenntniſſe dieſer Nazion waren von je her in verdientem Ruf.

In den Denkmälern der Dichtkunſt und der Schriftſtellerey, welche die Morgenländer geliefert, ſo wie in den ſpäter-aufgefundenen eines Oſſian und der Nordiſchen Barden iſt überall mehr rohe Einbildungskraft, als feiner Geiſt der Pſychologie und des Empfindens herrſchend: und wenn wir gleich in denſelben eine große Anzahl von Parallel-Gleichniſſen und Sentenzen zu den griechiſchen Gedichten der rohern Epoche, z. B. zu einer Ilias, zu den Chorgeſängen des Aeſchylus, zu den kühnen Strophen des Pindar finden: ſo ermangeln ſie doch faſt durchaus der Ründung und Haltung, welche auch ſchon dieſe Produkte der roheren Dichter-Epoche des Griechen ſtempeln, und welche ihnen nur pſychologiſcher Beobachtungsgeiſt aufdrücken konnte.

Und die Ueberbleibſel ägyptiſcher oder auch hindoſtaniſcher und gothiſcher Bildner- Schnitz- und Baukunſt, was ſind ſie anders, als Denkmäler eines rohen oder auch verkünſtelten Geſchmacks, fern von jedem Gedanken an die reinen Ideale der Schönheit, wie ſie da der denkende Schön-Empfinder allein nur empfangen (concipere), und aufſtellen kann? Wofür ſind dieſe Ueberbleibſel alter Kunſt zu rechnen gegen die olympiſchen Jupiterstempel, gegen die Propyläen, gegen die

zahlloſe Menge von Götter- und Heroen-Statüen und Gemählden, mit welchen das glorreiche Muſenland Gräzien prangete, Denkmäler der Künſte und des Geſchmacks, deren halbverwitterte Reſte, welche ein holder Genius den Händen der alleszerſtörenden Zeit entriß, dienten, den ächten Kunſtgeiſt in das lethargiſche Neu-Europa zu hauchen?

Wenn dann alſo griechiſche Wiſſenſchaft, griechiſche Weisheit und griechiſcher Kunſtgeſchmack nur durch feinen Denk- und pſychologiſchen Beobachtungsgeiſt zu erreichen ſtanden; wenn dieſer Denkgeiſt, tingirt mit zartem Schöngefühl, das Schöngefühl tingirt mit feinem Denkgeiſt, den hohen, glänzenden Charakterzug desjenigen ausmacht, was wir „Griechenthum" nennen könnten, und was die neueſte Kritik des Schönen ſo zu nennen ſchon angefangen: wodurch bildete ſich ein ſolcher Denkgeiſt unter dem Günſtlings-Volk der Göttinnen der Anmuth?

§. 4.

Dieſen feinen Denk- und pſychologiſchen Beobachtungsgeiſt hat unter den Griechen die Beredſamkeit vorzüglich geweckt.

Ich antworte: dadurch, daß nach der Verfaſſung der berühmteſten Staaten Griechenlands, und insbeſondere Athens, dieſes eigentlichen Gebiets der Weisheit und Kunſt, über alle große Nazional-Intereſſe, ſo wie über alle wichtigere Bürgerzwiſte, öffentlich verhandelt, und dadurch der Beredſamkeit ein eben ſo gränzenloſer, als glorreicher Spielraum eröffnet ward.

Dieſes Hauptmoment der Griechenbil⸗dung und Verfeinerung ward, ſo viel mir aus dem Studium der kritiſchen Litteraturgeſchichte (mit welchem ich mich ziemlich vertraut glauben darf) be⸗kannt geworden, von den philoſophiſchen Annaliſten des Geſchmacks bis dahin ſogar nicht bemerkt, und noch weniger als Erklärungsgrund der ſchönſten Phänomene griechiſchen Genie's entwickelt, daß ich die volle Auf⸗merkſamkeit des Leſers darauf heften zu müſſen glaube.

Beredſamkeit! welch ein großes, viel⸗ſinniges, all⸗umfaſſendes Wort für ein Griechen⸗Ohr! welch ein Ausruf für jeden kühnſten Wunſch, für jede gewagteſte Erwartung und Hoffnung eines griechiſchen Mannes von Genie, von Patriotismus, und aufſtrebendem Geiſt! Wir Neu⸗Europäer können uns, da wir die Sache nicht haben, und nie hatten (einige Schatten davon in dem brittiſchen Parlament, und ſpäterhin in der fran⸗zöſiſchen Nazionalverſammlung ausgenommen), von dem großen Sinn und der Gewalt dieſes Worts in Griechenland (in der Folge auch in Rom) keine Vor⸗ſtellung machen.

Aber was bedeutet, was umfaßt dann Bered⸗ſamkeit, in dem griechiſchen Sinne des Worts?

Es bedeutet und umfaßt Geiſt des Denkens und philoſophiſch⸗bündiger Ideen⸗Entwik⸗kelung; Geiſt der pſychologiſchen Menſchen⸗Kenntniß und Menſchencharakteriſtik; Geiſt jeder ſchönen und pathetiſchen Darſtellung durch die Sprache.

Der griechiſche Redner mußte alſo nichts geringeres, als das blühende und ſchwungvolle einer dichteriſchen Einbildungskraft mit der gründlichen Denk- und feinen Ideen-Verkettungsfertigkeit des Philoſophen, und mit der tiefen Herzenskunde des vielſeitigen Menſchen-Beobachters, nebenher auch eindringende Kenntniß der Geſetze und der großen Nazional-Intereſſe ſeines Vaterlandes, wie in einem harmoniſchen Bunde, in ſeinem Geiſt verſchwiſtern: und keine geringeren, als dieſe Talente, waren es, welche Griechenland in ſeinen Periklen und Demoſthenen, welche Rom in ſeinem Cicero bewunderte; keine geringeren als dieſe ſind es, die uns jetzt noch aus den unſterblichen Geiſtesdenkmälern dieſer angebeteten Genie's der Griechen- und Römer-Welt entgegenſtrahlen: auch ſind es, ohne allen Zweifel, die wünſchens- und bewundernswürdigſten aller Gaben, welche die Göttinnen der Weisheit und Kunſt ihren geliebteſten Günſtlingen in den Schooß ſchütten können; Gaben, deren jede, einzeln genommen, eine der ſchönſten Blüthen des großen Weſens iſt, welches wir Menſchengeiſt nennen.

Denn das ſind doch wohl Philoſophie (theoretiſch und praktiſch), charakteriſcher Menſchen-Forſchgeiſt, und dichteriſch-ſchöne Darſtellung des Gedankens durch die Sprache. Was griechiſche und römiſche Litteratur trefflichſtes und preiswürdigſtes hatten, war dies: was neu-europäiſche Litteratur preiswürdigſtes und trefflichſtes in

den herrlichſten Perioden ihrer Bildung errungen hat, iſt dies.

Aber vielleicht täuſcht mich bey der Skizze dieſes Ideals eines alten Redners eine überſpannte Verehrung für das ſchöne Alterthum! Der tiefere Kenner des letztern iſt es, ohne weitläuftigern Beweis, überzeugt, daß ich mich nicht täuſche. Aber hier iſt dies Ideal mit den eigenen Worten eines Mannes, den ſeine Mitwelt, den die Nachwelt als den Zweyten unter den Wenigen bewundert, welche daſſelbe in ihren Geiſtesdenkmälern — wenigſtens den glänzendſten Zügen nach, — verwirklichten: hier iſt die Beſchreibung, die Cicero vom Redner macht.

„Est enim et scientia comprehendenda rerum plu-„rimarum, sine qua verborum volubilitas inanis atque „irridenda est: et ipsa oratio conformanda non solum „electione, sed et constructione verborum: et omnes „animorum motus, quos hominum generi rerum na-„tura tribuit, penitus pernoscendi; quod omnis vis, „ratioque docendi in eorum, qui audiunt, mentibus „aut sedandis aut excitandis exprimenda est. Accedat „eodem oportet lepos quidam facetiaeque et eruditio, „libero digna, celeritasque et brevitas respondendi et „lacessendi subtilitate atque urbanitate conjuncta. Te-„nenda praeterea est omnis antiquitas exemplorumque „vis: neque legum aut juriscivilis scientia negligenda „est. Nam quid ego de actione ipsa plura dicam? „quae motu corporis, quae gestu, quae vultu, quae „vocis conformatione ac varietate moderanda est: quae

„sola per se ipsa, quanta sit, histrionum levis ars et „scena declarat.“ —

„Eum virum oratoris nomine dignum existima„mus, qui primum sit ejus artis antistes, cujus cum „ipsa natura magnam homini facultatem daret, tamen „Deus esse putatur, ut et ipsum, quod erat hominis „proprium, non partum per nos, sed divinitus ad nos „delatum videretur: deinde qui possit, non tam cadu„ceo, quam nomine oratoris ornatus incolumis vel in„ter hostium tela versari: tum qui scelus fraudemque „nocentis possit dicendo subjicere odio civium suppli„cisque constringere; idemque ingenii praesidio inno„centiam judiciorum poena liberare: idemque languen„tem labentemque populum aut ad decus excitare, „aut ab errore deducere, aut inflammare in impro„bos, aut incitatum in bonos mitigare: qui denique „quemcunque in animis hominum motum res et causa „postulet, eum dicendo excitare possit vel sedare.“

Cicero de orat. lib. 1.

So viele und ſo große Künſte und Kenntniſſe umfaßte alſo das Talent der Beredſamkeit, welches den Erſten der Geiſter unter den Griechen als das höchſte Ziel aller ihrer Arbeiten und Bemühungen vorſchimmerte.

Den Erſten der Geiſter als ihr höchſtes Ziel! Denn wie konnt' es anders ſeyn? Durch Beredſamkeit entzückten ſie Ohr und Geiſt ihrer Mitbürger; durch Beredſamkeit wurden ſie dieſen ihre Freude, ihr Stolz, ihr Neid: durch Beredſamkeit gewannen ſie ſich eine Menge

Bewun=

Bewunderer, Anhänger, Schützlinge: durch Beredſamkeit wurden ſie der Schreck ihrer Gegner, die Stütze ihrer Freunde: durch Beredſamkeit ſchwangen ſie ſich zu den erſten Würden im Staat empor, beherrſchten, unter dem Namen der Dämogogen, die Nazion, entſchieden über Krieg und Frieden, über Geſetze und Armeen, über Heil und Wohlfahrt des Vaterlandes, über Freiheit und Knechtſchaft auswärtiger Völker und Königreiche: Perikles Donner ſchreckten den Uebermuth der Perſer: und Philipp von Macedonien hatte, wie er ſelbſt ſagte, einen furchtbarern Gegner an der Zunge des Demoſthenes, als an der Macht der verbündeten griechiſchen Kriegsheere.

Nach welchen glänzendern Palmen konnten dann Ehrgeiz, Eiferſucht, Eigennutz, konnte jeder edlere Trieb, groß und nützlich zu wirken, ihre rüſtigen Hände ausſtrecken, als nach denen, die auf dem Rednerſtuhle winkten? Welche andern Sorgen konnten einem jungen Griechen-Genie mit mehr Recht ſchlafloſe Nächte machen, als die: durch Beredſamkeit zu glänzen.

Der Redner (hab' ich in meiner „Preisſchrift über den Einfluß der griechiſchen und römiſchen Schriftſteller auf neu-europäiſche Geiſtesbildung," geſagt, und wiederhol' es hier,) war den Griechen das Ideal eines großen Geiſtes, ſo wie der Patriot das Ideal eines großen Charakters.

Dürfen wir uns denn wundern, wenn unter einem freyen, wohlhabenden und talentreichen Volke, welches ſich, durch Nazional-Intereſſe geſpornt, fleißig vor der Rednerbühne verſammelte, und ſo häufig Zeuge von

den Triumphen des Redners war; welches meiſtentheils irgend einen großen oder großgeglaubten Redner gleichſam zu ſeinem J d o l d e s T a g e s hatte, den es verehrte, dem es gehorchte, daß ein ſolches Volk das T a l e n t d e r R e d e für die ſchönſte und höchſte aller menſchlichen Energien, für die wünſchenswürdigſte aller Göttergaben hielte? Darf es uns wundern, daß der griechiſche Knabe nichts größeres wünſchte, der Jüngling nichts größeres kannte, der Mann nichts ernſter ſuchte, als — Beredſamkeit? wundern, daß man Grammatik, Muſik, Philoſophie, Geſetzkunde, Kriegskunſt, einzig lernte, — um ſich dadurch für Beredſamkeit zu bilden? wundern, daß man in den Hörſälen der Philoſophen, in den Geſellſchaften, und durch beſondern Unterricht von Rednern oder Lehrern der Rednerkunſt, das Talent der Rede auszubilden ſtrebte; und gehaltene oder zu haltende Reden, ihre Eigenthümlichkeiten, ihre Mängel und ihre Vorzüge, zum unerſchöpflichen Gegenſtande der Geſpräche machte: etwa ſo, wie in unſerm Berlin in den Klubs, Reſſourcen und Damengeſellſchaften das neueſte Schauſpiel und die ſchönſte Aktrize den Anfang und das Ende der Unterhaltung machen.

Waren doch dies die n a t ü r l i c h ſ t e n W i r k u n g e n der A l l e i n h e r r ſ c h a f t der B e r e d ſ a m k e i t in den griechiſchen Staaten; eine Alleinherrſchaft, welche freilich durch dieſe Wirkungen nur noch tiefer gegründet und befeſtiget werden mußte.

Wenn alſo der Redner, wie wir dargethan, feiner Denker, ſchlußverkettender Dialektiker, praktiſcher Philoſoph, beobachtender Pſycholog, erfahrner Sprach-

künſtler, und äſthetiſcher Darſteller zugleich war: wenn es jedes beſſern Griechengeiſtes edelſter Stolz war, dieſe Talente alle, oder wenigſtens einige derſelben, bis zu einem gewiſſen Grad, in ſich auszubilden: wenn man gewiſſermaßen nicht Grieche ſeyn, mindeſtens nicht ſich der beſſern Bürgerklaſſe anſchließen konnte, ohne ein gewandter Sprecher, ohne für das Rede-Talent von beſonderer Achtung durchdrungen zu ſeyn: wenn in jeder gewählteren Geſellſchaft atheniſcher Bürger Kritik über dieſe oder jene Rede eines bekannten Demagogen der Gegenſtand war: mußte dann nicht auch Denken, Beobachten, Studium menſchlicher Charaktere und Leidenſchaften, Studium eines gewählteren, zierlichern Ausdrucks, einer reinern Ausſprache — (Gegenſtände, die offenbar zu den Charakterzügen jenes feineren und gebildetern Geiſtes gehören), mußten ſie nicht gleichſam die Grundfarbe des Griechengeiſtes bilden? mußten nicht jene ſchönen Kraftäußerungen einer aufgeweckteren, auf- aufſtrebenden, nicht blos auf rohes Lebensbedürfniß eingeſchränkten Vernunft, in jeder größeren und kleineren Seele mehr oder weniger hervorſpielen?

§. 5.

Uebertragung des Denk- und Beobachtungsgeiſtes in die Künſte und Wiſſenſchaften; und daraus hervorgehender Charakter von beyden.

Und da ferner der Geiſt durch nichts anderes ſo einzig verfeinert, veredelt, von der rohen Sinnlichkeit abgezogen, und gleichſam hinaufgeläutert werden kann, als durch die genannte Uebung und Ausbildung ſeiner

eigenthümlichen Energien (des Denkens, Beobachtens, Studirens der Menſchen, der Sprache, und jeder ihrer ausgeſuchteſten Feinheiten), mußte dann nicht der Grieche dieſen höheren Geiſtesſchwung auch in alle übrigen Gegenſtände und Beſchäftigungen übertragen, welche ſich mit dieſen Energien nah oder fern berührten? Was aber hängt genauer mit denſelben zuſammen, als ſchöner Geſchmack in jeder Gattung der Kunſt, z. B. des Geſchichtſchreibers, des Dichters, des Schauſpielers, des Bildhauers, Mahlers, Baukünſtlers?

Laſſet unter einem ſolchen Volk einen Geſchichtſchreiber auftreten! Nimmer ſchmeichle er ſich, Beyfall zu erhalten, wenn er ſich nicht einer angenehmen Erzählungsart, einer zierlichen Darſtellung, einer treffenden Menſchen-Charakteriſtik befleißiget: denn dies ſind Redner-Talente, mit welchen der Geſchichtſchreiber glänzen kann. Hat er Geiſtesgewandheit genug, einen Theil ſeiner Darſtellung in das volle Gewand der Rede einzukleiden; ſo wird dieſer Theil für Ohr und Geiſt ſeiner Zuhörer der reizendſte ſeyn, wird von ihnen am ſchärfſten in's Auge gefaßt, am gründlichſten geprüft werden. Einen ſolchen Charakter ſchufen ſich alſo auch die Herodote, Thucydiden, Xenophonten, Polyben (ein jeder freilich mit der ſeinem Genie eigenthümlichen Haltung, Farben-Gebung und Schattirung): und wurden dadurch die Lieblinge ihrer Nazion. So mußten ſie erzählen, mahlen, Beobachtungen über den Menſchen und die Dinge einſtreuen, vollſtändige Reden einweben, Perioden ründen, um zu ge-

fallen: und ſo erzählten, mahlten, reflectirten ſie — durch die auch ihrem Genie eingeprägte Redner-Form, dieſe Ur-Form des Griechen-Geiſtes.

Ein Dichter will unter einem ſolchen Volke glänzen? ausgeſuchte, ſtarke und nachdruckvolle, oder auch fein-treffende und gleichſam enganſchließende Gleichniſſe, glücklich-aufgefaßte, tiefgefühlte Züge menſchlicher Empfindungs- und Handlungsweiſe, ſchöne und wahre Maximen der Sittlichkeit und Weisheitsſprüche, zierliche Feile und Rundung des Ausdrucks, Wohlklang des Versbaus, das allein iſt's, wodurch er gefallen kann: oder keine Hand erhebt ſich, dem Sänger Beyfall zu klatſchen, und ſein Haupt bleibt ungeſchmückt von dem heiligen Lorbeer.

So — dichteten Pindar, Sophokles, Euripides; ſo hatte vor ihnen Homer gedichtet: und nicht nur der Grieche, ſondern die ganze erleuchtete Nachwelt krönte ſie mit dem gerechteſten Beyfall.

Und wie wird der ſtumme Redner, der Redner durch Auge, Hand, Fuß und Geberde, der Schauſpieler, anders ſeine Zuſchauer jetzt in Thränen, jetzt zum Lachen zaubern können, als durch die treuſte Darſtellung jedes ſchönen und jedes erhabenen Gefühls der Menſchen-Natur, jedes zarteſten und jedes pathetiſcheſten Zuges in ihrem Charakter, oder auch durch lebendige Nachſchilderung komiſcher Zerrgeſtalten, wie ſie da gleichfalls der Redner ſo oft wider ſeinen Gegner braucht. Kann er doch einen großen Theil der Geberde-Kunſt, Ausdruck der Leidenſchaft, Anſtand und Würde der Haltung, von dem Redner lernen!

Dann, und nur dann, wenn er ſeinen Standbildern, ſeinen Gemählden, denkenden und empfindenden Geiſt einhaucht, wie die pſychologiſche Menſchen-Charakteriſtik dieſen darſtellt, wenn er den Körper zu einem reinzurückſtrahlenden Spiegel der Seele macht, wird der Bildhauer vor den Gebilden ſeines Meiſſels, der Mahler vor den Schildereyen ſeines Pinſels, die Zuhörer der Perikles und der Demoſthene ſtaunend verweilen, und verweilend ſtaunen ſehen.

Die Bau-Kunſt ſelbſt wird nicht durch koloſſaliſche Pyramiden- und Obelisken-Maſſen, wird nur durch leicht überſehbares Verhältniß und Ebenmaaß, durch ſchöne Einheit in der Mannigfaltigkeit, durch jeden, ihr erreichbaren Eindruck des Schönen und des Großen, ein Volk feſſeln, auf welches ſelbſt die lebloſen Dinge nur nach dem Maaßſtabe der darin befindlichen oder in ſie übertragbaren Aehnlichkeit mit dem denkenden und empfindenden wirken.

Daß endlich der Sprache, dieſem kunſtvollſten Werkzeug unſeres Geiſtes, durch Beredſamkeit, welcher ſie einziges Werkzeug iſt, der Charakter des feinen Denkens und Empfindens angebildet werden mußte, erhellet von ſelbſt. Denn wer erfreut ſich des Glücks, die Demoſthenen und Thucydiden und Platonen, oder auch die Sophoklen und Euripiden und Ariſtophane in der Helleniſchen Urſprache leſen zu können, ohne ihr, unbedingt, den Preis der Beſtimmtheit, des Nachdrucks, der ausmahlenden Feinheit, des Wohlklangs zuzuerkennen?

So verdankte ſich alſo der ſchöne Denkgeiſt griechiſcher Kunſt, das heißt, der vollendete Geſchmack, der Beredſamkeit, oder mußte ſie wenigſtens als ſeine lebendige Mutter=Quelle anerkennen.

Da nun Wiſſenſchaft (Vernunft= und Erfahrungs=Erkenntniß) das eigentlichſte Produkt des Denkgeiſtes iſt: da Ergründung der Prinzipien, bündig=verkettete Schlußreihen, Folgerechtſamkeit (Conſequenz) und entſprechender Zuſammenhang der Grundſätze mit den Reſultaten die charakteriſchen Erforderniſſe der Wiſſenſchaft bilden: ſo mußte Beredſamkeit, deren weſentlichſtes Moment gerade in den Denkfertigkeiten dieſer Art beſteht, auch den Geiſt der Wiſſenſchaft unter den Griechen mächtig anregen, der Wiſſenſchaft, von welcher ſie ſelbſt, wie z. B. aus der praktiſchen Philoſophie und Pſychologie, aus der Moral und natürlichen Rechtskunde, ſo häufig Beweis=Gründe, oder auch, wie aus der Mathematik, Phyſik, Aſtronomie, Erläuterungsgründe, entlehnt.

Denkgeiſt gewann in der griechiſchen Wiſſenſchaft ſogar eine gefährliche Oberhand: überall finden wir in derſelben, da, wo es auf Erfahrung, Beobachtung und mühſames Sammlen der Thatſachen ankömmt, wie z. B. in der Phyſik, Aſtronomie, Naturgeſchichte, und wo alſo jeder Schritt des Denkers, dieſſeits und jenſeits der Thatſachen, Fehltritt iſt, finden wir in den Schriften der Griechen mehr leere Speculazion, als gründlichen Forſchgeiſt, mehr Hypotheſen, als erprobte Thatſachen.

Daher dann auch die Erfahrungswiſſenſchaften, wie bekannt, die ſchwache Seite der griechiſchen Litteratur ſind: unvergleichbar mit der Rieſengröße, zu welcher neu-europäiſcher Scharfſinn, unterſtützt von neu-europäiſchem Völkerverkehr und neu-europäiſcher Ideen-Mittheilungsleichtigkeit, ſie herauf-gearbeitet haben.

Da nun abgezogenes reines Denken und folgerechtes Ideen-Verknüpfen (wenn gleich weniger gründlich und der Wahrheit nicht zuträglich, ſo oft es von keinen Thatſachen unterſtützt wird, dennoch) immer der feinere und ſchwürigere Theil des Denkgeſchäftes iſt, als das Beobachten erfahrlicher Thatſachen: ſo erhellet, ſelbſt aus dieſem Uebergewicht reiner Denkfertigkeit über Beobachtung und Erfahrung in dem Griechengeiſt, der hohe Grad von Intellectualität (unſere deutſche, und vielleicht auch keine andre Sprache Neu-Europens, reicht mir ein Wort für dieſen Begriff), welcher den Grundzug des griechiſchen Denkgeiſtes beſtimmt.

Durch ſeine Redner an moraliſches, pſychologiſches und dialektiſches Raiſonnement gewöhnt, in welchem, wie es in Urtheilen dieſer Art immer der Fall iſt, die Thatſachen meiſtentheils klar vorliegen, und die Verknüpfung der Thatſachen untereinander das Hauptmoment ausmacht, ſchnellte der Geiſt der Griechen über verwickelte, ſchwer-auszuprüfende Thatſachen der Erfahrungswiſſenſchaften unbedachtſam hin, reihte ſeine folgerechte Ideen-Verknüpfungen, gleichſam ohne

einen gründlichen Kitt der Beobachtung, mit Spinnen-Leichtigkeit in die Luft, und thürmte Hypotheſen auf Hypotheſen, ohne auf dem ſichern Boden der Erfahrung zu ſtehen.

Denn dieſe tauſend zufällige Entdeckungen, dieſe Menge mechaniſcher Erfindungen, dieſes Experimentiren und mühſame Zuſammenſtellen mühſam zuſammengeſuchter Thatſachen, wodurch wir Neu-Europäer allein doch nur in der Phyſik, Chymie, Aſtronomie, Naturgeſchichte, jene ungeheuren Fortſchritte gemacht — waren für den griechiſchen Schnellgeiſt ein zu langſamer, zu arbeitvoller Weg: ſeine luftige Flüchtigkeit verſchmähte dieſe ſchwerfällige Gründlichkeit.

Zu geſchweigen, daß der menſchliche Geiſt, nach Kants treffender Bemerkung, ein ſehr bauluſtiges Weſen iſt; daß ihm in ſeinen früheren Entwickelungs-Epochen (wo er ſich noch nicht von der unausſprechlichen Geringhaltigkeit ſeiner Vernunft, in Hinſicht auf die Erklärung der unermeßlichen Wunderwelt der Natur, am allerwenigſten aber davon überzeugt hat, daß Vernunft Form, und bloß Form iſt), daß ihm in dieſen Epochen ſeiner Entwickelung leere Speculazionen und grundloſe Hypotheſen über die Natur der Dinge eben ſo natürlich ſind, als dem unerfahrnen Knaben- und Jünglingsalter abentheuerliche Wünſche, Plane, und Hoffnungen.

Aber je weniger ſich der Geiſt des Griechen nach der Seite der Erfahrung wandte, je mehr er ſich gegentheils auf Speculazion und reines Denken warf: deſto tiefer durchforſchte, deſto glücklicher bearbeitete er diejenigen

Wiſſenſchaften, welche als Producte reiner Vernunft, oder wenigſtens dem größten Theil nach als ſolche, angeſehen werden müſſen. Denn die dialektiſchen und ſyllogiſtiſchen Kunſtgriffe, deren ſich der Redner faſt durchgängig bedient, und deren genaue Kenntniß daher von den alten Rhetorikern „Nerv- und Muskel" der Beredſamkeit genannt wird, leiten den Geiſt unmittelbar und gleichſam geradezu auf Logik und Metaphyſik hin.

Daher ſind dann auch Metaphyſik, Logik, Syllogiſtik, Philoſophie der Mathematik, und der metaphyſiſche Theil der Sittenlehre, die glänzendere Seite griechiſcher Wiſſenſchaft: und die philoſophirende Vernunft hat hier unter den Griechen, wie der große Tiefdenker Kant ſelbſt geſteht, alle möglichen Syſteme erſchöpft: hat die durch ihn, den Verfaſſer der Vernunft-Kritik, berichtigte und vollendete Selbſterkenntniß der Vernunft glücklich vorbereitet.

Philoſophie der Mathematik hatten wir Neu-Europäer bis auf Kant gar nicht: aber im Plato, im Ariſtoteles, im Sextus Empirikus, finden ſich gehaltreiche Bruchſtücke davon, die ich, zum Theil, in meinem Werk: „Ueber Grund und Werth der Entdekkungen des Herrn Profeſſor Kant", angeführt habe.

Werfen wir aber einen Blick auf die zahlreichen Verzeichniſſe verloren gegangener Schriften der griechiſchen Philoſophen, wie ſie uns Diogenes von Laert in ſeiner biographiſchen Compilazion aufgeſtellt hat: ſo können wir uns nicht enthalten, zu erſtaunen

über die dialektiſche Feinheit und metaphyſiſche Analytik, mit welcher Moral und Pſychologie von dieſen Denkern bearbeitet worden.

Ueber ſtoiſche Pſychologie und Moral der Griechen wünſchte ich eigene, und erſchöpfende Werke, die uns gewiß Feinheiten der genannten Art in Menge aufſtellen würden.

Theorie der Redekunſt, Dichtkunſt, Tonkunſt, Sprachkunſt, hatten die Griechen gleichfalls mit beſonderem Fleiß und Scharfſinn bearbeitet: wovon Bruchſtücke, wie die, welche ſich in der Rhetorik und Poetik des großen Stagyriten finden, zur Genüge zeugen. Aber der bey weitem größte Theil dieſer theoretiſchen Werke der griechiſchen Denker iſt, wie aus den Schriftverzeichniſſen des eben genannten Diogenes erhellet, verloren gegangen. So hatte, unter andern, der bewunderte Künſtler Apelles verſchiedene Werke über die zeichnende Kunſt geſchrieben. Sollte ein Geiſt, wie dieſer, hier weniger für Weſen und Regel der Kunſt geleiſtet haben, als unſere deutſche Raphael Meugs, und brittiſche Reynolds?

Und wenn einige überſpannte Alterthumsgrübler ägyptiſche und indiſche Aſtronomie und Mathematik ſo hoch lobpreiſen: was ſind dieſe Bruchſtücke gegen die unſterblichen Theorien der griechiſchen Euklide und Archimeden? deren genievolle Auflöſung analytiſcher Probleme, ohne alle Kenntniß von der Analytik, ſelbſt unſre Euler und Käſtner anſtaunen; und eben ſo gilt auch die Euklidiſche Methode allen Mathematikern für das nachahmungswür-

digſte, und von keinem neuern Lehrer dieſer Wiſſenſchaft bis jetzt erreichte Muſter. Erfinder alſo dieſer Methode, dieſes Urbilds aller Ideen-Entwickelung, iſt der Grieche.

Das alſo waren die herrlichen Früchte griechiſchen Denkgeiſtes, nebenher — ſeine Auswüchſe, die aber immer noch den ſchönen Stamm verkündigten, welchem ſie ſich paraſitiſch anſchlangen.

§. 6.

Einwurf gegen die ſcheinbare Einſeitigkeit dieſes Erklärungsgrundes.

Wenn ich bis dahin Beredſamkeit als die Mutter griechiſchen Denkgeiſtes dargeſtellt, und ihren Einfluß auf Kunſt und Wiſſenſchaft zu beweiſen geſucht: ſo bin ich es mir ſelbſt ſchuldig, mich vor dem auf den erſten Anblick nicht ungegründeten Vorwurf der Einſeitigkeit meines Erklärungsgrundes zu verwahren; ein Vorwurf, mit welchem ich hier dem Leſer und Kritiker ſelbſt zuvorkomme.

„Wie ganz verſchieden iſt nicht, hör' ich mir hier „entgegenrufen, die Aeußerung des Denkgeiſtes in dem „Kunſtwerk des Bildhauers und Mahlers, in den „Schlußreihen des Philoſophen, in den Demonſtrazio„nen des Mathematikers! und wie verſchieden alle dieſe „intellectuelle Energien von denen des Redners? Iſt „es alſo nicht offenbar einſeitig, auch jene Aeußerun„gen griechiſchen Denkgeiſtes aus dem, freylich all-ge„triebenen, über alles geſchätzten Studium der Bered„ſamkeit abzuleiten?"

Hierauf antworte ich: Wenn ich Beredſamkeit als die große und fruchtbare Quelle griechiſchen Denk- und

ſeinen Beobachtungsgeiſtes darſtelle: ſo würde es thö=richt ſeyn, damit behaupten zu wollen, der griechiſche Redner ſey, als ſolcher, ein großer bildender Künſt=ler, ein tiefſinniger Mathematiker, ein pathetiſcher Dichter. Dieſe Kraftäußerungen des Genies ſind, nach meinem eigenen Geſtändniß, gar ſehr verſchieden unter=einander, und gar ſehr verſchieden von dem Redner=Talent.

Im Gegentheil muß, ſoll ein origineller bildender Künſtler, ein genialiſcher Dichter, ein ſpeculativer Phi=loſoph entſtehen, allemal eine für dieſe Kunſt, dieſe Wiſſenſchaft charakteriſche Organiſazion und Original=Form des Geiſtes vorausgeſetzt werden.

Dieſe urſprüngliche feinere Organiſazion und Ori=ginal=Form des Denkens und Empfindens in Wiſſen=ſchaft und Kunſt kam nun dem Griechen freilich einzig durch die in dem Himmelsſtrich, in den Nahrungsmit=teln, in ſeiner übrigen ganzen Lebensweiſe gegründeten, natürlich=ausgezeichneten Geiſtesanlagen.

Durch das allbeliebte Studium der Beredſamkeit aber, und durch das hohe Intereſſe für dieſelbe, erhiel=ten dieſe vorzüglichen Geiſtesanlagen des Griechen den höheren Schwung des Denkens und Em=pfindens; oder, um uns vielleicht richtiger auszu=drücken, jenes Studium und jenes Intereſſe wirkten höchſt vortheilhaft auf die möglich=beſte Leitung und Ausbildung dieſer Anlagen, die doch offenbar nicht glücklicher gefördert werden konnten, als durch den ſchönen Denk= und Beobachtungsgeiſt, den der Redner entwickelte.

Denn ſo abſtechend-verſchieden auch die urſprünglichen Energien des Dichter-, Künſtler- und philoſophiſchen Genies untereinander ſind, ſo iſt doch geläuterte Vernunft und veredelte Empfindung das allgemeine Prinzip, der *spiritus rector* und die Univerſal-Lebenskraft dieſer mannigfaltigen Energien: alles, was ächte Kunſt, Geſchmack und gründlicher Forſchgeiſt jeder Gattung heißt, beginnt und bildet, vervollkommnet und vollendet ſich entweder durch geläuterte Vernunft allein (wie gründliche Wiſſenſchaft), oder durch geläuterte Vernunft und veredelte Empfindung zuſammen (wie in Sachen der Kunſt und des Geſchmacks). Der feinere Denker und pſychologiſche Beobachter iſt immer auch zugleich der zärtere Empfinder: Denken und Empfinden bilden und vervollkommnen ſich gegenſeitig.

Wie aber ſtellt nun Vernunft ihre herrlichſten Schöpfungen, ich will ſagen, ihre Begriffe und Ideen, klärer, reiner, vielſeitiger, und für ſie ſelbſt befriedigender dar, als durch Sprache und Rede? Wie mahlen ſich Empfindung und Leidenſchaft und jedes geheimnißvolle Gefühl des Herzens,—

quod latet arcana non enarrabile fibra. *Persius.*

als durch Sprache und Rede?

Eine verfeinerte, zartausgeſchaffene, vielſeitig-darſtellende Sprache iſt unſtreitig das vortrefflichſte Bildnngsmittel einer Nazion für jede Gattung der ſchönſten Energien des Menſchen-Geiſtes: denn ſie iſt das kunſtvollſte, viel-gebrauchteſte

und vielſeitigſt-wirkende Werkzeug deſſelben. Sprache aber iſt es ja vorzüglich, was der Redner ausbildet.

Groß, unverkennbar-groß iſt der Einfluß griechiſcher Dichtkunſt auf griechiſche Sprache und Rednerkunſt: und unbezweifelt bleibt es, daß Griechenbildung eigentlich mit Dichtkunſt begann.

Der Geſchichtſchreiber und der Philoſoph waren immer große Bewunderer der Nazional-Dichter: und eben aus der Hand der Dichter empfingen ſie die ſchöne, wohlklingende, nachdrückliche und allbiegſame Sprache, welche ſie durch das aufgedrückte Gepräge der Denkfeinheit ihrer Vollendung nahe brachten. Homer, dieſer Vater und Quell griechiſcher Sprache, lebte um ein paar Jahrhunderte früher, als Herodot und Thucydides. Und eben ſo wohlthätig blieb auch fortdaurend der Einfluß griechiſcher Poeſie auf griechiſche Weisheit, Kunſt und Wiſſenſchaft, und erhielt ihnen, bey aller Feinheit und Ideen-Abgezogenheit, das, was ich in der „philoſophiſch-kritiſchen Vergleichung und Würdigung von vierzehn Sprachen Europens" ſchöne Sinnlichkeit nenne, und worüber man in dieſem Werk, unter dem Abſchnitt von der griechiſchen Sprache, die ausführlichern Erläuterungen findet.

Aber ohne das mit ſo einzigem Eifer betriebene Studium der Beredſamkeit und ohne das hohe Intereſſe für Redner-Talent würde griechiſche Dichtkunſt nie von allgemeinem Einfluß geweſen ſeyn, wie ſie's nun, insbeſondere als Bildungsmittel des Redner-Talents, war.

Denn überhaupt iſt Dichtkunſt ja weit entlegen von allem unmittelbaren Zuſammenhange mit dem wirkli-

chen Leben, welches unſre Schöngeiſter mit Recht, und philoſophiſch-richtig, Proſe nennen, deſſen alltägliche Pflichten und Verhältniſſe mit den hochgeiſtigen Flügen der Dichtkunſt ſelten verträglich ſind. Eben dadurch iſt alſo auch Dichtkunſt gar nicht gemacht, ſich in das geſamte Leben und Weben eines Volks, und ſeinen eigenthümlichſten Geiſtescharakter, ſo innig zu verflechten, als Beredſamkeit, die aus dem gewöhnlichen Lebenskreiſe hervorgeht, in ihm ſich bildet, auf ihn zurückfließt. Und welche Erwartungen, welche Hoffnungen flößte griechiſche Dichtkunſt, ſo geachtet ſie war, im Vergleich mit dem Redner-Talent, ihren Verehrern ein? Der größte und bewundertſte aller Dichter war, hieß es im Alterthum allgemein, ein herumreiſender Bänkelſänger: der Lorbeerkranz, welcher bey einem Dichter-Wettſpiel das Haupt des Siegers umſchlang, war hoch-ehrend, aber — unfruchtbar; und die kritiſchen Richter in den poetiſchen Wettſpielen zogen nicht ſelten das gefällig-mittelmäßige dem großen Genius-Werke vor: unterdeß die Periklen und Demoſthenen mit fürſtlicher Macht und Einfluß oft fürſtlichen Reichthum verbanden.

Welchen Enthuſiasmus, welchen leidenſchaftlichen Eifer konnte dann Dichtkunſt einflößen? Mit welchem mußte dagegen Beredſamkeit jeden aufſtrebenden Geiſt erhitzen?

Wenn wir alſo die ſchönen Anlagen zum Feindenken und Zartempfinden als dem griechiſchen Genie angeboren vorausſetzen (wie alle Anlagen vorausgeſetzt werden müſſen); dann ſagen wir mit Recht: Beredſamkeit

ſamkeit war der feine, lebendige Springquell der Muſen und der Grazien, welcher dieſe Anlagen nährte und befruchtete zu fröhlichem Wachsthum: Beredſamkeit bildete, feilte, vollendete Griechengeiſt: Beredſamkeit iſt die Mutter des Griechenthums: Beredſamkeit ſchuf, pflegte und erhielt in Griechenland allgemeines Intereſſe für jede höhere und edlere Geiſtesbildung.

Allgemeines Intereſſe für jede höhere und edlere Geiſtesbildung! Ein ſchöneres Nazionaleigenthum, als dies, kann der Menſchheit Genius ſelbſt keinem Volk der Erde gewähren! Denn ſobald ein ſolches Intereſſe unter einer Nazion gegründet und herrſchend iſt; ſo keimt und ſproßt und blüht jedes ſchöne Talent des Denkers, des Künſtlers, des Patrioten: Ehre, Achtung, Belohnung krönen den glücklichen Sieger; ſpornen den mittelmäßigen Kämpfer; ermuntern ſelbſt den Läßigen; erlauben es keinem, gleichgültig zu ſeyn gegen jene glorreichen Talente, welche als Nazionaleigenthum angeſehen, deren genialiſche Beſitzer und Meiſter den Annalen des Ruhms der Nazion mit goldner Schrift eingezeichnet werden.

§. 7.

Harmoniſches Spiel aller menſchlichen Energien durcheinander — eine der allgemein-wirkſamſten Urſachen der geſammten Griechen-Cultur.

Da ich, in dem bisherigen, das Studium der Beredſamkeit für das mächtige Weckungsmittel des griechiſchen Fein-Geiſtes erklärt habe, dabey aber den Einfluß der Dichtkunſt, ſo wie aller übrigen ſchönen Künſte, keinesweges ausſchließe; ſo würde ich Griechen-

Cultur gewiſſermaßen nur zur Hälfte erklärt, würde nur die erſte Anregung dazu aus Gründen abgeleitet haben, wenn ich nicht noch ein all-umfaſſendes, all-eingreifendes Bildungsmittel hinzufügte, welches gleichſam den Ton der geſammten Griechen-Cultur ſtimmt: und dies iſt — das harmoniſche Spiel aller menſchlichen Energien durcheinander, welche in dieſem Geburtslande Minervens und Apollo's, nach ihrer einmal begonnenen Entfaltung, ſich auf die vortheilhafteſte Art einander gegenſeitig modifizirten und beſtimmten.

Von der Dichtkunſt, und zwar von der epiſchen, als der mannigfaltigſten, reichhaltigſten, und alle übrige Arten der Gattung wie im Keim enthaltenden, ging griechiſche Geiſtes-Cultur aus. Homer war und blieb wie der älteſte, ſo der geleſenſte aller Nazional-Dichter; befruchtete die jugendliche Phantaſie jedes gebildetern Griechen, und erhielt ſie dann ein ganzes Leben hindurch in grünender Friſche.

Allmählich bauten ſich neben dem Tempel der Calliope die Tempel Melpomenens, des Satyrs, und des Gottes Komus an: Trauerſpiel, Satyre und Luſtſpiel, will ich ſagen, welche ihren Stoff gewöhnlich und auf die für die Zuſchauer oder Hörer gefälligſte Weiſe aus dem Homeriſchen Nazional-Gedicht entlehnten, mithin durch Vorzüge der Sprache und der ganzen Behandlungsweiſe, ſo viel möglich, an dieſes Urbild der Rede-Vollkommenheit erinnern mußten. Denn wenn gleich das Genie in ſeiner Originalität dadurch keineswegs beſchränkt ward; ſo war es

doch auch ihm, zur Warnung vor abentheuerlichen Verirrungen, und noch mehr für die Geſchmacks-Bildung der geſammten Nazion, heilſam, daß ein großes Muſter allen Dichtern und Kritikern vorleuchtete.

Die erſten Anfänge der Philoſophie und der Beredſamkeit, unter denen jene von gebornen Feindenkern, wie die Griechen waren, ſehr früh, dieſe aber, wegen der öffentlichen Verhandlung der allgemeinen Angelegenheiten mit glühender Emſigkeit bearbeitet werden mußte, verlieren ſich in's Dunkle, und kein griechiſches Denkmal weder von Philoſophie, noch von Beredſamkeit oder Proſe überhaupt, welches bis auf unſre Zeiten herabgekommen, reicht an das Alter des Ilias.

Vom Perikles leſen wir die erſte griechiſche Muſter-Rede; aus den Dialogen des Plato lernen wir zuerſt griechiſche Art und Kunſt, zu philoſophiren, kennen. Beyder Gattungen hohe Vollendung deutet auf eine früh-angefangene, ununterbrochen-fortgeſetzte, und von der Hand großer Genien ausgebildete Bearbeitung hin. Aber welchen Charakter trägt nun beydes, dieſe vollendete griechiſche Beredſamkeit und dieſe vollendete Art zu philoſophiren?

Die Philoſophie hat von der Beredſamkeit den ſchönen, klaren Wortfluß, die Beredſamkeit von der Philoſophie feine Ideen-Entwickelung und rein-moraliſche Grundſätze über Handlungen und Geſinnungen der Menſchen, beyde haben von der Poeſie gefällige Gemählde, Auffriſchung des Trocknen, Belebung des Leb-

loſen, Nerv und Zierlichkeit des Ausdrucks, und melodiſchen Perioden-Fall, entlehnt.

Faſt mit der Cultur der Philoſophie zugleich hatte das Studium der Mathematik angefangen, und ward auch mit ſo allgemeinem Eifer betrieben, daß man es als unerlaßliche Vorbereitung zur Philoſophie anſahe, und Plato auf ſeinen Hörſaal die Inſchrift ſetzen konnte: *Ουδεις αγεομετρης εισιτω.* (Nur den Geometrie-Kundigen iſt hier der Eingang verſtattet.)

Der Geiſt der Ideen-Verdeutlichung, der Genauigkeit, der bündigen Schlußverkettung ging alſo aus der Mathematik, dieſem Canon ſtrengen Vernunftgebrauchs, in die Philoſophie, aus dieſer in die Beredſamkeit über, und gab dem in beyden herrſchenden feinen Denkgeiſt mehr Gründlichkeit, und mehr Tiefe.

Wenn ſich, bey einer ſolchen Beredſamkeit und bey einer ſolchen Philoſophie, das Trauerſpiel, das Luſtſpiel, die Satyre, die Ode, die Elegie, jede in ihrer Art, bis zur Vollendung ausbildeten: welchen andern Charakter mußten ſie ſich aneignen, als den einer feinen und wahren Lebensphiloſophie, moraliſch-guter und edler Grundſätze, fein-beobachtender Pſychologie? In der lebendigen Darſtellung der Charaktere und Leidenſchaften war und blieb ihnen Homer das große Muſter.

Nicht eher als in der glänzenden Periode der Beredſamkeit, der Philoſophie und der Dichtkunſt, erreichten auch, nach langer und emſiger Uebung, die zeichnenden Künſte, erreichten die Bildhauer-, die Mahler-, die Bau- und Steinſchneidekunſt, den

Vollendungspunct ihrer Gattung. Ausdruck des mit pſychologiſchem Feinſinn aufgefaßten Geiſtigen durch Meißel, Pinſel und Griffel, handlungsvolle Dramatik in den Gruppirungen der Perſonen, philoſophiſch-fein erfundene und dichteriſch-ſchön dargeſtellte Haltung des Ganzen, mathematiſch-richtige Beobachtung aller Verhältniſſe des Körpers zu einander — das iſt Charakter der Meiſterwerke in den zeichnenden Künſten des ſchönſten griechiſchen Alterthums, ein Charakter, deſſen Zuſtimmung zu dem Charakter der redenden Künſte, ſo wie der Wiſſenſchaften der Griechen, in derſelben Epoche, ſich von ſelbſt ankündiget.

Zu allem dieſem füge man nun noch das hinzu, was oben §. 2. von der harmoniſchen Zuſammenſtimmung aller Bildungsmittel menſchlicher Anlagen geſagt worden: und man wird unſre Behauptung in ihrem vollſten Umfange begreifen: daß das harmoniſche Spiel aller menſchlichen Energien durcheinander eine der allgemein-wirkſamſten Urſachen der geſamten Griechen-Cultur iſt.

So alſo bildeten, verfeinerten, vervollkommten ſich unter dieſem Volk einander gegenſeitig — Kunſt die Wiſſenſchaft, Wiſſenſchaft die Kunſt; ſo boten ſich eine Kunſt der andern, eine Wiſſenſchaft der andern hülfreiche Hand. Der Philoſoph lernte vom Dichter empfinden, der Dichter vom Philoſophen denken, der Redner beydes von beyden, und beyde wiederum gefielen ſich in der Nachahmung des Redners. Der Künſtler vereinte in ſeinem Werk den Dichter, den Philoſophen, und den Meßkünſtler.

Mit Recht hat man daher geſagt: Nur ein Land, welches Dichter, wie Homer und Sophokles, Redner, wie Demoſthenes, Philoſophen, wie Plato und Xenophon, hervorbrachte, konnte auch Künſtler, wie Phidias, Polygnot, Polyklet, ſtellen: und, umgekehrt, wo man bewundernde Augen für die Meiſterſtücke dieſer Künſtler hatte, mußte man auch horchende Ohren für die Beredſamkeit der Periklen und Demoſthene, für die Schlußreihen der Platone, und für die ſokratiſche Analyſe der Xenophonten haben.

Wie oft borgte nicht der Redner ſein Feuer von dem Dichter, der Dichter ſeine Maximen von dem Philoſophen, der Philoſoph eine ſeine trockne Ideen-Reihe verſchönernde Stelle von dem Dichter!

Phidias ſchöpfte die Idee zu ſeinem allbewunderten Olympiſchen Jupiter aus dem erhabenen Gemählde der Ilias:

ἠ: *καὶ κυανέῃσιν ἐπ' ὀφρυσι νεῦσε Κρονιων* etc.

und Virgil ſchildert häufig, z. B. in der Stelle vom Laocoon, nach den Standbildern g r i e ch i ſ ch e r und r ö m i ſ ch e r S ch a d o w s.

So wirkten und bildeten ſich durcheinander — Dichter, Philoſophen und Künſtler!

Aber auch der ſchlichte Bürger, der höhere Geſchäftsmann, der Geſetzgeber und der Staatsmann, blieben von dieſer Bildung und gegenſeitigen Rückwirkung nicht ausgeſchloſſen.

Der Bürger, der Geſchäftsmann belehrten, unterhielten, ergötzten ſich durch die ſchönen Werke der Dichter, der Philoſophen, der Künſtler: und wirkten gegen-

ſeitig auf dieſe durch ehrenden Beyfall, durch Aufmunterung und Belohnung. Der ſonſt einzig für ſtrenges Recht und öffentliche Ordnung und öffentlichen Nutzen empfindliche Geſetzgeber und Beherrſcher des Staats, durch die allgemeine Achtung für Talent und Künſte hingeriſſen, entſagte gewiſſermaßen ſeiner patriotiſch-edlen Gefühlloſigkeit, und belohnte Genie und Talent: ja er fand in der Aufmunterung derſelben, in der Verwendung der öffentlichen Schätze für Denkmäler der Kunſt und für Preisvertheilungen an große Meiſter in der Kunſt, einen politiſchen Handgriff mehr, eine Nazion zu beherrſchen und zu leiten, welche von einem ſolchen feinen Geiſt durchdrungen war.

Ein ſolcher Staatsmann und Geſetzgeber war Perikles!

§. 8.

Allgemeiner Wetteifer in der Fortbildung der griechiſchen Cultur.

Das war der erhabene Gang, den Hellas zur Verfeinerung wandelte! So ward in dem Lande der Muſen, um uns den oben aufgeſtellten Grundſätzen über Verfeinerung gemäß auszudrücken, jeder ſchönen, intellectuellen und äſthetiſchen Energie des Menſchen-Geiſtes Unabhängigkeit von dem Bedürfniß, und der Vernunft in allen ihren Kraftäußerungen freye und vielſeitige Ausprägung ihres Charakters, begründet und geſichert.

Zu klein, zu niedrig war jede Rückſicht auf bloßes Bedürfniß für das zum vollen Leben erwachte Bewußtſeyn des Edlern, des Beſſern im Menſchen:

denn Ehre, Beyfall kenntnißvoller Bewunderer war's, wozu der Dichter, der Redner, der Bildhauer, der Mahler aufſtrebte: jedes jüngere Genie arbeitete nach dem bewunderten Ideal ſeiner Vorgänger, und ſuchte ſich dieſem glücklicher zu nähern, oder auch es durch neue Züge zu verſchönern: jeder Neben-Buhler beeiferte ſich, dem andern durch irgend eine größere Vortrefflichkeit den Rang abzulaufen, die Palme vorwegzugreifen. So bildete ſich jedes Ideal der Kunſt immer voller und reiner aus: ein Sophokles, ein Euripides, die nach dem großen Aeſchylus den Cothurn anlegten, erhoben das Trauerſpiel auf die höchſte Stufe der Kunſt. Jeder jüngere Original-Künſtler wußte, bald durch neue Tugenden, bald ſelbſt durch ſeine Fehler, dem Griechenvolk Beyfall abzugewinnen: denn ſelbſt ſeine Fehler griffen in irgend ein Lieblingsideal derſelben ein: und die ſchöngeſagten philoſophiſchen Sentenzen des Euripides raubten auf eine Zeitlang den erhabenen Chorgeſängen und natürlich-wahren Recitativen des Sophokles die verdiente Bewunderung: weil eben jetzt Philoſophie Lieblingsbeſchäftigung der Athener war. Der Geiſt des Menſchen erſättiget ſich oft, beſonders in Sachen der Kunſt und des Geſchmacks, an gewiſſen Vortrefflichkeiten: und eine Uebertreibung des Natürlichen, eine Verkünſtelung des Wahren, ergötzt ihn oft mehr, als Natur und Wahrheit ſelbſt, blos weil er der letztern zu lange genoß.

Ein Herodot hatte durch ſeine im Homeriſchen Erzählungston abgefaßte Kosmographie den Beyfall des in Samos verſammleten Griechenlands davon ge-

tragen: und ein edles Hochgefühl entriß dem funfzehnjährigen Thucydides, welcher Zeuge dieſes Beyfalls war, Thränen der Eiferſucht aus dem Auge.

Aber wenn dieſer Thucydides ſeinen durch einen Demagogen wie Perikles beherrſchten, und, um dieſe ganze Epoche in der Bildung weiter vorgerückten, Athenern ein κτημα εις αει ουκ ἀγονισμα (wie er ſelbſt ſich ausdrückt), ein immerdaurendes Denkmal, und kein Uebungsſtück, in der Geſchichtſchreibekunſt aufſtellen, und ihrer Verehrung ſicher ſeyn will: dann muß er zu den Trefflichkeiten der Herodotiſchen Erzählungs- und Darſtellungsweiſe neue, verſchiedenartige hinzuthun: er muß ſeine Charaktere tiefer faſſen, ſeine Gemählde energiſcher zeichnen, ſeinen Reden ſcharfſinnigere philoſophiſche Sentiments einweben, ſeinen eingeſtreuten Reflexionen das Gepräge des Neuen, des ſcharfſinniger-beobachteten, des feiner-pſychologiſchen aufdrücken; muß in ſeiner ganzen Darſtellungsart Gedanken und Worte prägnanter zuſammendrängen, als es der redſelige Nachahmer des Dichters der Ilias, als es ſein Vorgänger Herodot, für ſeine Zeitgenoſſen thun durfte.

Aber die Zeitgenoſſen des neu-verehrten Thucydides machen andern Raum: und dieſen andern haben neue Original-Genies in Kunſt und Geſchmack, neue Redner und Demagogen und Philoſophen neue Charakterzüge aufgedrückt: die Euripiden geben Geſetze in der Dichtkunſt: die Sokraten in den philoſophiſchen Hörſälen. Der Geſchichtſchreiber, welcher in dieſer Epoche Lorbeern ernten will, wird den klaren, ſanften

Fluß der Rede, und den abgemeſſenen Wohlklang des harmonie=reichen Perioden=Tanzes des Dichters mit der gemächlichen praktiſchen Weisheit und Pſychologie des Philoſophen verbinden müſſen.

Dies iſts, was der neue Geſchichtſchreiber Xenophon thut: und er wird der bewunderte Günſtling des Athener=Publikums, dem er durch eine ängſtliche Nachahmung der tiefſinnigen, energiſchen Darſtellungsmanier, und der oft an Dunkelheit und Rauhigkeit ſtreifenden Sprache ſeines Vorgängers ſich nur mißfällig gemacht haben würde.

Das war die Stufenfolge allmählicher Ausbildung des Ideals griechiſcher Geſchichtſchreibekunſt.

Es würde nicht unmöglich ſeyn, die Stufenfolge der Verfeinerung und Vervollkommnung auch der übrigen ſchönen Künſte unter den Griechen dem Leſer ſo vorzuzeichnen, wie wir's hier in Hinſicht auf die redenden gethan: wofern anders die Geſchichte der Bildhauer= Mahler=, Bau=, Ton= und Schauſpiel=Kunſt durch ein mißgünſtiges Geſchick der Zeit nicht noch viel mehr Bruchſtück für uns wäre, als die Geſchichte der redenden Künſte.

Aber hier war es uns ja auch nicht Zweck, eine vollſtändige Geſchichte weder griechiſcher Kunſt, noch griechiſcher Cultur aufzuſtellen: wir wollten an den Griechen nur ein Beyſpiel haben, wie Verfeinerung möglich wird? wie glücklich=organiſirt ein Volk ſeyn, wie viel günſtige Umſtände zuſammentreten müſſen? wenn Verfeinerung wirklich werden, und einen gewiſſen

Grad der Vollendung erreichen ſoll, den ſie unter den Griechen, wenigſtens in Hinſicht auf feinen Denk- und ſchönen Kunſtgeiſt, erreicht hat.

Den Griechen wählten wir hier mit ſo viel mehr Recht als Beyſpiel: weil unter allen Völkern der Erde er allein ſich ächte Verfeinerung zuerſt, und beſonders auch durch eigne Kraft und ohne fremde Nachahmung, erſtrebte: weil er den Völkern, unter welchen die Verfeinerung einen gewiſſen Grad erreichte, Römern und Neu-Europäern, Regel der Nachahmung war: und weil er, in einigen Stücken von den letztern übertroffen, in andern noch immer unerreicht iſt.

§. 9.

Neben-Bemerkung über Beſchränkung der griechiſchen und jeder andern Nazional-Verfeinerung in Hinſicht auf die gemeinere Volksklaſſe.

Eine Bemerkung über Griechen-Cultur können wir nicht ungeſagt laſſen: es iſt die über den Wahn, als habe dieſe alles, bis auf die gemeinſte Pöbelſeele, durchdrungen.

Welche Thorheit, zu glauben, wie einige überſpannte Griechenſchätzer geglaubt haben, jenes Atheniſche Kräuterweib, welches den vorübergehenden Philoſophen an ſeinem fremden Dialekt als einen Menſchen aus einer andern Provinz unterſchied, oder auch jenes, welches auf den großen Demoſthenes mit Fingern zeigte, beweiſe die allgemeine Verfeinerung, welche in Athen geherrſcht. Als wenn eine Berliniſche Aepfelkrämerin auf unſerm Gendarme-Markt, welche irgend einen gebornen Wiener-Schriftſteller ſprechen hörte, ihn nicht eben

ſo wohl an ſeiner Ausſprache als einen Fremden unterſcheiden würde! Als wenn auch ſie nicht, in der Nähe des Schauſpielhauſes ihre Aepfel feil=bietend, einen Fleck, einen Iffland, eine Unzelmann, von Perſon kennen ſollte, ohne deswegen an der in Berlin herrſchenden Aufklärung und Verfeinerung Theil zu nehmen, oder als Beweis derſelben zu gelten.

Der groſe Pöbel=Troß, und, mit einem antiken Ausdruck zu reden, der Hefen des Menſchen=Geſchlechts, beſtand von je her (und wird ſchwerlich jemals anders beſtehen als) aus gemeinen, von der Natur vernachläßigten, jedes höheren Geiſtesſchwunges unfähigen und unempfänglichen Seelen —

animae nil magnae laudis egentes. *Virgil.*

Ruhmloſe Lücken=Büßer der Menſchheit, —
Söhne der müden Natur, am Feyer=Abend geſchaffen.

Seelen, deren die Natur, ſelbſt in den Tagen der höchſten Verfeinerung, bedarf, damit ſie für den geringen Preis eines roher Sinnlichkeit gelebten, oder auch mit einigen nützlichen Pflichten erfüllten Daſeyns, zur Beförderung und Erhaltung, oder auch zum Vollgenuß der Cultur, ſelbſt culturlos, in ihrem eingeſchränkten Maulwurfskreiſe handlangen. Das Höchſte, wozu ſich Geiſter dieſer Gattung erheben können, iſt die dunkle Ahnung von feinerer Bildung und edleren Genüſſen, als deren ſie ſelbſt ſich erfreuen.

Bis auf dieſe Menſchen=Gattung hinunter alſo jenes edlere Nazional=Intereſſe auszudehnen, würde eben ſo unwahr, als lächerlich ſeyn. Aber die ausgeſuchteren und edleren Klaſſen der Nazion,

aber ein nicht unbeträchtlicher Theil deſſelben, muß davon durchdrungen ſeyn: eher findet nicht ſtatt und kann nicht ſtatt finden Aufklärung oder Verfeinerung.

So rühmen wir von dem Neu-Europa des achtzehnten Jahrhunderts, daß Aufklärung, Verfeinerung und beſſerer Geſchmack in demſelben herrſche: ungeachtet wenigſtens auf dreyzehn Sechszehntheil der Völker-Maſſe Europens, in Hinſicht auf Vernunft und Geſchmack anwendbar iſt, was der Hebräiſche Dichter ſagt:

Finſterniß bedecket das Erdreich;
und Dunkel die Völker.

§. 10.

Römiſche und neu-europäiſche Verfeinerung, und deren Bildungsgeſchichte.

Zur Erläuterung des Ganges der Verfeinerung — noch folgende Bemerkungen über römiſche und neu-europäiſche, im Gegenſatz mit der griechiſchen.

Bey den Römern, einem von der Huld der Natur weniger begünſtigten Volk, als die Griechen, durch Eroberungsſucht einzig Krieger, durch ſtrenge Geſetzgebung rauh, und dem freundlichern Genius der Kunſt und Wiſſenſchaft abhold, bis in die Periode der beſſern Bildung, und, aus dieſer zu plötzlich in Schwelgerey verſunken, in all-abſtumpfenden Despotismus hinuntergedrückt, konnte intellectuelle Bildung nur in ſehr wenigen Geiſtern ſich zu dem Grad der Selbſtſtändigkeit erheben, durch welchen ſie allein zur wahren Verfeinerung hinanreichet.

Ohne Bekanntſchaft mit den Griechen würde dieſe wahrſcheinlich nie erfolgt ſeyn; würde ſie wenigſtens einen ganz andern Charakter angenommen haben, als den ſie ſich nun ausprägte.

Im tiefen Gefühl ſeiner eigenen Unzulänglichkeit konnte der Römer ohne Zweifel nichts beſſeres thun, als ſich den Griechen, ſeinen Unterjochten, zum Muſter nehmen: glücklich genug, den Werth der Schätze intellectueller Cultur, welche dieſes Volk dem Genius der Menſchheit, als ächte „Spolia opima" (Helden-Beute) abgerungen hatte, auch nur einigermaßen würdigen zu können.

Und ſo ward dann auch griechiſche Cultur nach Rom verpflanzt. Aber frohe Blüthe, lieblicher Duft, edler Geſchmack und tiefe Wurzel der ſchönen Götterpflanze blieb in Griechenland, kam nie nach Rom hinüber: denn einem Volk von dem Charakter und der politiſchen Entwickelungsgeſchichte, wie wir ſo eben die Römer bezeichneten, fehlten einige der weſentlichſten Bildungsmittel, fehlte insbeſondere die glückliche Harmonie aller, welche den Griechen ſo einzig begünſtigte.

Römiſche Verfeinerung war zuvörderſt höchſt eingeſchränkt an Gehalt, wie an Dauer. Die beſſern Geiſter der Republik waren entweder im Kriege, oder in Staatsgeſchäfte, oder in beyde zu tief verwikkelt, als daß ihnen intellectuelle Bildung viel mehr, als blos Erholung von ernſten Beſchäftigungen, oder nothwendige Vorbereitung dazu, oder höchſtens ein Schmuck des geſelligen Lebens werden konnte.

Daher war auch mehr ernſte Philoſophie, als freundliche Kunſt, und in der Philoſophie mehr das brauchbare, unmittelbar-anwendliche, als ſchlußgerechte und feine Syſtematik, Gegenſtand römiſcher Bearbeitung.

Nie gab es unter dieſer Nazion irgend eine philoſophiſche Originalſekte: man war, was Nicht-Selbſtdenker immer zu ſeyn pflegen, Eklektiker, und unter den nachgeahmten griechiſchen Sekten waren diejenigen, deren Grundſätze am tiefſten in das wirkliche Leben wurzelten, waren die ſtoiſche und die Epikuriſche, nie aber eine ſpekulative, die alleinigen Urbilder. Eigentliche Wiſſenſchaft, als Mathematik, Logik, Kritik u. ſ. w. wurden immer nur gelegentlich bearbeitet.

In der Kunſt erklärten ſie ſich unverhohlen für die Schüler der Griechen, und gingen auch nie über ihre Meiſter hinaus: und Horaz nennt, wenn er von Bildhauern oder Mahlern ſpricht, nie einen römiſchen Namen.

Dennoch tingirten ſie, ſo wie die Philoſophie mit einem beſondern praktiſchen Geiſt, der gegen griechiſche Feinheit und ſpekulativen Grübelſinn gar ſehr abſticht, alſo auch die ſchönen Künſte mit einer gewiſſen Energie, welche ſie von griechiſcher Leichtigkeit und feiner Bedeutſamkeit gar weit entfernte.

Von dem Einfluß der intellectuellen und äſthetiſchen Cultur in die moraliſche, bey Griechen und Römern, reden wir hernach.

Anders, aber nicht weniger unſelbſtſtändig, als römiſche, bildete ſich neu-europäiſche Verfeinerung.

Sie ging zuvörderſt aus dem Geſichtspunkt, wie wir ſie hier einzig betrachten, nämlich aus dem intellectuellen und äſthetiſchen, nicht urſprünglich aus dem europäiſchen Volksgeiſt, hervor; ſondern war einzig auf römiſche und griechiſche Cultur gepfropft.

Doch legten Religion und Handelsgeiſt in die intellectuelle, und jene auch in die äſthetiſche Cultur, einen gewiſſen originellen Keim, der in der Folge nicht unvortheilhaft wucherte.

Denn offenbar verdanken wir dieſe Vielſeitigkeit und dieſe Gründlichkeit philoſophiſcher Unterſuchungen über Menſchennatur, Menſchenrechte, und Menſchenverhältniß, wodurch wir Griechen und Römer ſo weit überragen, zum Theil gewiß auch dem Druck, unter welchem Religion die Geiſter ſo lange gehalten, und ihre Irrthümer, Vorurtheile und Mißbrauch höchſt verderblich bis in die Lebenskeime aller geſellſchaftlichen Verbindung eingemiſcht hatte. Für die Bildhauer-, Mahler- und Dichtkunſt aber ward die Religion eine neue Mythologie, wenn gleich nicht im ſchönen, wenigſtens im moraliſch-erhabenern Styl.

Der Handelsgeiſt aber hat insbeſondere jene tauſendfach-verſchlungene Ideen-Mittheilungsleichtigkeit bewirkt, welche die Wiſſenſchaft mit einem erſtaunenswürdigen Vorrath von Erfahrungen und Beobachtungen bereichert hat: und zugleich

faſt

faſt alle vier Theile der Welt zu Einem intellectuellen Ganzen verbunden.

Neu-europäiſche Cultur iſt ferner mehr wiſſenſchaftlich, als äſthetiſch. Erziehung, gelehrtes Sprachſtudium, Encyklopädiſcher Unterricht, gelehrte Schulen (Univerſitäten) und Akademien, Einfluß der Wiſſenſchaften in das wirkliche Leben, ungeheure Erweiterung der einzelnen Wiſſenſchaften, Trokkenheit und Einförmigkeit des Geſchäftslebens — alles neigt den Europäer mehr zur ſtrengen und mühſamen Wiſſenſchaft, als zur freyen Kunſt hin.

Deswegen hat auch weiterhin unſre äſthetiſche Cultur einen Charakter von grübelndem Denkgeiſt und ſpeculativer Philoſophie, eine nothwendige Folge der wiſſenſchaftlichen Bildung derer, die ſie bearbeiten und die ſie prüfen, welcher insbeſondere in den neu-europäiſchen Kunſtdenkmälern von der redenden Gattung hervorſticht. Ueberhaupt aber ſieht man's der neu-europäiſchen Cultur an, daß alles, was der griechiſchen durch Beredſamkeit kam, ihr auf dem Wege der Schul-Philoſophie und der ſtrengen Wiſſenſchaft zugekommen iſt.

Endlich aber iſt dieſe äſthetiſche Cultur, wegen der ſonderbaren Miſchung aus altem und neuem, aus Italieniſchem, Franzöſiſchem, Brittiſchem und Teutſchem Geſchmack, eine buntfärbige Zuſammenſetzung, welcher nur einige große Original-Genies Haltung zu geben gewußt, und die mit der ſchönen Einheit und Einfalt der Griechen höchſt nachtheilig abſticht.

Wie unausſprechlich=vortheilhaft für moraliſche und verallgemeinerte intellectuelle Cultur ſelbſt das iſt, was in neu=Europäiſcher Verfeinerung, verglichen mit der griechiſchen, nachtheilig ſcheint, werden wir im Vierten Buch dieſes Werks weitläuftiger ſehen.

§. 11.

Ohne Aneignung der Griechen=Cultur würde weder römiſche, noch neu=europäiſche Verfeinerung erfolgt ſeyn, würden beyde wenigſtens ſich ganz anders gemodelt haben.

Nach dem, was in dem bisherigen über neu=europäiſche Cultur vorgebracht worden, ergiebt ſich's von ſelbſt, daß alles, was von wahrer äſthetiſcher und intellectueller Verfeinerung in der Mitte des Menſchengeſchlechts jemals war, oder noch iſt, ſich auf Griechen=Cultur gründet, und ihren Charakter trägt.

In Hinſicht auf die Römer glaub' ich es gewiß annehmen zu können, daß ihre Cultur, ohne Uebertragung der griechiſchen in dieſelbe, ſich nie weiter als zu Babyloniſcher, Mediſcher, Perſiſcher (ſ. den folgenden Paragraph) erhoben, mithin nie den eigenthümlichen Charakter der Verfeinerung erreicht haben würde.

Dagegen iſt es mir höchſt wahrſcheinlich, daß, wenn auch alle Denkmäler griechiſcher und römiſcher Sprache und Kunſt verloren gegangen wären, ſo daß die Neu=Europäer weder von Griechen= noch von Römer=Verfeinerung eine Spur vorgefunden hätten, dennoch die glückliche Vereinigung der mannigfaltigſten Bildungsmittel menſchlicher Kräfte und Talente, welche beſonders ſeit Erfindung der Buchdrucker=Kunſt und

ſeit der Entdeckung von Amerika ſtatt fand, eine gewiſſe Verfeinerung in Neu-Europa hervorgebracht haben würde.

Die Verſchiedenheit des Charakters dieſer (von griechiſcher und römiſcher Nachbildung unabhängigen) Verfeinerung von der gegenwärtigen, — und zwar nach den weſentlichſten Momenten der intellectuellen und äſthetiſchen Bildung, — iſt nicht zu bezweifeln. Doch würde dieſe Verſchiedenheit die äſthetiſche Cultur insbeſondre betroffen haben. Allein ſelbſt aus dem Gange, welchen neu-europäiſche Cultur nunmehr wirklich wandelte, kann man ſehr richtig ſchließen, daß wir in den redenden, ſo wie in den zeichnenden Künſten, ohne griechiſche und römiſche Vorbilder, das wahre Schöne entweder um einige Jahrhunderte länger verfehlt, oder auch wohl nie gefunden haben würden.

Daß aber Neu-Europens wiſſenſchaftliche Cultur, auch ohne griechiſche und römiſche Bruchſtücke (welche, vielleicht mit Ausnahme der einzigen Mathematik, ſelbſt jetzt ſchon von ſehr beſchränktem Einfluß auf dieſelbe waren) ſich einen von dem gegenwärtigen nicht weſentlich-verſchiedenen Charakter ausgeprägt, mithin philoſophirende Vernunft in Neu-Europa, auch ohne jene Bruchſtücke, ſich ausgebildet haben würde, glaube ich mit demſelben, und vielleicht noch mit einem größern Grad der Wahrſcheinlichkeit folgern zu können.

Siebenter Abſchnitt.

Urſachen, welche den Stilleſtand des größten Theils der Nazionen in der Epoche der Vermenſchlichung, oder auch die Hemmung der ſchon Weitervorgerückten auf dem Wege zur Verfeinerung, veranlaſſen.

Da wir, außer den Griechen, Römern und Neu-Europäern, alle andern Völker der Weltgeſchichte von der Verfeinerung ausſchließen; da, wie wir gezeigt, ſelbſt römiſche und neu-europäiſche Cultur ſich nur an der griechiſchen aufgebildet; ſo erhellet ſchon hieraus die unendliche Schwierigkeit des Ueberganges aus der Epoche der Vermenſchlichung in die der Verfeinerung. Die durch das glücklichſte Zuſammentreffen der verſchiedenartigſten Bildungsmittel allein nur hervorgebrachte Griechen-Cultur ſteht als ein noch einleuchtenderer Beweis dieſer Schwierigkeit in der Geſchichte des menſchlichen Geſchlechtes da.

Ungünſtiges Klima, unaufhörlicher Bedürfnißdrang, Mangel an natürlichem Talent oder wenigſtens an Gelegenheiten, es vielſeitig zu entwickeln, einſeitige Schätzung eigner Sitte, eigner Verfaſſung, unbezwingbare Anhänglichkeit an das Herkommen, Abgeſchloſſenheit von andern Völkern oder auch offenbarer Haß gegen ſie, ununterbrochene Kriege, Mangel an Kenntniß oder an Bedürfnißgefühl eines beſſern, als ihres gegenwär-

tigen Zuſtandes, — alles dies, bald einzeln mit Uebergewicht wirkend, bald gemeinſchaftlich verbunden, bald mehr, bald weniger nachtheilig gemiſcht, ſind die Urſachen, welche den größten Theil der unverfeinerten Völker des Alterthums und der neuern Zeit verhinderten, ſich zu einer höhern Cultur-Stufe, als bis zur Vermenſchlichung, herauszuarbeiten.

Unter der unüberſehbaren Menge dieſer Völker finden ſich indeſſen einige, welche auf dem Wege natürlicher Entwickelung ſchon die Grenze der Verfeinerung zu berühren ſchienen, und welche dennoch das ſchöne Gebiet der Göttin nie betraten: Völker, welche in gewiſſen Gattungen von Kenntniſſen, z. B. in den aſtronomiſchen, glücklichere Fortſchritte gethan, als die Nazion der Eukliden und Archimeden, und deren Vernunft ſich dennoch, im Ganzen, nie bis zur Philoſophie erhob: Völker, welche in den techniſchen Künſten und Gewerben größere Dinge leiſteten, als dieſelbe ſtolze Cultur-Nazion; und die deſſen ungeachtet nie bis zu einem Meiſterſtück der bildenden oder redenden Künſte aufſtiegen: es gab endlich Völker, welche einzelne Gattungen der Dichtkunſt mit unverkennbarem ächtem Schönheitsſinn bearbeiteten; und welchen es dennoch an Geſchmack und Kunſt für immer fehlte.

Zu dieſen Völkern rechnen wir im Alterthum — Aegypter, Babylonier, Aſſyrer und Meder, Phönizier und Karthager, Hebräer, Hetrurier: — aus der neuern Geſchichte die (obgleich ſchon in der alten Geſchichte nicht ganz unberühmten) Hindoſtaner und Chineſer, die Ara-

ber und Perſer, die Iren (alten Irländer) und Hochſchotten.

Die Wichtigkeit unſres Hauptthema's, nämlich die Schwierigkeit des Vor=Schritts von der Cultur=Stufe der Vermenſchlichung zur Verfeinerung, erfodert es, daß wir den Urſachen des Zurückbleibens dieſer Völker=Klaſſe, welche für die allgemeine Culturgeſchichte ohne Zweifel von fruchtbarerm Stoff iſt, als die erſt=bezeichnete, gründlich nachforſchen. Unſer Gemählde der ſchönen Griechen=Cultur erhält nur mehr Licht durch dieſe Schatten.

§. 1.

Aegypter.

Noch war Griechenland (wie gewiß auch der größte Theil der ganzen Erde) mit Wäldern bedeckt, unter deren Schatten einzelne Wilden Eicheln aßen, als ſich in dem fruchtbaren Nil=Thal Afrika's eine Nazion, Aegypter genannt, bildete. Schon zu Abrahams Zeiten gab es hier einen königlichen Hof und Hofleute, welche dem wohllüſtigen Könige die Ankunft einer neuen weiblichen Schönheit in ſeiner Hauptſtadt berichteten, die er auch nicht vergaß, auf eine Zeitlang ſich zuzueignen (ſ. 1. Buch M. 12, 15.). Unter dem Sohn von Abrahams Enkel, Joſeph, gab es an dieſem Hofe ſchon große Hofämter mit Titeln, welche ſelbſt noch an unſern Königs= und Kaiſer=Höfen prächtig in's Ohr hallen: bald einen Prieſterſtand mit erblichen Einkünften: bald ſogar, unter Moſe (ſ. 2. B. Moſ.), ein ſtehendes Heer.

Die außerordentlichen Fortſchritte dieſes Volks in den techniſchen oder mechaniſchen Künſten erhellen, jetzt noch nach Jahrtauſenden, aus ihren Obelisken mit unerklärlichen Hieroglyphen, aus ihren Pyramiden und Mumien; aus den von dem ganzen Alterthum ſchon angeſtaunten Ruinen von Theben (visit Germanicus veterum Thebarum magna Vestigia, Tacit.); aus den, zur Befruchtung der Felder durch den Nil, gegrabenen Seen, Kanälen und Waſſerleitungen u. ſ. f.

Seine intellectuelle Cultur wird beurkundet durch Geſetze und Polizey-Verfaſſung, durch diätetiſche Regeln, und eine Regierungsform, welche in der Folge den Pythagoren, Lykurgen und Solonen zum Muſter dienten.

Schrift hatte die Nazion in der früheſten Periode ihrer Bildung: und einige der alleräl teſten Volksſagen, welche die Forſchungen des Geſchichtſchreibers durch das cimmeriſche Dunkel der Vorwelt leiten, wurden aus den Archiven in Theben und Memphis, deren geheimnißvoll-bewahrte Schrift-Denkmäler Fremden unzugänglich waren, in die Geſchichte hinübergeflüſtert. Aegyptiſchen Aſtronomen verdankt die Welt das wahre Sonnenjahr (obgleich bis auf einige Minuten unvollſtändig), welches der Philoſoph Eudox nach Griechenland, und der Dictator J. Cäſar nach Rom brachte. Einige Kunſtgriffe, durch welche die Prieſter-Klaſſe das Volk im Aberglauben beſtärkte, deuten auf glücklich-richtige Beobachtungen über merkwürdige, und erſt von den neu-europäiſchen Naturforſchern beherzigte, phyſiſche und chemiſche Phänomene hin.

Und dieſes Volk arbeitete ſich innerhalb einem Zeitraum von faſt zweytauſend Jahren (denn ſo lange behauptete es, obgleich nicht vollſtändig und nicht ununterbrochen, ſeine Selbſtändigkeit) nie bis über die Culturſtufe einer gewiſſen kunſtvollen geiſtigen Mechanik herauf. Denn mit dieſem Namen glaub' ich am richtigſten ausdrücken zu können jene unausſprechliche Steifheit in Sitten, Geſetzen und öffentlichen Verfügungen, die, urſprünglich weiſe und lobenswürdig, durch Verjährung meiſtentheis ſich verſchlimmern, und nur durch öftere Läuterung, ſo wie durch Anbequemung zu den Zeitbedürfniſſen, vervollkommnet, veredelt werden können; jene Betreibung aller höhern und niedern, aller mechaniſchen und geiſtigen Lebensbeſchäftigungen, nach einer und derſelben herkömmlichen Form; jene Kaſten-Abſonderung des Volks unter einander und der ganzen Nazion von der geſammten übrigen Völker-Welt.

Wie war hier Freyheit im Denken und Handeln möglich? Welchen andern Werth, als den ihm der Staat nach ſeiner unabänderlichen Einrichtung für immer beſtimmt hatte, konnte ſich das Individuum dieſer Nazion beylegen oder erſtreben? Es will frey denken? Aber Prieſter, König und Herkommen verbauen ihm jeden freyeren Ausblick mit unzerbrechlichen Gittern. Es will ſich einer Kunſt widmen, zu welcher es ſich von der Natur ſelbſt berufen fühlt? Aber das Talent für dieſe Kunſt hat nur in einer andern Kaſte Wirkungskreis!

„Allein praktiſche Philoſophie wird ſich gewiß unter einem ſo moraliſch-diſciplinirten Volke bilden!“

Nimmermehr — unter einem Volk, deſſen Verſtand in den Händen der Prieſter, deſſen Wille in den Feſſeln der Regierung liegt, deſſen alle Talente, ſo wie ſeine ganze Perſönlichkeit, nur dieſer angehören. Welche Begriffe von Recht, Würde, höchſter Beſtimmung des Menſchen, wollet ihr, daß ſich hier ausbilden ſollen?

Urſachen genug, jeden Fortſchritt in der intellectuellen Cultur in der Maſſe der Nazion zu hemmen, und die Vernunft zu keiner Selbſtändigkeit, keiner Philoſophie und Wiſſenſchaftlichkeit kommen zu laſſen: mit welchem allem jedoch die Vervollkommnung gewiſſer einzelner Bruchſtücke wiſſenſchaftlicher Kenntniſſe gar wohl beſtehen kann.

Die ewig-ſtrahlenden Formen des Schönen aber, wie können ſie ſich abſpiegeln in Geiſtern, deren ſinnliche Augen eine der häßlichſten aller Menſchengattungen *), die Gebilde der abentheuerlichſten aller Thier- und Menſchengeſtalten, und überall nur Ungeheures, Abgeſchmacktes, Karrikaturmäßiges erblicken? Unter einer Nazion, welche durch ihre Sitten angewieſen iſt, jede fremde, und wäre ſie auch die ſchönſte, Volksgeſtalt zu verabſcheuen?

Und welcher Reiz kann den Aegypter ſpornen, die Kunſt ſchöner Gedankendarſtellung in ungebundener oder gebundener Rede zu bearbeiten? Wer nicht frey denken darf, wird, um mit Hal-

---

*) Denn das waren die Aegypter.

lern zu reden, auch nicht wohl (nicht ſchön) zu denken ſuchen. Zu geſchweigen, daß der herrſchende Geiſt des Uebertriebenen und Myſterienſen ſelbſt den natürlichſten Gefühlen ſolcher Gemüther etwas Verſchrobenes giebt, und jenen holden Mittel-Tinten der Empfindungen gar nicht günſtig iſt, mit welchen die Einbildungskraft des Redners, wie des Dichters, ſo glücklich mahlt.

Ueberhaupt aber werden die ſchönen Künſte der Rede keinen beſondern Grad der Ausbildung erhalten unter einem Volk, wo die Schriftſprache noch höchſt unvollkommen (wie es die hieroglyphiſche unſtreitig war), und zugleich auf eine beſondere Klaſſe der Nazion, ſo wie es in Aegypten der Fall geweſen zu ſeyn ſcheint, nämlich auf die Prieſter, eingeſchränkt iſt.

Prieſterliche Hymnen, heilige Einweihungs-, Beſchwörungs- und Verwünſchungsformeln mögen das Höchſte der Dichtkunſt eines an Geiſt und Sitte ſo verzerrten Volkes ſeyn. Wenn Stark in ſeinem Hephäſtion, mit andern Alterthumsforſchern, richtig erklärt (welches in der dicken Hieroglyphen-Finſterniß immer zu bezweifeln iſt); ſo beſtand unter andern ein ägyptiſcher Prieſter-Hymnus auf die Einheit Gottes in der immer-wiederkehrenden Abſingung der fünf Vokale A E I O U, woraus jene Gelehrten den hebräiſchen Nazional-Namen des Allmächtigen, Jehovah, ableiten. Die Ableitung hat, man ſiehts, wenigſtens eine gewiſſe Klang-Aehnlichkeit für ſich. Aber Aegypter- und Griechengeiſt ſind ſich einander nicht unähnlicher, als dieſer Prieſter-

Hymnus von einer Kleanthiſchen Hymne auf die Gottheit abſteht.

Wir haben bey den Aegyptern etwas länger verweilt, weil wir hier manches entwickelten, worauf wir uns, bey den Erörterungen über die folgenden Nazionen, beziehen werden.

§. 2.

Babylonier, Aſſyrer und Meder.

Koloſſaliſche Gebäude, künſtliche Waſſerleitungen und Kanäle, einige aſtronomiſche Beobachtungen, einige aſtrologiſch-religieuſe Sagen und Meinungen, und einige Manufakturen — dies allein iſt es, was die gerühmte Cultur dieſer Nazionen des Alterthums vorzeigt. Natürliches Talent erhellet aus dem Angeführten von ſelbſt. Aber unaufhörliche Kriege, und unaufhörlicher Herrſcher-Wechſel, bey immer-gleichem Despotismus, Ueppigkeit der Großen, und Sclaven-Frohnſinn des Volks, jetzt übermüthiger Stolz der Sieger, und jetzt Erſchlaffung der Beſiegten, mußten alles intellectuelle und äſthetiſche Aufſtreben wie im Keim erſticken.

§. 3.

Phönizier und Karthager.

Wenn ausgebreiteter Handel und geographiſche Völkerkenntniß; wenn einige der wichtigſten und gemeinnützigſten Erfindungen für das praktiſche Leben, z. B. Glas, Geld, Bergbau, die Kunſt, in edle Steine zu graben, ſchwere Handgriffe in der Metallurgie, und eben ſo die Schreib- und Rechenkunſt; wenn langer Friedensgenuß im Innern, und eine gewiſſe ariſtokra-

tiſch-demokratiſche Verfaſſung, wie ſie ſich in Handelsſtaaten gewöhnlich ausbilden muß, — verbunden mit Reichthum und Wohlhabenheit eines nicht kleinen Theils der Nazion (denn Handel befördert immer die gleichmäßigere Vertheilung der Reichthümer, obwohl er auch von der andern Seite dem übermäßigen Anhäufen derſelben in gewiſſen Familien günſtig iſt); — wenn alles dieſes hinlangte, die intellectuelle und äſthetiſche Cultur eines Volks bis zu dem Grad ächter Verfeinerung zu ſteigern; ſo müßten Phönizier und Karthager zu den in der Verfeinerung vollendetſten Völkern des Alterthums gehören.

Das Bedürfniß, reich zu werden, iſt gewiſſermaßen nur als ein ins Unendliche geſteigertes Bedürfniß der Selbſterhaltung anzuſehen, und das drängendſte, ſorgenvollſte der letztern Art kann dem Fortſchritt der Cultur ſchwerlich ungünſtiger ſeyn, als das erſtere. Denn das Bedürfniß der Selbſterhaltung findet, in dem Beſitz der unentbehrlichſten Lebens- und Schutzmittel gegen die feindſeligſten Zufälligkeiten menſchlicher Exiſtenz, ſeine natürliche Grenzen: das Bedürfniß, Reichthümer anzuhäufen, kennt im Gegentheil keine Schranken, und iſt mit der Einbildungskraft, welche es ſchafft, zugleich unendlich.

Und wenn ferner Unabhängigkeit von praktiſchen Lebenszwecken der eigenthümliche Charakter intellectueller und äſthetiſcher Verfeinerung iſt: wie will man ſie von Reichen und Geizigen erwarten, die ſchlechterdings keine andere Schätzung der Dinge, als nach praktiſchen Zwecken, kennen?

Dieſer herrſchende Kaufmannsgeiſt der Phönizier und Karthager erhielt ohne Zweifel den einen Theil der Nazion auf Reiſen im Auslande, den andern zu Hauſe mit techniſchen Gewerben beſchäftigt; erhielt den dritten durch raſtloſe merkantiliſche Spekulazionen zu neuen Unternehmungen; und einen vierten durch Intriguen, wegen Theilnahme an der Landesregierung, in unnachlaßlicher Spannung: Lebensweiſen, welche, bey aller Verſchiedenheit, der ruhigen Geiſtes-Entwickelung höchſt nachtheilig ſind.

Wenn wir aber in dem Abſchnitt von den äußerlichen Bildungsmitteln, im erſten Buch unſers Werks, gleichmäßig-vertheilten Reichthum und Wohlhabenheit in einer Nazion als eine höchſt-fruchtbare Veranlaſſung zum Anbau jeder Art menſchlicher Anlagen betrachteten; ſo würde das hiſtoriſch-bewahrheitete Beyſpiel der Holländer des Alterthums allein hinlangen, uns zu belehren, daß der Beſitz der Mittel zum Genuß nicht immer das Bedürfniß des Genuſſes, und am allerwenigſten jener feineren, geiſtigen Genüſſe, im Gefolge hat, und daß, beſonders dies feinere Bedürfnißgefühl, eine Menge andrer Bildungsmittel der Nazion, wie der Individuen, vorausſetzt, die nun in Tyrus, Sydon und Karthago gänzlich fehlten.

Für die rohen Vergnügen der Kleiderpracht und des Gaums, und für koſtſpielige Bauten, ſcheint man hier allein Sinn gehabt zu haben. (S. die Gemählde der hebräiſchen Dichter, eines Ezechiels und Jeſaias, von Tyrus und Sydon.)

Das Alterthum kannte einige hiſtoriſche und einige Schriften über gemeinnützige Gegenſtände, z. B. über den Ackerbau, in phöniziſcher und karthagiſcher Sprache. Aber von Gedichten, Reden, Statüen und Gemählden dieſer Nazionen ſcheint auch nicht einmal eine alte Sage zu flüſtern.

§. 4.

Hebräer.

Eine ſchöne und originelle Sammlung von Gedichten in der lyriſchen, erotiſchen, elegiſchen und didaktiſchen Gattung hebt dieſes Volk auf eine ausgezeichnete Art aus dem Pöbelgemiſche der übrigen aſiatiſchen Volksſtämme hervor, und ſcheint auf einen beſondern Grad intellectueller und äſthtiſcher Cultur hinzudeuten. Wäre die Behauptung gewiſſer Philoſophen richtig, daß eine Nazion, welche die Einheit Gottes anerkennt, einen hohen Grad der Intellectualität erreicht haben müſſe; ſo würden wir auch dieſes in dem hebräiſchen Religionsſyſtem vorherrſchende Dogma als einen treffenden Beweis von der intellectuellen Cultur der Abrahamiden anführen können. Da aber nicht nur jene Behauptung an ſich falſch, und durch den religiöſen Glauben vieler höchſt rohen Völker hinlänglich wiederlegt iſt, ſondern auch der Lehrſatz von der Einheit Gottes bey den Hebräern nicht auf eigener Ideen-Entwickelung, im Gegentheil einzig auf dem Glauben an ihren Geſetzgeber Moſes beruhte; ſo findet jener Beweisgrund hier in keiner Rückſicht ſtatt.

Jene Gedichte allein alſo können als Beweiſe

einer gewiſſen Ausbildung der Sprache und des Schöngefühls der Hebräer gelten.

Faſſen wir aber dieſe unſtreitigen Denkmäler israelitiſchen Genies näher ins Auge; ſo erblicken wir darin nichts weiter, als den wilden Schwung und den leidenſchaftlichen Enthuſiasmus roh-ſinnlicher Geiſter, eine nur weniger und einfacher Nüanzen fähige Empfindung, und eine durch philoſophirende Vernunft noch gar nicht geläuterte Moral. Mögen wir eine Davidiſche oder Aſſaphſche Hymne einer Pindariſchen Ode nach ſehr richtigen Grundſätzen der Aeſthetik zur Seite ſtellen! Mögen wir zu den Prophetismen eines Jeſaias oder eines Habakuk, ſelbſt in der griechiſchen Litteratur, wenige oder gar keine Gegenſtücke finden! Der Charakter beſonderer Intellectualität, und noch weniger einer philoſophirenden Vernunft, geht daraus nicht hervor.

Selbſt in den ohne Zweifel feinſten Stücken der hebräiſchen Urkunden-Sammlung, in den ſo genannten Salomoniſchen Lehrſchriften, ſucht man logiſche und folgerechte Ideen-Zuſammenreihung vergebens.

Aber die Unvollkommenheit der hebräiſchen Geſchichtſchreibung würde allein ſchon den geringen Grad der Intellectualität der Nazion und der Ausbildung ihrer Sprache beweiſen: keine Maxime, keine Reflexion, keine Charakteriſtik: es iſt Erzählung aus Kindes-Munde.

Schätzbare Bruchſtücke beginnender höherer Cultur ſind ſie immer — dieſe Denkmäler der redenden Künſte,

derer von der geiſtigſten Gattung alſo. Einige ähnliche Bruchſtücke aus der Periode der frühern Griechen-Cultur, z. B. die ſo genannten Pythagoriſchen Verſe, die Diſtichen eines Phocylides, ſind um nichts vollkommener.

Warum aber, — bey ſo ſchönen und vielverſprechender Anfängen der höhern Geiſtesbildung, — kein Fortſchritt unter den Anwohnern des Jordans?

Durch Religion und Sitte ward die Nazion von aller Vermiſchung mit fremden abgeſchloſſen, und dadurch für immer auf einen engen Ideen-Kreis beſchränkt. Die Klaſſe der Prieſter war in dem Allein-Beſitz der Gelehrſamkeit, und die ſo benamten Propheten-Schulen ſcheinen mehr religieuſe Zwecke als Volksbildung beabſichtet zu haben. Die Mühſamkeit des Ackerbaues endlich, welchen das Klima dem Volk zu ſeinem eigenthümlichen Tagewerk anwies, ſcheint ſeinen Geiſt jedem höhern Bedürfniß verſchloſſen zu haben: zu geſchweigen, daß ein ächter Iſraelite in ſeiner ganzen Seele kein höheres Ideal, als das eines Propheten Jehovah's, fand, gegen welches ihm alſo jedes andre Ideal der Kunſt oder Wiſſenſchaft hinſchwinden mußte.

Eine Reihe von Königen, mit Salomo's erweitertem und aufgeklärtem Geiſt, fried- und prachtliebend, wie er, würden die Cultur der Nazion in kurzer Zeit anſehnlich emporgehoben haben. Aber die bald erfolgende unglückliche Spaltung zwiſchen Juda und Iſrael, und die zerrütteten und zerrüttenden Regierungen der meiſten unter den Beherrſchern dieſer beyden Königreiche,

reiche, führten allmählich den unvermeidlichen Verfall nicht nur der Geiſtesbildung, ſondern auch der Selbſtändigkeit der Nazion herbey. Nur noch einmal zeigte ſie ſich politiſch-groß und aufſtrebend, nämlich unter den Maccabäern. Griechiſche und römiſche Oberherrſchaft, welcher ſie in der Folge unterworfen ward, betrachtete ſie immer als ein Joch, und verachtete, in den Nazional-Stolz ihrer Religion, ihres von Gott ſelbſt auserwählten Volksſtammes und ihres Alterthums gehüllt, ihre aufgeklärten und verfeinerten Befreyer, mit deren Künſten und Wiſſenſchaften ſie ſich bereichern ſollte. Die prophetiſche Sage von der nahen Erſcheinung eines von Gott ſelbſt geſandten Erretters und Volksbefreyers diente jenen vorgefaßten Meinungen nur zu einer deſto feſtern Stütze. Einzelne Große im Volk, oder auch ausgezeichnete Geiſter, welche es wagten, griechiſche und römiſche Sitte nachzuahmen, oder ſich den Künſten und Wiſſenſchaften dieſer Nazionen zu widmen, wurden für Auswürflinge, für Abtrünnige Gottes und der Nazion erklärt. Die nach der Zerſtörung Jeruſalems erfolgende Zerſtreuung des jüdiſchen Volks erſchwerte ihm, bey ſeiner unüberwindlichen Anhänglichkeit an Religion und Sitte der Väter, jede Art von Cultur: Verachtung anderer Völker, und geiſtverengender Druck der Bedürfniſſe laſteten auf ihm faſt in allen Gegenden und unter allen Himmelsſtrichen, wohin es ſich flüchtete, laſten auf ihm bis auf den heutigen Tag.

Unterdeſſen haben die rabbiniſchen Schriftſteller dieſer Nazion durch grübelnden Scharfſinn in

metaphyſiſchen und religiöſen Gegenſtänden, ſo wie durch eine Menge ſchön= und nachdrücklich=geſagter praktiſcher Weisheitsſprüche, das Aufkommen ſolcher Geiſter, wie die Mendelſohne, die Herze, die Maimon's, die Bendavids, mehr als geweiſſagt.

§. 5.

Hetrurier.

„Hetrusker (Tyrrhenier) in Ober= und Mittel=Italien, bildeten, etwa um Salomo's oder Homer's Zeiten, ein Staaten=Syſtem von zwölf Völkern, deren jedes ſeinen eignen Fürſten hatte, und durch einen General=Congreß ihre gemeinſchaftlichen Angelegenheiten beſorgten. Sie ſind das älteſte cultivirte Volk in Europa. Aber wie ſie es geworden ſind, weiß Niemand: ſie hatten Schrift und Seehandel: ſie wurden Lehrer der Römer in der Bau= und Kriegskunſt, und in der Religion; ſie verfertigten die beſonders in unſern Zeiten wieder berühmt gewordenen hetruriſchen Vaſen, die ſchon zu Cäſars Zeiten als Antiquitäten aus Gräbern ausgegraben wurden. Die Gallier nahmen ihnen in der Folge Ober=Italien, und die Römer unterjochten die Nazion gleichſam ſtückweiſe."

Dieſe wenigen und kräftigen Pinſelzüge eines Schlözers über eine Nazion, welche leider von den alten Schriftſtellern zu wenig beobachtet worden, und deren Geſchichte daher für uns ein unerhellbares Dunkel iſt, verkündigen ein Volk, welches der Verfeinerung ſehr nahe war.

Daſſelbe ſpricht Winkelmanns Charakteriſtik von dem herrſchenden Kunſtſtyl der Hetrurier, ein Styl, welcher, anfangs dem ägyptiſchen und dem älteſten Styl der Griechen ähnlich, ſich allmählich die beſſere Art des letztern anzubilden ſchien; aber ungefähr auf dem Punkt ſtehen blieb, wo dieſer ſich bis zum Ideal-Schönen erhob.

Wodurch ward dieſe Nazion verhindert, zu einer höheren Stufe aufzuſteigen?

Anhänglichkeit an alte Form und Nazional-Herkommen hielt ſie auf der einmal erklommenen: ſie haßte Neuerung im Kunſtſtyl, wie in Sachen der Religion und Verfaſſung; und wachte über der unverletzten Beybehaltung des Alten in der Kunſt mit derſelben Eiferſucht, mit welcher ſie über die Freyheit ihrer Königswahl wachte.

Ernſt, melancholiſch, ſchwärmeriſch-religiös durch ihren angebornen Charakter; (die letzte Eigenthümlichkeit zog ihr von römiſchen Schriftſtellern den Namen der Mutter und Gebärerin des Aberglaubens zu), war ſie mehr des rohen Myſtyzismus, als des freyen Geiſtesſchwunges fähig, welchen die philoſophirende Vernunft erfodert: wie ſie dann auch überhaupt mehr Künſtler als Denker geweſen zu ſeyn ſcheint.

§. 6.

Hindoſtaner.

Einer der älteſten und früh-cultivirteſten Volksſtämme der Erde! Schon vor der Periode des Cyrus gingen, wie der griechiſche Geſchichtſchreiber Xenophon

erzählt, Chaldäer gewöhnlich nach Indien, und dienten einem dortigen mächtigen Könige für Sold. Alexander traf hier, nach den Berichten der Geſchichtſchreiber ſeiner Feldzüge, ein Land voller Städte, Städte voller Induſtrie, und zahlreiche Kriegsheere an. Piramiden, Tempel, Kapellen, koloſſaliſche Statüen, ungeheure Mauern, und Ruinen von andern erſtaunenswürdigen, der Menſchenhand kaum möglich ſcheinenden, Gebäuden bedecken das weitgeſtreckte, gottgeſegnete Land in den öſtlichen und weſtlichen Provinzen; beſonders aber an der weſtlichen Küſte, wo die Einwohner Hindoſtans höchſt wahrſcheinlich die Gemeinſchaft mit den weſtlichen Aſiatiſchen Völkern, und, wie man faſt ſchließen möchte, vorzüglich auch mit den Aegyptern, am frühſten gepflegt und am längſten unterhalten haben.

Braminen = Weisheit war ſchon im Alterthum berühmt: aber ſeit den neuen Engliſchen Eroberungen in Hindoſtan hat man uns mit Hindoſtaniſchen Denkmälern alter Geſchichte und Volksſagen, mit Proben der Sprache, Geſetzgebung, Philoſophie und Dichtkunſt dieſer Nazion bekannt gemacht (man vergleiche die mit Recht berühmten Asiatical Recherches), welche die Hindoſtaner in den Jahrbüchern der Culturgeſchichte des Menſchen = Geſchlechts zu würdigen Neben = Buhlern der Nazion der Homere und Platonen zu erheben ſcheinen. Und wer weiß, welche noch ſchätzbarere Denkmäler Hindoſtaniſcher intellectueller und äſthetiſcher Cultur ein ſorgfältigeres Studium der berühmten Sanſcrit = Sprache und innigere Vertrautheit mit dem noch immer ſo wenig durchforſch=

ten Lande und ſeinen Bewohnern, uns in der Zukunft zur Bewunderung aufſtellen?

Warum aber wurden die Nebenbuhler der Griechen nicht auch die Nachfolger der Griechen?

Höhere Geiſtesbildung war auch hier nur auf religiöſe Kaſten eingeſchränkt, und erhob ſich deswegen auch nie über metaphyſiſch = religiöſe Grübeleyen und Schwärmereyen, prägte ſich nie bis zum Charakter der philoſophirenden Vernunft aus. Die abentheuerlichen Lehrmeinungen der Hindoſtaniſchen Mönche erhielten das Volk in dem dumpfeſten Aberglauben, und verhinderten das Aufkommen praktiſcher Lebensphiloſophie: ſo wie ſie überhaupt den Geiſt des Denkens in der Nazion erſtickten.

Die Kunſt der Hindoſtaner ſcheint vorzüglich der Religion gewidmet geweſen zu ſeyn, deren meiſtentheils groteske und abentheuerliche Symbolen ſie nachbildete, und ſich dadurch der höheren Ideale des Schönen unempfänglich machte.

Despotismus endlich und unaufhörliche Kriege erdrückten jedes Aufſtreben eines Mittelſtandes der Nazion, in deſſen Händen intellectuelle und äſthetiſche Cultur ſo einzig gedeiht. Herren und Sclaven, Reiche und Arme blieben, bis auf unſre Tage ununterbrochen, die zwey Rangliſten der Nazion.

§. 7.

Die Chineſen.

Einen hohen Grad der Cultur haben die Chineſen in den techniſchen Künſten (ſo weit ſie ohne mathema=

tiſche, phyſiſche und chemiſche Kenntniſſe getrieben werden können), im Ackerbau, in der Polizeygeſetzgebung, erreicht. Die erſten Anfänge zweyer Erfindungen, welche in Neu-Europa die einflußreichſten Umſchaffungen der Dinge hervorgebracht, der Buchdruckerkunſt, und der Kunſt, Pulver zu machen, gewahrt man bey ihnen lange vorher, ehe ſie in Europa bekannt wurden. Sie mahlen auf Porzellan. Sie haben, wenn gleich keine Geſchicht-, wenigſtens verdienſtvolle Chronik-Schreiber: ſie beſitzen eine Menge ausgeſuchter Weisheitsſprüche aus dem Munde praktiſcher Denker: ſie verehren einen, wie es ſcheint, ſehr aufgeklärten Denker, Confuzius, als ihren Volksphiloſophen: ſie verfaſſen Romane und Gedichte (ich ſelbſt beſitze deren einige): ſie führen Luſt- und Trauerſpiele auf (deren einige mir wenigſtens nach dem Inhalt ihrer Akten und Scenen vorliegen).

Welches ſind die Urſachen, daß dieſes Volk auf einer ſo glücklich-erſtrebten Culturſtufe, nunmehr ſchon ſeit mehrern Jahrhunderten, unbeweglich, unverrückt, ſtehen geblieben?

Durch die Unvollkommenheit und Schwierigkeit der Schreib- und Leſe-Kunſt der Nazion bleibt die höhere Geiſtesbildung das Eigenthum Einer auserwählten Klaſſe derſelben. Nazionalſtolz und fremde Völkerſcheu flößt ihnen Verachtung gegen alles ein, was nicht einheimiſch iſt: die ſtrengſten Polizeygeſetze der Regierung in Hinſicht auf die Fremden verſtärken dieſelbe. Ueberhaupt aber betrachtet ſich

die Regierung nicht anders, als eine Wächterin über die ununterbrochene Gleichförmigkeit eines ſeit vielen Jahrhunderten zuſammengeſetzten und eingeübten Mechanismus, bey deſſen kleinſter Verrückung ſie den Untergang ihrer ſelbſt und des Landes zu befürchten ſcheint. Welcher Aufſchwung freyer und kühner Geiſter in der Nazion wäre, bey dieſer furchtbaren Sclavenhut vom Thron herab, möglich?

Nächſtdem iſt auch der herrſchende Kaufmanns- und Handwerksgeiſt der Nazion jeder Verſtandesbeſchäftigung, bey welcher Gewinn und Vortheil in weiter Ferne liegen, gar ungünſtig.

Für ſchöne Kunſt ſcheint dem Chineſen der Sinn überhaupt zu fehlen: obgleich ein nicht unholdes Klima, und eine mannigfaltige, nicht ſelten bis zur Ueppigkeit in jeder Gattung ihrer Prachtgeſtalten reiche Natur ihn mit dieſem Sinn beglücken, ihn wecken und beleben zu wollen ſcheint. Aber jene Beſchränkungen der intellectuellen Fortbildung des Chineſen wirken höchſt-nachtheilig auch auf die äſthetiſche ein. Nur das Gewohnte, Herkömmliche, Immergeſehene, und ſeit Jahrhunderten für Schön gehaltene, gefällt. Daher — nicht Lohn, nicht Aufmunterung, nicht Bewunderung für das Neue und Schönere in der Kunſt, welches irgend ein Genie unter den vielen geiſtreichen Millionen des Volks wagen würde. Die ängſtlich-verzerrten, zugeſpitzten Köpfe beyder Geſchlechter, und die entſtellten Füße des weiblichen können überdem dem Mahler und Bildhauer

keine ſchönen Ideale in die Seele prägen; ſo wie ſie den elenden Geſchmack der Nazion beweiſen.

Gewohnheit, den ganzen Körper durch Kleider tief zu verhüllen; Gewohnheit, das andre Geſchlecht eiferſüchtig einzukerkern, und fremden Augen zu entziehen, und, auf beydem beruhender, Abſcheu vor dem Nackten — ſind hier, wie im ganzen Orient, allgemein-wirkſame Hinderniſſe des Aufblühens der zeichnenden Künſte, und werden es, bey dieſen Sitten, immer ſeyn.

So lang' es einer Nazion an Ausbildung bis zur philoſophirenden Vernunſt fehlt; ſo lange wird ſie auch, in einigen der bewundernswürdigſten Gattungen der Dichtkunſt, z. B. im Drama, im Lehrgedicht, wenig mehr als Anfänge liefern. Noch unvollkommener werden die verſchiedenen Gattungen der proſaiſchen Rede-Darſtellung ſeyn.

§. 8.

Die Araber und Perſer.

Beydes — geiſt- und erfindungsreiche Nazionen, welches aus ihren genievollen dichteriſchen Denkmälern, aus ihren von neu-europäiſchen Schön-Schriftſtellern ſo häufig nachgeahmten orientaliſchen Erzählungen, aus den Ruinen großer Bauten, und aus ſo vielen techniſchen Erfindungen, in deren Beſitze ſie ſind, zur Gnüge erhellet.

Despotismus, ewiger Tyrannen-Wechſel, Kriege von innen und außen, und eine abergläubiſche, in die Verfaſſung tiefverwebte Religion ſind die wirkſamſten

Urſachen von dem Cultur=Stilleſtande dieſer beyden Völker, welche ich, ohne dieſe zufälligen Urſachen, unter allen Aſiaten für die einer vollendeten intellectuellen und äſthetiſchen Ausbildung empfänglichſten erkläre. Ihr ausgezeichneter freyer, froher Sinn, ihr tiefes und richtiges Gefühl, ihre von Hindoſtaniſchem Aberglauben und von Chineſiſcher Verſchrobenheit gleichweit entfernte Sitten, berechtigen den philoſophiſchen Forſcher der Culturgeſchichte zu dieſen großen Erwartungen.

Mein verehrter Freund Usko in Smyrna, welcher eine Reiſe durch Perſien gemacht, und ſich in Iſpahan mehrere Monate aufgehalten hat, ſchilderte mir die perſiſche Nazion als äußerſt witzreich und unterhaltend in ihren Geſprächen. In einem Iſpahaniſchen Gaſthofe fragte ihn ein gemeiner Perſer, nachdem derſelbe ihn als einen Europäer kennen gelernt: Sage mir, Freund, wenn es in deinem Lande einem Menſchen einfiele, zu behaupten, es ſey kein Gott, was würde man mit ihm machen? Man würd' ihn gehn laſſen, antwortete mein Freund. „Nun, ſagte der Perſer, das nenn' ich „mir ein Land, wo ein vernünftiger Mann zu leben der „Mühe werth achten könnte." Franzöſiſch=feine Rede=Wendungen und Komplimenten ſind in dem Munde des Perſers ſehr gewöhnlich. Aſtrologiſcher Aberglaube allein nur, in viel geringerem Maaß religiöſer, verdunkelt in etwas dieſe hellen Geiſter.

Die durch ihre Lebensweiſe an Sitten nur etwas rauheren Araber ſchilderte mir derſelbe edle Mann als eben ſo hell= und frey=denkend, nur mit noch mehr

Nazional-Stolz und religiöſem Fanatismus, welcher leztere aber von türkiſchem noch weit abſteht.

§. 9.

Die alten Iren und Hochſchotten.

Brittiſche und deutſche Kritik ſtanden überraſcht und ſtaunend da, als ihnen Macpherſon die Gedichte Oſſians, des Sohns Fingals, in ein neueuropäiſches Idiom gekleidet vorlegte: ſie trauten gleichſam ihren Augen nicht, ſolche Proben der Dichtkunſt aus ſolchen Gegenden zu leſen, Proben von der feinſten, lieblich-nüancirteſten, wie von der rührendſten und pathetiſchſten Gattung.

Aber der Leſer erinnere ſich an unſre Charakteriſtik von der Dichtkunſt der Wilden: und er wird Oſſianiſche Poeſien, von der Hand eines oder mehrerer ächt-dichteriſcher Genies bearbeitet, welche durch herrſchende Nazional-Achtung für ihre Kunſt aufgemuntert und begeiſtert wurden, ſelbſt unter rohen und ungebildeten Völkern nicht unmöglich finden. Ich ſagte: aufgemuntert und begeiſtert wurden. Denn unter den alten Iren und Hochländern waren der Held und der Dichter, jener, der große Thaten that, dieſer, der große Thaten durch Rede und Geſang verherrlichte, die beyden Ideale, deren Erreichung jeder edlere Geiſt nachſtrebte: durch Abſingung von Gedichten ſpornten ſie ſich zu der zu ſchlagenden Schlacht, heiterten ſich auf nach der geſchlagenen, veredelten ihre Gaſtmähler, klagten bey den Gräbern geliebter Todten. Welche Ehren, welche Aufmunterungen erwarteten den Dichter!

Was uns in den Gedichten des alten Barden am angenehmſten befremdet, iſt die beſonders=zarte Empfindſamkeit und Weichheit für ſchöne Natur, für edle Menſchen=That, und für das andre Geſchlecht.

Aber wenn wir gleich die erſten beyden Gattungen einer ſchönen Fühlbarkeit des Herzens in wenigen Stük=ken der Dichtkunſt anderer roher Völker in dieſem Maaß ausgedrückt finden; ſo entdecken wir doch das leiſe Wehen dieſer edlen Flamme ſelbſt ſchon in einigen Perſiſchen und Arabiſchen Gedichte=Sammlungen. Und wer kann dieſe ſelbſt in dem Salomoniſchen Idyll der Hebräiſchen Urkunden miskennen? Die größere Tiefe und mannigfaltigere Schattirung die=ſer Fühlbarkeit des Herzens in den Hochſchottiſchen Ge=dichten hat ihren Grund theils in der nordiſchen, mehrerer Nüanzen empfänglichen Mäßig=keit der Empfindungen, theils in der einge=zogenen, dem ſtillen Sinnen und Brüten und jeder Art von ſüßer Schwärmerey ſo einzig=holden Lebens=art der alten Barden, theils in der emſigen und genievollen Bearbeitung der Dichtkunſt.

Die beſondere Achtung und Zärtlichkeit gegen das andere Geſchlecht iſt ein eigenthüm=licher Zug des nordiſchen Heroismus, welcher mit Her=ablaſſung des ſchwächeren Geſchlechtes ſchont, ſo wie er unüberwindlich=tapfer die ſtolzen Starken mit dem Schwert in Staub ſtreckt: ein Heroismus und eine Herablaſſung, worin wir den künftigen Rittergeiſt auf=dämmern ſehen.

Die alten Jren hab' ich den ſchottiſchen Hochländern angeſchloſſen: weil bey den erſtern dieſelben Sitten, dieſelbe Liebe zur Dichtkunſt herrſchten, und weil der gelehrte Verfaſſer der philoſophiſchen Unterſuchungen über Nord-Schottland mir unwiderlegbar bewieſen zu haben ſcheint, daß die Hochſchotten nichts weiter, als Eingewanderte aus Jrland waren, woher ſie ihre Sitten und ihre Liebe zur Dichtkunſt, als patriotiſche Erbſtücke, mitnahmen.

Zur Erklärung des Stillſtandes ſo vieler, zum Theil vortrefflicher Nazionen auf dem Wege zur Cultur, ſetze ich noch folgende höchſt wichtige Bemerkung des ſcharfſinnigen Condorcet her:

„Unter allen den Völkerſchaften, die nicht große „politiſche Umwandelungen der Dinge erfahren, be„merken wir einen äußerſt geringen Grad von Cultur."

„Deſſenungeachtet fühlten die Menſchen auch hier „ſchon jenes Bedürfniß neuer Jdeen und „neuer Empfindungen, welches als die erſte Trieb„feder des immer-regen Menſchengeiſtes, als der „Schöpfer alles Kunſtfleißes und des Luxus, ſo wie „nicht weniger als der Vater aller Philoſophie, ange„ſehen werden kann."

„Allein faſt überall ſuchten die Menſchen, um die„ſem Bedürfniß zu entfliehen, mit einer Art von Wuth, „phyſiſche Mittel auf, wodurch ſie ſich Empfindungen „verſchafften, die ſich unaufhörlich erneuern könnten. „Von dieſer Art iſt die Gewöhnung zu gegohr„nen Getränken und feurigen Weinen, zu

„Opium, Tabak, Bethel. Es giebt wenige Na„zionen, bey welchen nicht die eine oder die andre dieſer „Gewohnheiten herrſchend wäre, aus welchen ſich ein „Vergnügen erzeugt, welches ganze Tage ausfüllt, „oder auch ſich mit jeder Stunde erneuert; welches der „ſonſt langweilenden Zeit, wenn nicht Flügel, wenig„ſtens Füße, wenigſtens Krücken giebt; welches dem „Bedürfniß, beſchäftigt oder wachend zu ſeyn, abhilſt, „und damit endet, den Geiſt abzuſtumpfen, und die „Dauer ſeiner Kindheit, ſeiner Gedankenloſigkeit und „Unthätigkeit zu verlängern."

„Nichts anders, als dieſelben Gewohnheiten, wel„che unwiſſenden oder zur Sclaverey verurtheilten Na„zionen ein ſo gewaltiges Hinderniß der Cultur waren, „ſetzen ſich noch jetzt der Verbreitung wahrer Humani„tät und Aufklärung am meiſten entgegen."

Achter Abſchnitt.

Charakter-Darſtellung der Epoche der Verfeinerung, und zwar zuvörderſt in Hinſicht auf die intellectuellen und äſthetiſchen Anlagen.

Wir haben in dem ſechsten Abſchnitt an Beyſpielen aus der Geſchichte die Möglichkeit und die Art des Ueberganges aus der Epoche der Vermenſchlichung in die der Verfeinerung, ſo wie im ſiebenten, gleichfalls aus Beyſpielen der Geſchichte, die außerordentliche Schwürigkeit dieſes Ueberganges, gezeigt.

Nunmehr wollen wir das, was dort in einzelnen Thatſachen dargeſtellt worden, zu allgemeinen Begriffen erheben: und auf dieſe Art zuvörderſt den Hauptcharakter der Verfeinerung entwickeln, welcher, wie der Leſer ſich erinnern wird, in der Ausprägung des eigenthümlichen Charakters der intellectuellen und äſthetiſchen Anlagen, und in der aus beyden hervorgehenden Vergeiſtigung der geſammten Sinnlichkeit beſteht: dann aber werden wir die verſchiedenen Modifikazionen, welche die Verfeinerung den phyſiſchen, techniſchen, moraliſchen (dieſen ganz vorzüglich), politiſchen und religiöſen Anlagen eindrückt, nach der Reihe erörtern, und zugleich die vielbezweifelte Grenze zwiſchen Verfeinerung und Ueberfeinerung feſtzuſtellen ſuchen.

§. 1.

Philoſophirende Vernunft und thätige Bearbeitung des ſchönen Kunſtſinns durch äſthetiſche Meiſterſtücke — bilden den Grundcharakter der Verfeinerung.

Unter philoſophirender Vernunft verſteh' ich die Ausbildung der Denkkraft von dem ſchlichten Menſchenverſtande, welcher ſich blos auf praktiſche Lebenszwecke beſchränkt, bis zu der unbedingten, durchaus rückſichtsloſen, von allen praktiſchen Lebenszwecken unabhängigen, durch die Geſetze des reinen Denkens allein beſtimmten, und durch ſie allein beſchränkten Anſicht der natürlichen, menſchlichen und göttlichen Dinge.

Der fleißige Feldanbauer in Arkadien, nach vollendeter Arbeit, gegen Sonnenuntergang unter dem Schat-

ten einer Eiche ausruhend, ſchaut nach dem ſinkenden Lichtball hin, und urtheilt, nach manchen ſchon ſonſt gemachten Beobachtungen, aus dem mannigfaltigen Farbenſpiel der Wolken um die Sonne herum, über trübe oder heitere Witterung, welche ihm morgen ſein Tagewerk erſchweren oder erleichtern wird.

Ein philoſophiſcher Anaxagoras in Athen, hingeſtreckt unter eine Pappel am Fluß Cephyſus, denkt, bey dem Anblick deſſelben Sonnenballs, über Größe und Entfernung deſſelben von der Erde, über Materie und Beſtandtheile des rings-lodernden Feuers nach.

Das Denken des Landmanns iſt ſchlichter Menſchenverſtand, auf praktiſche Lebenszwecke geheftet: das Denken des Anaxagoras iſt philoſophirende Vernunft, unabhängig von allen Zwecken dieſer Art, und einzig durch das reine Denkgeſetz des Aufſteigens von der Wirkung zur Urſache und durch das Ideen-Entwickelungsbedürfniß, beſtimmt.

Zwar kann der Landmann einſtweilen auch ſchon das Thema des Philoſophen zu denken anfangen: aber auch nur anfangen: ſeine Geſchäfte, ſeine Sorgen werden dieſe Anwandlungen einer ſpeculativen Forſchgier gar bald unterbrechen, und den zu freyer, rückſichtsloſer Betrachtung angeregten Geiſt den praktiſchen Lebenszwecken zurückgeben.

Dagegen wird der Philoſoph die einmal angeknüpfte Ideen-Reihe verfolgen; wird, wo möglich, gewiſſe Grundſätze der Geometrie und der Optik anwenden, um die Größe und Entfernung des Lichtkörpers zu beſtim-

men; wird die Stärke des Sonnenlichts mit der Schwäche des Mondſchimmers und des Sternengefunkels vergleichen; wird von ähnlichen phyſiſchen oder chemiſchen Phänomenen, ſo viel ihm etwa bekannt ſind, auf die eigentliche Beſchaffenheit des Sonnenkörpers Schlüſſe ziehen, u. ſ. f.

Man ſieht von ſelbſt, daß, bey der Anſichtsart des Philoſophen, alles praktiſche Intereſſe ausgeſchloſſen iſt; dagegen das Intereſſe des reinen Denkens und der Ideen-Entwickelung allein obwaltet.

Und dies iſt's, was wir philoſophirende Vernunft nennen.

Nur auf dem Wege unbedingter und rückſichtsloſer Ideen-Verknüpfung gelangte die Vernunft zu den erhabenen Wiſſenſchaften — Logik, Metaphyſik, Moral, und was wir überhaupt ſpeculative und praktiſche Philoſophie nennen: nur auf dieſem Wege lernte ſie ihre eignen Kräfte erforſchen, lernte ſie Recht und Pflicht und Würde des Menſchen beſtimmen: nur auf dieſem bildet ſich überhaupt alles, was wir philoſophiſchen Geiſt, Wiſſenſchaft, Theorie, Grundſatz, Conſequenz, und folgerechte Ideen-Zuſammenreihung in irgend einer Gattung des Denkgeſchäftes benamen.

Phyſiſches Bedürfniß und praktiſches Intereſſe können ſogar die erſten Fäden zu wiſſenſchaftlichen Ideen-Verknüpfungen weben: aber reines Denk-Intereſſe muß das angeſponnene Gewebe fortführen, die mannigfaltige Richtung der Fäden regeln, Länge und Breite derſelben beſtimmen, ihre labyrinthiſche Verflechtung ordnen,

ordnen, und dem Ganzen Haltung, Ründung, Vollendung geben.

Mich dünkt, ich werde nun nichts weiter hinzuſetzen dürfen, um dem Leſer meinen Begriff von philoſophirender oder wiſſenſchaftlicher Vernunft, von Ausprägung des eigenthümlichen Charakters der intellectuellen Anlagen, von Selbſtändigkeit und Unabhängigkeit der Denkkraft, begreiflich zu machen. Denn alle dieſe ſo verſchieden-klingende Ausdrücke ſind gleichbedeutend. Philoſophirende Vernunft als unbedingtes und durchaus rückſichtsloſes Denken begründet und bildet allein nur Wiſſenſchaft: durch ſie entwickelt ſich und in ihr ſpricht ſich aus der eigenthümliche Charakter der intellectuellen Anlagen: und menſchliche Denkkraft iſt nicht eher ſelbſtändig und unabhängig, als bis die Vernunft ihren, nur durch ſich ſelbſt und durch die reinen Denkgeſetze beſtimmten, Weg wandelt.

Wir gehen weiter fort zu dem zweyten Grundcharakter der Verfeinerung, — thätige Bearbeitung des ſchönen Kunſtſinnes durch äſthetiſche Meiſterwerke.

Denken und Empfinden hängt in unſerm Gemüth durch ein unzertrennliches Band zuſammen: ein höherer Grad von Verfeinerung in der erſtern Anlage unſerer Natur bringt auch einen höhern Grad der Feinheit, der Tiefe und der Vielſeitigkeit in dieſer hervor. Denn alle unſre Empfindungen beruhen auf dunkeln Vorſtellungen; daher wir auch die geiſtigern derſelben, z. B. unſre

Kunſtgefühle, und nicht weniger die moraliſchen, meiſtentheils auf deutliche Begriffe zurückführen können. Sind doch, nach Kants ſehr richtiger Theorie, alle unſre Geſchmacksurtheile (die wir jenen dunkeln Gefühlen gemäß ausſprechen) Verſtandesurtheile, wenn ſie gleich nicht mit mathematiſcher Allgemeinheit gelten.

Wegen dieſes unzerreißlichen Bandes zwiſchen Denken und Empfinden iſt es daher ſehr natürlich, daß da, wo der Geiſt ſich von drückenden Bedürfnißſorgen frey und losgebunden genug fühlt, um ſich der Unterſuchung des Wahren rückſichtslos und ohne alles praktiſche Intereſſe zu widmen, auch die Darſtellung des Schönen ihn mächtig anziehn, und, wenn er ſich Talente dazu fühlt, ſeine Kräfte dafür in Bewegung ſetzen wird. Denn Denker und Schön-Empfinder von Genie und Talent wandeln in jeder größeren, von der Natur nicht ganz hintangeſetzten Menſchenmaſſe, traulich zuſammen, und arbeiten, ſehr verträglich, an ihrer gegenſeitigen Bildung. Der Fein-Denker theilt dem Schön-Empfinder ſeine theoretiſchen Grundſätze, der Schön-Empfinder dem Fein-Denker ſeine praktiſchen Beobachtungen und idealiſchen Phantaſien mit: jener, durch ſein intellectuelles Geiſteswerk, lehrt dieſen richtig denken; dieſer, durch ſein Kunſtwerk, jenen ſchön empfinden. Beyde gewinnen, durch dieſe gegenſeitige Mittheilung, in der Cultur ihrer Gattung.

Aber auch der gebildetere Theil der Nazion, der weder Denker noch Künſtler iſt, wird durch den feineren Genußſinn (eine natürliche Folge ſeiner hö-

heren Bildung) zur Nachfrage nach äſthetiſchen Meiſterwerken der redenden oder der zeichnenden Künſte hingeleitet: man ſtelle dieſe Meiſterſtücke vor ihm auf, und ſein natürlich-richtiges Gefühl wird ihrem Werth Beyfall, Bewunderung und Belohnung zollen.

Daher ſcheint es mir, daß es kein bis zur philoſophirenden Vernunft heraufgebildetes Volk geben kann, welches nicht zugleich ſchöne Kunſt liebt und anbaut: indem die Anlagen zu beyden jedem unverſchrobenen Menſchen zu natürlich ſind, und eine, auch ſelbſt nur durch reineres Denken vergeiſtigte Sinnlichkeit, zu ihrer Befriedigung, geiſtiger Genüſſe nicht entbehren kann.

Da überdem Verfeinerung eine höhere Ausſchaffung des ganzen Menſchen-Charakters, mithin ſeiner Sinnlichkeit nicht weniger, als ſeiner Vernunft, iſt; ſo muß auch ſchöne Kunſt ſich mit der Philoſophie verbinden, damit jene, ſo wie dieſe, den entſprechenden Grad der Bildung erreiche. Denn geſetzt: ein Volk begänne ſeine höhere Cultur nicht von der Philoſophie, ſondern von der ſchönen Kunſt; ſo würde es durch die ſchöne Kunſt ſelbſt allmählich zur Philoſophie fortgebildet werden. Tieferes Studium der Kunſt leitet zur Theorie und zur Philoſophie über die Kunſt: nicht zu erwähnen, daß die ſchöne Kunſt, durch ihre lebendige Darſtellung ſchöner Formen und großer Ideale, eine Menge von pſychologiſchen und moraliſchen Vorſtellungen, welche, ohne ſie, im Dunkel des Gemüths

ſchlummern; an Tages Licht hervorruft, und zum klaren Bewußtſeyn entwickelt.

Wenn aber gleich ächtes Kunſt-Studium, auf dieſem Wege, Bildungsmittel zur Philoſophie werden kann; ſo iſt doch nichts gewiſſer, als daß ſchöner Kunſtgeiſt ſchon eine Maſſe philoſophiſcher Kenntniſſe vorausſetzt, und ohne dieſe überhaupt nicht denkbar iſt.

§. 2.

Vergeiſtigte Sinnlichkeit — eine natürliche Wirkung der philoſophirenden Vernunft, und des thätig-bearbeiteten ſchönen Kunſtſinns.

Da das ganze Menſchenweſen ein vielverſchlungener Organismus iſt, wo alle ſpielende Triebfedern des Lebens ineinander wirken, die gröbern in die feinern, die feinern in die gröbern, die geiſtigen in die ſinnlichen; ſo muß auch eine ausgebildetere Vernunft allein ſchon vortheilhaft auf die Sinnlichkeit zurückwirken, ihren Ungeſtüm mäßigen, ihre Rohheit bändigen, ſie zur Fügung in das Gleis der Geſetzmäßigkeit biegſamer und geſchmeidiger machen. Aber auch alle Bedürfniſſe der Sinnlichkeit müſſen den Charakter des Feinern, Geiſtigern, Veredelten annehmen: alles Regel- und Geſetzloſe, alles Rohe und Unanſtändige in der Befriedigung ihrer Bedürfniſſe wird lebendiger empfunden, und einer ſchärfern Prüfung unterworfen: die geſammte ſinnliche Begehrlichkeit und Reizbarkeit des Menſchen erhält eine feinere und vielſeitigere Empfänglichkeit, welche ſich insbeſondere durch den Anblick und Genuß der neu-

aufgeſtellten Meiſterwerke der ſchönen Kunſt nährt und ausbildet.

Denn dieſe letztern, die ſchönen Künſte, arbeiten auf Vergeiſtigung und Veredlung der Sinnlichkeit unmittelbar hin, was der Vernunft nur mittelbar, und wie durch einen Seiten-Weg, gelingt.

Alles, was wir in der Folge von dem Charakter der phyſiſchen, techniſchen und moraliſchen Anlagen, in der Epoche der Verfeinerung ſagen werden, ſind eben ſo viele Kraftäußerungen der vergeiſtigten Sinnlichkeit.

§. 3.

In welchen Gattungen von Kenntniſſen muß ſich die philoſophirende Vernunft vorzüglich üben?

Wenn menſchliche Vervollkommnung ein Unendliches iſt; ſo iſt ſie's insbeſondre durch Vernunft und deren unendlich-mannigfaltige Ideen-Verknüpfungen, neu-entdeckte Eigenſchaften und Verhältniſſe der Dinge, und neu-entdeckte Anwendungen derſelben.

Seit Pythagoras und Plato haben die Denker bis auf unſre Tage geforſcht; ſeit Newton, mit welchem Neu-Europens wiſſenſchaftliche Periode eigentlich begann, iſt, in dem einzigen achtzehnten Jahrhundert, in den Vernunft- wie in den Erfahrungs-Wiſſenſchaften tiefer geforſcht, und mehr beobachtet, entdeckt, erfunden worden, als in allen vorhergegangenen Jahrtauſenden: und das Ziel liegt noch immer in unabſehbarer Ferne vor uns. Es ergeht der philoſophirenden Vernunft wie einem Alpen-Wandler, der nach jedem erſtiegenen Berge neue Berge vor ſich ſieht, und dadurch

nur deſto mehr zu raſtloſem Fortklimmen angeſpornt wird.

Hier entſteht alſo die Frage: Welche Fortſchritte der philoſophirenden Vernunft und die Bearbeitung welcher Gattung von Kenntniſſen insbeſondre — werden zu der Verfeinerung erfodert?

Sobald die Vernunft, wie wir's in der Epoche der Verfeinerung vorausſezen, bis zum freyen, rückſichtsloſen Selbſt-Gebrauch emporgeſtrebt iſt; ſo wirft ſie, gleich einem Menſchen, dem ſo eben von geſchickter Arztes-Hand der Staar geſtochen worden, einen frohen, unbefangenen Blick in die weite Schöpfung umher: und nichts geringeres, als Himmel und Erde, der Menſch und die Dinge, Körper und Geiſt, oder, wie Pindar ſich ausdrückt, τα τ' ενερθεν τα τ' υπερθεν *), wird Ziel und Gegenſtand ihrer freyen Betrachtung, ihres Forſchens und Prüfens.

In den verſchiedenen Geiſtern, welche ſich, in dieſer Epoche, dem Anbau der Vernunft widmen, entwickeln ſich die Keime der verſchiedenartigſten Wiſſenſchaften, oder, wenn wir, um uns beſtimmter auszudrücken, die beyden Haupt-Stämme derſelben nennen wollen, der Vernunft- und der Erfahrungs-Wiſſenſchaften, in kurzer Zeit, und wie auf einmal. Denn dem denkenden Geiſt liegt das Feld ſeiner Bearbeitung, liegen die natürlichen Dinge und er ſich ſelbſt, zu nahe, als daß er die verſchiedenen Abtheilungen dieſes

---

*) Alles, was oben und was unten iſt.

Gefildes nicht gar bald in's Auge faſſen ſollte. Und entwickelt er dann nicht, nach dem, was wir von der Periode der Vermenſchlichung gezeigt, ſelbſt ſchon in dieſer, das heißt alſo, ſelbſt noch bey einem blos auf praktiſche Bedürfnißzwecke beſchränkten Vernunft-Gebrauch, die rohen Anfänge faſt jeder Gattung menſchlicher Kenntniſſe?

So finden wir z. B. Bruchſtücke von Phyſik, Naturgeſchichte, Aſtronomie; und eben ſo von Mathematik, Pſychologie, Logik, Metaphyſik, und beſonders von Theologie, bey den alleräłteſten Philoſophen Griechenlands, lange vor der eigentlichen Epoche der Verfeinerung: Bruchſtücke, welche unter den Händen eines Plato, eines Ariſtoteles, eines Euklides, mehr oder weniger in wiſſenſchaftliche Form gegoſſen wurden.

Da aber unter den beyden Hauptſtämmen menſchlicher Erkenntniß die Erfahrungswiſſenſchaften, vorzüglich derjenige Theil, welcher die Erforſchung der natürlichen Dinge (mit Ausſchluß des Menſchen und ſeiner moraliſchen Verhältniſſe) betrifft, den gränzenloſeſten Abſchnitt des geſammten Erkenntnißgefildes ausmachen, und zur Bearbeitung und Anpflanzung dieſer ungeheuren Provinz in dem Lande der Wiſſenſchaft eine endloſe Reihe von Beobachtungen und Verſuchen, von Entdeckungen und Erfindungen erfodert wird, deren ein nicht kleiner Theil auf ſehr zufällig-zuſammengereihten Erfahrungen beruht; ſo iſt in Hinſicht der Erfahrungswiſſenſchaften ſchlechterdings jede Grenz-Beſtimmung unmöglich; unmöglich alſo, den Grad anzugeben, welchen die phi-

loſophirende Vernunft in dieſer Kenntnißgattung erreicht haben müſſe, um die Verfeinerung einer Nazion zu bewirken.

Dagegen hängt auch die Verfeinerung einer Nazion keinesweges davon ab, ob ihre Mathematiker blos bis zur Entdeckung des Archimediſchen Lehrſatzes vom Verhältniß der Kugel zum Cylinder, oder ſchon bis zu dem Indifferenzial-Calcul vorgedrungen ſind? ob ihre Phyſiker die Sonne für einen durch und durch lodernden Flammen-Ball, oder für eine bewohnbare Welt mit einer elektriſchen Atmoſphäre halten? ob ihre Linneen das Geheimniß der Pflanzen-Begattung ſchon entdeckt, und die unendliche Mannigfaltigkeit der Natur-Produkte nach beſtimmten Klaſſen geordnet, oder nicht?

Es iſt genug, daß die philoſophirende Vernunft ſich in den Erfahrungswiſſenſchaften freye Anſicht und Ausſicht eröffnet, und philoſophiſcher Geiſt alſo auch in dieſe Gegenſtände übertragen wird. Uebrigens können die Fortſchritte der Vernunft in den Kenntniſſen dieſer Art ſehr beſchränkt, und mit einer beträchtlichen Summe von Irrthümern, ſelbſt groben Irrthümern verſetzt ſeyn: welches bey den Griechen, in der Periode der Pythagoren, der Platone, und Ariſtotele, in der blühendſten Periode Helleniſcher Wiſſenſchaft alſo, offenbar der Fall war. Denn welche armſelige Sammlung von Hypotheſen, von irrigen, zum Theil abentheuerlichen Meinungen und Anſichten iſt griechiſche Phyſik, Naturgeſchichte, Aſtronomie u. ſ. w. gegen neu-europäiſche gehalten?

Inniger, als zwiſchen den genannten Erfahrungswiſſenſchaften und der Verfeinerung einer Nazion, iſt der Zuſammenhang zwiſchen den Vernunft-Wiſſenſchaften und der Verfeinerung.

Denn bey der Bearbeitung der Vernunft-Wiſſenſchaften bearbeitet die philoſophirende Vernunft ſich ſelbſt unmittelbar, wetzt und ſchärft die Denkkraft durch den emſigen Gebrauch in den feinſten und tiefſten aller Unterſuchungen, lernt die Geſetze ihrer Wirkungsart kennen und vorzeichnen, übt ſich insbeſondre auch zur Beſchauung des Innern unſeres Gemüths (welche, wie wir gleich darthun werden, zur praktiſchen Philoſophie unentbehrlich iſt), prägt dadurch ihre eigenthümliche Form immer tiefer und vielſeitiger aus; und bildet ſich, auf dieſem Wege, zu einem immer feinern, ausgeſchliffneren, vielſeitig-brauchbareren Werkzeuge der Bearbeitung des geſammten Feldes menſchlicher Erkenntniß und Wiſſenſchaft.

Zu dieſen Vernunft-Wiſſenſchaften rechnen wir insbeſondre Logik (von den Griechen Dialektik genannt), Metaphyſik und Mathematik. Jene, die Logik, und, was von je her als ein weſentlicher Theil dieſer Wiſſenſchaft angeſehen ward, die Syllogiſtik, bildet gleichſam den Canon der Vernunft, ihrer Denkgeſetze und der Anwendung derſelben. Dieſe, die Mathematik, ſelbſt die unendliche Fruchtbarkeit ihrer Lehrſätze im Gebrauch zu praktiſchen Bedürfnißzwecken abgerechnet, ſchärft und feilt den

Geiſt auf eine ungemeine Weiſe durch die ſtrenge, ſchlußgerechte Denkform und Methode, deren ſie ſich zur Entdeckung ihrer wichtigen Theoreme, und zur Darſtellung ihrer Gründlichkeit (in den Demonſtrazionen) bedient. Die Metaphyſik ſchwingt ſich bis zu den oberſten Sproſſen der Leiter der Dinge, bis zu den Ur=Elementen der Körper= und der Geiſter=Welt auf, prüft und würdiget Gehalt und Umfang aller menſchlichen Erkenntniß, unterſucht ihre roheſten Anfangs= und ihre erweitertſten End=Punkte, und wagt es ſogar, an dieſe letztere eine ganz neue Welt, die Welt des Ueberſinnlichen, anzuknüpfen.

Durch die Bearbeitung der Logik, Mathematik und Metaphyſik gewinnt alſo die Vernunft zuvörderſt an eigener Schärfung der Denkkraft, an Selbſtbeſchauung, und an glücklicher Vorübung zu jeder Art von Kenntniſſen. Durch dieſe Art der Ausbildung ſelbſt aber ſtärkt ſie ſich immer mehr in dem feinſten und ſchwürigſten Theil des geſammten Denkgeſchäftes, in der Abſtraction und Reflexion, von welchen wir ſchon in dem erſten Bande unſres Werks behaupteten, daß ſich in ihnen der eigenthümlichſte Vernunft=Charakter ausſpricht, und daß beyde offenbar gleichſam den Geiſt unſeres Geiſtes ausdrücken.

Nächſtdem aber bereichert ſich die Sprache, dieſer unentbehrliche Meißel unſeres Geiſtes zur vollendeten Ausſchaffung aller ſeiner Bildungen, mit einer Maſſe von Wörtern und Wendungen, welche

die feinſten Beziehungen der Dinge bezeichnen, und die reinſten, geiſtigſten Anſchauungen der Denkkraft mahlen. Denn dies iſt's, was der Philoſoph, und bald nach ihm auch der Dichter, durch einen Vorrath abſtracter Wörter und Wendungen in der Sprache leiſten. Die Sprache eines rohen und die Sprache eines verfeinerten Volks unterſcheiden ſich daher vorzüglich auch dadurch, daß jene an abſtracten Wörtern zur Bezeichnung allgemeiner, abgezogener Begriffe und pſychologiſcher Anſchauungen eben ſo arm, als dieſe reich iſt.

Wenn die poetiſchen Verſuche manches ungebildeten Volks oft bis zum Erſtaunen glücklich, die proſaiſchen dagegen, im eigentlichen Wortſinn, kindiſch ſind; wenn z. B. die dichteriſchen Ueberbleibſel in der hebräiſchen Urkunde, hohen Geiſtesſchwung und ſtarkes Gefühl verkündigen: dagegen die Geſchichtbücher derſelben Urkunde faſt durchgängig das Gepräge einer kaum angekeimten Denkkraft tragen; ſo iſt die Urſache von dem letztern Phänomen in dem Mangel der Sprache an abſtracten Wörtern zur Bezeichnung abgezogener Begriffe, zur Darſtellung pſychologiſcher Charakter-Entwickelung, zum Ausdruck allgemeiner Betrachtungen und Grundſätze, (reflexions, maximes, ſentimens), zu ſuchen.

Dieſe Art des Sprachmangels ſelbſt aber iſt die natürliche Wirkung der rohen und unausgebildeten Denkkraft des Volks, welches keinen Trieb und keine Veranlaſſung in ſich findet, Worte zu bilden für Vorſtellungen, die es nicht hat.

Offenbar alſo ſind Meiſterſtücke des verfeinerten

Denkgeiſtes, Meiſterſtücke der ſchönen Proſe in Reden, Geſchichtbeſchreibungen, philoſophiſchen Schlußverkettungen, Dialogen, ſind wiſſenſchaftliche Theorien, und jede Art von pſychologiſch-tiefer Ideen-Entwickelung, ohne vorzüglichen Anbau der Logik, Mathematik und Metaphyſik, ſchlechterdings nicht möglich: ſo wie auch ſelbſt die mit feinem philoſophiſchen und pſychologiſchen Denkgeiſt durchwebten Gattungen der Dichtkunſt, z. B. das Lehrgedicht, ein Drama in Sophokleiſcher oder Euripideiſcher Manier, ein Epigramm in der griechiſchen Anthologien-Manier, ohne Schärfung des Denkgeiſtes und ohne einen beträchtlichen Vorrath der Sprache von Abſtractionen und fein-nüancirten Begriffen, nicht möglich ſind.

Demnach iſt der Anbau der genannten Vernunftwiſſenſchaften ein unumgängliches Erforderniß der Verfeinerung eines Volks; wie denn auch die Griechen, nach den uns vorliegenden Denkmälern ihrer Culturgeſchichte, in der Logik, Metaphyſik und Mathematik bis zum Erſtaunen viel geleiſtet haben, und die ausgeſuchteſten Feinheiten ihrer Sprache, ſo wie den ſchönſten Theil ihres feinen Denkgeiſtes, dem unter ihnen faſt allgemeinen Anbau dieſer Wiſſenſchaften verdanken. (S. oben.)

Hieraus folgt aber keinesweges, daß die Logik eines verfeinerten Volks bis zur vollſtändigen Aufzählung und Begründung aller Denkgeſetze vollendet; ſeine Metaphyſik nach den in der Kantiſchen Vernunftkritik vorgetragenen Grundſätzen bearbeitet, ſeine Mathematik ſchon mit Newtoniſchen,

Eulerſchen oder la Grangiſchen Entdeckungen bereichert ſeyn müſſe. Die Logik eines Ariſtoteles iſt noch ziemlich unvollſtändig; die Metaphyſik und tranſcendentale Seelenlehre (ein Theil der Metaphyſik) eines Plato iſt nicht nur voller unbeſtimmten und ſchwankenden Begriffe, ſondern ſogar voll abentheuerlicher Meinungen und hochfahrender Schwärmereyen; und Euklids und Archimedes Theoremen ſind den la Croix und la Placen unſers Jahrhunderts leichte Vorübungen zu dem Eintritt in die Hallen der Mathematik.

Das Weſentlichſte bey der Bearbeitung dieſer Vernunftwiſſenſchaften, inſofern ſie zur Verfeinerung unentbehrlich ſind, iſt nicht die vollendete Ausſchaffung ihrer Materie (die oft, wie in der Mathematik, ins Unendliche geht), ſondern die vollkommene Ausprägung ihrer Form (d. h. der in ihnen anzuwendenden Denkmethode), und die Richtung des Denkgeiſtes auf die vornehmſten und eigenthümlichſten großen Themen derſelben (menſchliche Erkenntniß im allgemeinen, Gott, Seele, Geiſter=Welt — in der Logik und Metaphyſik; die wichtigſten Lehrſätze der Geometrie — in der Mathematik). Denn ohne das letztere Erforderniß, ohne die Bearbeitung alſo der Materie dieſer Wiſſenſchaften bis zu einem gewiſſen Grade, iſt ſelbſt die vollkommene Ausprägung ihrer Form nicht wohl möglich.

Und nur etwas weiter, als bis zur Ausprägung der Form dieſer Wiſſenſchaften, hatten es die Griechen gebracht.

Aber dies langte hin, um ihren Denkgeiſt zu erweitern, ihre Urtheilskraft zu ſchärfen, ihre Sprache zu verfeinern.

Auch bringen ja Logik, Metaphyſik und Mathematik ihre herrlichſten Wirkungen auf die Geiſter noch jetzt mehr durch ihre Form, als durch ihre Materie hervor, mehr durch die einſtweilige Gewöhnung zu der darin herrſchenden feinen und ſchlußgerechten Denkmethode, als durch das vollendete Studium der darin vorgetragenen Lehrſätze.

„Vergeſſet alle Theoremen und Demonſtrazionen „der Mathematik: vergeſſet die logiſchen Eintheilungen „der Begriffe, Urtheile und Schlüſſe: vergeſſet die „haarfeinen Deductionen der Metaphyſik! Aber euer „Studium dieſer Wiſſenſchaften ſey nur der Form nach „gründlich geweſen: und es wird euch ein Geiſt des „Lichts, der Ordnung, der bündigen Ideen-Verkettung zurückbleiben, welchen ihr euch durch keine andre „Wiſſenſchaft hättet angewinnen können.“ Das ſind Worte und wahre Worte eines der großen brittiſchen Schriftſteller!

Freilich gehört es zu der Teutſchen ſonderbarer Art und Kunſt, Philoſophie (Logik, Metaphyſik und Moralſyſtem) irgend eines berühmten Sekten-Stifters auswendig zu lernen, und dann im Geſpräch oder in Schriften buchſtäblich herzuſagen. Gröbere Geiſter hängen ſich überall mehr an die Materie, als an die Form. Welch eine ungeheure Sündfluth ſchülerhafter Schriften dieſer Art woogte auf Teutſchlands litte-

rariſchen Gefilden, während der Wolfiſchen Periode, wooget noch jetzt, ſeit der Erſcheinung der Kantiſchen Vernunft-Kritik, — in jener unüberſehbaren Menge von Compendien, Auszügen, Erläuterungen, Darſtellungen für Ungelehrte, u. ſ. w.!

Aber leſet auch die ſeynſollenden Original-Werke der Kantianer oder der Fichtianer; und ihr werdet überall Kantiſche und Fichtiſche Terminologie, Wendungen, Wortſtellungen, mit trockener Wörtlichkeit hergeſagte Grundſätze und Lehrmeinungen, darin aufgeſtellt finden.

Wahrlich! dieſe kleinen Geiſter haben nur die Kunſt gelernt, ſich zu erinnern; nicht, wie Themiſtokles, die Kunſt, zu vergeſſen: ſie behalten, ſtatt der bloßen Form, die Materie mit allen ihr anklebenden Schwerfälligkeiten. Und ſo unterdrükken ſie den Denkgeiſt (wofern ihnen die Götter deſſen verliehen), ſtatt ihn zu beleben; ſtumpfen ihre Urtheilskraft ab, ſtatt ſie zu wetzen; und verbauen ſich durch fremde Syſtem-Gitter jede freye Ausſicht in das Feld der Wiſſenſchaft, und jede eigene Anſicht der Dinge.

Daher alſo in Teutſchland — ſo viele Philoſophen, und ſo wenig Philoſophie! Wir begeben uns unſrer eigenen Sehkraft, und brauchen Brillen: wir laſſen uns philoſophiſche Syſteme von gewiſſen ausgezeichneten oder dafür gehaltenen Leuten, wie Wohnhäuſer von Zimmerleuten, bauen: und wohnen dann in jenen, als in unſerm Eigenthum, wie in dieſen, mit häuslicher Ruhe und Bequemlichkeit, gläubig und

zuverſichtlich der Geſchicklichkeit unſrer Baumeiſter uns erfreuend.

Ja leider! Materie, nicht Form — iſt dem Teutſchen Philoſophie. Deswegen werden auch Britten und Franzoſen, ohne herrſchende philoſophiſche Syſteme, allemal mehr Selbſtdenker ſtellen, als die Teutſchen: und — haben ſie geſtellt.

Da die Griechen ihre Wiſſenſchaft meiſtentheils durch lebendigen Unterricht erlernten, welcher, wie ſchon Plato anmerkt, dem Geiſt immer einen freyern Schwung läßt, als der ſchriftliche; ſo konnten ſelbſt die herrſchenden philoſophiſchen Syſteme bey ihnen nicht ſo nachtheilig wirken, als bey den Teutſchen. Ueberdem aber ward durch die mehrern herrſchenden Syſteme (denn griechiſche Geiſtesgewandheit vertrug ſich nicht mit der ausſchließenden Herrſchaft eines Einzigen), jeder Beſchränkung der Denkkraft und ſyſtematiſchen Verengung der Geiſter, größtentheils glücklich entgegengearbeitet.

Obgleich uns indeſſen kein vollſtändiges Werk über Dialektik, oder Metaphyſik, oder ſpeculative Pſychologie aus der vorplatoniſchen Periode der Griechen-Philoſophie übrig geblieben; ſo gab es deren doch, unter der Nazion, damals eine große Menge, welches theils aus den häufigen Citaten des Plato, theils aus den von Diogenes Laertius angeführten Titeln und Bruchſtücken von Büchern der Philoſophen jener Zeit zur Genüge erhellet.

Außer,

Außer den angeführten ſpeculativen Wiſſenſchaften, der Logik, Metaphyſik und Mathematik, giebt es noch eine andre praktiſche, deren Anbau zur Verfeinerung einer Nazion unentbehrlich iſt, und es keinesweges, wie die bisherigen, blos durch eine gewiſſe Denkform, ſondern durch ihren eigenthümlichen Inhalt iſt: dieſe Wiſſenſchaft iſt keine andre, als die wir in unſrer Schulſprache „praktiſche Philoſophie" nennen, ein Name, den die Alten, wenigſtens in unſerm Sinne, nicht kannten; aber ſie fanden ſich im glänzendſten Beſitz der Sache ſelbſt.

Kenntniß des Menſchen, ſeiner intellectuellen und moraliſchen Eigenthümlichkeiten, ſeiner Rechte und Pflichten, ſeiner Würde und Beſtimmung — nichts geringeres, als dies, befaßt die praktiſche Philoſophie in ihren Bezirk. Daß die ſogenannte empiriſche Pſychologie einen weſentlichen Abſchnitt innerhalb dieſem Bezirk ausmacht, ergiebt ſich von ſelbſt.

Wer ſieht nicht, unerinnert, daß praktiſche Philoſophie, in dieſem Sinn und in dieſem Umfang, die oberſte Bedingung, oder vielmehr die Allein-Schöpferin desjenigen iſt, was wir Aufklärung nennen. „Sie iſt," würde ich mit einem Ausdruck der Bibel ſagen; „das Licht, welches alle Menſchen erleuchten „muß, die in die Welt kommen." Intellectuelle Verfeinerung iſt nichts anders, als Aufklärung.

Man werfe den Blick umher in das unermeßliche Feld der Litteratur aller Nazionen: und man wird über alle jene höchſt wichtigen Gegenſtände ſchwerlich mehr, als einige ſcharfſinnige Sentenzen, gutgeſagte Sprüche

und Sprüchwörter finden: die etwanigen Ueberbleibſel von Geſchichte und Dichtkunſt, von welchen letztern die hebräiſchen ohne Zweifel zu den ſchönſten, ſo wie zu den religiöſeſten, gehören — wie wenig eigentliche Moral und praktiſche Philoſophie überhaupt enthalten ſie!

Hier alſo ragt die griechiſche (und die ihr nachgebildete römiſche) Litteratur über alle andre Nazionen des Alterthums hervor. Ein pſychologiſch-moraliſcher Geiſt durchwebt ihre Dicht-, Rede-, Geſchichtſchreibe-Kunſt, ſo wie ihre Philoſophie, die, mit geringer Ausnahme, überall auf praktiſche Zwecke hinarbeitet.

Die ſo genannten philoſophiſchen Sekten oder Schulen, z. B. die platoniſche, ſtoiſche, epikuriſche, cyniſche, peripatetiſche, u. ſ. w., waren eben ſo viele verſchiedene Anſichten des moraliſchen Lebens-Syſtems, des Menſchen und ſeiner Verhältniſſe zu der eignen Gattung und zu den Dingen. Dieſe verſchiedenen philoſophiſchen Schulen der Griechen, ſagt Kant ſelbſt, haben alle möglichen Anſichten des Moral-Syſtems erſchöpft.

Für den größten aller Philoſophen ward unter den Griechen derjenige gehalten, welcher alles auf moraliſche Zwecke zurückführte, höchſtes Seyn und Streben des Menſchen auf dieſe beſchränkte: dieſer Philoſoph, dieſer Vater aller griechiſchen Philoſophen-Schulen, hieß — Sokrates.

Wie kann man's anders erwarten, als daß eine Nazion von dieſem herrſchenden Geiſt prakti-

ſcher Philoſophie Dichter voll pſychologiſch-moraliſcher Darſtellungen des Menſchen und des Edelſten in ſeiner Natur, Redner voll erhabner Geſinnungen, voll treffender Maximen und tiefgeſchöpfter Reflexionen über den Menſchen, über ſeine Denk- und Handlungsweiſe, Geſchichtſchreiber voll moraliſch-analytiſcher Charakterzeichnungen, Philoſophen voll der feinſten Raiſonnements über Menſchen-Natur, Menſchen-Werth, und Menſchen-Recht, ſich in ihrer Mitte ſchaffen, Geiſteswerke von dieſem Gepräge allein billigen, allein achten werde!

Und dieſes allgemeine Gepräge griechiſcher Litteratur iſt es dann auch, welches von je her alle edlen Geiſter der Nazionen ſo einzig zu ihr hinzog, ihr ſo einzig Vorliebe und Achtung abgewann! Eben dies iſt es, wodurch ſich die intellectuellen Meiſterſtücke der Griechen und Römer für alle nachfolgende Zeiten zu Muſtern erhuben, und in allen kommenden Jahrhunderten als ewige Muſter glänzen werden.

Dies emſige Studium praktiſcher Philoſophie unter den Griechen gründete ſich theils auf ihren angebornen Feinſinn, theils auf ihre demokratiſche Verfaſſung, theils und insbeſondere auf die in dieſer Verfaſſung gegründete Oeffentlichkeit aller Verhandlungen über Gemeinwohl, aller gerichtlichen Anklagen und Vertheidigungen.

Natürlicher Feinſinn, unerdrückt durch den Zwang äußerlicher (beſonders politiſcher) Verhältniſſe,

und unverſchroben durch eine abentheuerliche Religion, ahnet gar bald den erhabenen Grundſatz alles unſeres Denkens und Empfindens: daß nämlich — dem Menſchen nichts intereſſanter iſt, und überall nichts intereſſanter ſeyn muß, als — der Menſch.

Eine freye Verfaſſung giebt jedem Individuum des Staats einen gleichen moraliſchen Werth: niemand iſt hier über den Menſchen erhaben (als Despot), und niemand ſinkt unter den Menſchen hinunter (als Sclave): ein jeder iſt und fühlt ſich Menſch.

Die Oeffentlichkeit der Verhandlungen über Gemein = Wohl verbreitet und ſchärft die Begriffe von moraliſch = Gutem und Böſem ſelbſt durch die einſtweiligen Contraſte, welche ſich zwiſchen dem bürgerlich = Nützlichen und zwiſchen dem moraliſch = Guten finden. Die Oeffentlichkeit der gerichtlichen Anklagen und Vertheidigungen aber macht eine Menge pſychologiſcher Charakter = Entwickelungen und moraliſcher Beurtheilungen nothwendig, und gründet dadurch die Form der gerichtlichen Beredſamkeit, welche ſich der Grieche aneignete, und die, eben dadurch, für den Geiſt praktiſcher Philoſophie, der Nazion ſo einzig vortheilhaft ward. (S. oben.)

Den Römern ward praktiſche Philoſophie theils durch ihren angebornen ernſten, weniger ſpeculativen, als praktiſchen Denk = Charakter, theils durch eine ähnliche Verfaſſung, als die griechiſche,

theils durch die Oeffentlichkeit der Verhandlungen über Volksangelegenheiten und über gerichtliche Gegenſtände, theils durch ihre entſchiedne Nachahmung der griechiſchen Genieswerke eigen. Daher auch die Römiſchen Dichter, Redner, Geſchichtſchreiber und Philoſophen mit den Griechiſchen von je her die Ehre theilten, als Muſter veredelter Denk- und Empfindungsweiſe betrachtet zu werden.

Geiſt praktiſcher Philoſophie iſt unſtreitig einer der glänzendſten Züge auch der neu-europäiſchen Litteratur: er kam uns theils durch die beſtimmteſte Nachahmung der griechiſchen und lateiniſchen Muſterwerke; theils durch eine Religion, die im Grunde nichts anders, als praktiſche Philoſophie iſt, und von den ſchätzbarſten unter den ſo genannten Aſzetikern, vom Apoſtel Johannes und Jacobi an (ſ. ihre Briefe in den Urkunden des Neuen Teſtaments) bis auf einen Tauler, einen Arndt (Verfaſſer des Buchs: Wahres Chriſtenthum) aus dieſem Geſichtspunkt behandelt ward; theils durch das tiefere Studium der Pſychologie und der Aeſthetik. Kants einſt ſo gerühmter moraliſcher Sokratismus ſcheint bis jetzt die moraliſchen Begriffe mehr verwirrt, als berichtigt zu haben.

Ueberflüßig wär's, weitläuftig zu beweiſen, wie einzig „Praktiſche Philoſophie" Bedürfniß oder vielmehr nothwendige Bedingung der (intellectuellen) Verfeinerung iſt: indem dieſe letztere ſelbſt nichts anders, als das durch praktiſche Philo-

ſophie bearbeitete Denkvermögen, als Aufklärung iſt. Denn nur derjenige Geiſt iſt wahrhaft aufgeklärt, der ſich ſelbſt, ſeine Natur, ſeine Anſprüche und ſeine Pflichten kennt, und Menſchen und Dinge nach ihrem eigenthümlichſten, das heißt, nach ihrem moraliſchen Werth, zu würdigen weiß.

Die ſchriftliche Abfaſſung einiger Original-Werke in der Logik, Metaphyſik und Mathematik, ſo wie in der praktiſchen Philoſophie, iſt zur Verfeinerung einer Nazion nothwendig; theils wegen der Verallgemeinerung und größeren Verbreitung einer lichtvollen und bündigen Denkmethode, und desjenigen überhaupt, was wir Aufklärung nennen; theils zur Bildung der Sprache für Abſtraktionen, für Klarheit, Beſtimmtheit und Feinheit der Darſtellung; theils zu deſto ſichrerer Aufbewahrung origineller Ideen ausgezeichneter Geiſter über die wichtigſten Gegenſtände des menſchlichen Denkens.

§. 4.

In welchen Gattungen ſchöner Künſte kann eine verfeinerte Nazion vollendeter Meiſterwerke nicht entbehren?

Es wäre möglich, daß ein gewiſſer feiner und bündiger Denkgeiſt in einer Nazion ſich bildete, auch ohne einen Vorrath ſchriftlich-abgefaßter wiſſenſchaftlicher Original-Werke; wenn nämlich eine Menge philoſophiſcher Einzel-Denker und geſchloſſener philoſophiſcher Geſellſchaften unaufhörlich gleichſam in Bewegung wäre, um die einmal in

Umlauf gebrachten wiſſenſchaftlichen Ideen zu erläu= tern, zu berichtigen, zu erweitern.

Da indeſſen ausgezeichnete Denker immer nur eine ſeltene Erſcheinung ſind, und Geſellſchaften, welche ſich höhere Geiſtesbildung zu einem Gegenſtande der Unterhaltung in Stunden glücklicher Muße wählen, ge= wöhnlich erſt in der Periode ſchon herrſchender Verfei= nerung ſich zuſammenſchließen: ſo würde die Ausbil= dung einer Nazion zu bündigem Denkgeiſt, ohne einen gewiſſen Vorrath ſchriftlich=abgefaßter wiſſenſchaftlicher Original=Werke zwar möglich, aber gewiß auch viel unſicherer und viel ſchwieriger ſeyn, als bey dem glück= lichen Beſitz ſolcher Geiſtes=Denkmäler: welches letztere auch, wie wir geſehen, die Griechen=Cultur ſehr be= günſtigte.

Dagegen würde Ausbildung des ſchönen Kunſtſinnes einer Nazion ſchlechterdings unmöglich ſeyn, ohne aufgeſtellte treffliche Meiſterſtücke ſchöner Kunſt. Die Urſache davon leuchtet klar ein.

Das Schöne in den Künſten iſt überall nur Gefühl, nicht klarer Begriff; mithin durch ſeine Natur ſchon dunkler, ſchwankender und unbeſtimmter, als das Wahre in den Wiſſenſchaften: es bedarf daher auch, um ſich zu heften, zu verdeutlichen, und nach ſeinem eigen= thümlichen Charakter auszuſprechen, viel mehr noch, als das Wahre, der lebendigen Anſchauung von außen her, welche ihm durch wirklich aufgeſtellte Meiſterwerke der Künſte allein gewährt werden kann.

Dies Erfoderniß iſt zuvörderſt unumgänglich zur Ausbildung eines gewiſſen Nazional-Sinnes für die **zeichnenden Künſte.**

Zwar wird ſich unter einem natürlich-ſchönen und vortheilhaft-gebauten Volk, wie es z. B. die Griechen waren, und welche insbeſondre auch durch die gymnaſtiſche Uebungen und Wettſpiele häufige Gelegenheit hatten, Korper-Schönheit in ihrer vollen Pracht zu bewundern, und jede ihrer gefälligſten Attituden anzuſchauen, allmählich ein **gewiſſer Sinn für ſchöne Körper-Form bilden**, ein Sinn, der, wenn gleich nicht in dem Maaß, wie bey den Griechen, auch in jeder großen Hauptſtadt Neu-Europens, unter den Gebildetern, nicht ſelten ſogar bis in die Mitte des ungebildetern Theils im Volk hinab, herrſcht: indem die öffentliche Erſcheinung unſerer Weiber, die Miſchung beyder Geſchlechter in den Geſellſchaften, und die Menge junger, ſchöner Männer unter dem Militair, uns den Abgang jener nur nach Griechen-Sitte ſtatt findenden Gelegenheiten, das Auge für ſchöne Menſchen-Form zu üben, gewiſſermaßen erſetzen.

Aber dieſer Sinn für ſchöne Menſchen-Form iſt unendlich weit entfernt von dem wahren Sinn für das Schöne: überall miſcht ſich dort **ſinnliche Begehrlichkeit** ein, welche ihn ſchafft und nährt: es iſt mehr ein Sinn für die Reize des Geſchlechts, als für das Schöne der Form. Nicht entehrend für die Menſchheit, ſondern nur wahr und treffend drück' ich mich aus, wenn ich ſage, daß zwey Stiere auf der Aue, welche um die ſchönſte Kuh der Heerde einen blutigen Wett-

kampf kämpfen, von demſelben Sinn für die Schönheiten ihres Geſchlechts beſeelt werden.

Durch die wirkliche Darſtellung ſchöner Menſchen-Form, vermittelſt des Griffels oder Pinſels, wird jener Sinn allein nur allmählich gleichſam geſäubert, geläutert, verfeinert, veredelt. Die bloße Nachahmung oder auch Idealiſirung ſchöner Wirklichkeit, welche die Kunſt liefert, verringert und entfernt die ſinnliche Begehrlichkeit, welche durch die Wirklichkeit entflammt wurde; überträgt den Genuß von den gröbern Sinnen in das Auge, welches, gegen dieſe gröbern Sinne gehalten, ohne Zweifel der feinere, der uneigennützigere iſt (ſ. oben). Und ſo bildet ſich jener rohe Sinn durch langen und aufmerkſamen Anblick der Kunſtwerke nach und nach zu einer Art von Verſtandes-Form für ſchöne Verhältniſſe.

Denn an deutlicher Entwickelung und gleichſam Verſtändigung ſeiner ſelbſt gewinnt der angeborne Kunſtſinn durch das Anſchauen des Kunſtwerks vorzüglich. In dem Gemüth des genialiſchen Künſtlers allein nur (keinesweges aber in dem des bloßen Schön-Empfinders) ſondern ſich die feineren Nuanzen zwiſchen Schönheit und Grazie, zwiſchen Anmuth und Würde, zwiſchen Schönheit und Erhabenheit, helle und anſchaulich von einander, klären ſich ab von den Unvollkommenheiten, welche ihnen in der Wirklichkeit ankleben, bilden ſich in ſeiner Phantaſie zu einem Ganzen, einem Ideal, welches er dann, vermittelſt der kunſtfertigen Hand, ins Daſeyn ſchafft, und dem Auge der Kunſt-Beobachter und Liebhaber wie lebendig darſtellt.

Auf dieſe Art alſo entwickeln wirkliche Meiſterwerke ſchöner Formen den in unſer aller Gemüthern ſchlummernden Kunſtſinn, verdeutlichen, erhöhen, veredeln ihn.

Griechiſche Mahler- und Bildhauer-Kunſt wurden durch die Götter- und Helden-Geſchichten der Mythologie und der Homeriſchen Poeſie insbeſondre in der Darſtellung jeder Art von Idealen menſchlicher Schönheit und menſchlicher Energien begünſtiget, und konnten eben deswegen nicht nur für ſich ſelbſt zu der ihnen immer nur erreichbaren Höhe emporſtreben; ſondern auch den Kunſtſinn der Nazion bis zum höchſten Schwung erheben. Denn nur das Ideal iſt das Höchſte, und gleichſam das Richtmaaß alles Schönen.

Neu-europäiſche Beſchränktheit durch den Mangel einer Griechen-Religion und mythiſchen Poeſie kann hier nur aus tiefer Ferne zu der Höhe griechiſcher Kunſt aufſchauen. Denn unſre chriſtlichen Ideale, unſre Gottväter mit langen Bärten, blauen Mänteln und der Weltkugel in der Hand, unſre Chriſtusköpfe mit der Miene einfältiger Gutmüthigkeit oder trübſinniger Melancholie, unſre Gottmenſch-Knaben auf dem Schooß der Mutter mit wildkrauſem Haar, und mit ſchelmiſchen Augen umherblickend, unſre Engel mit der unerträglich-ſüßlichen Mädchenhaftigkeit, und eben ſo noch mehr unſre chriſtlichen Heroen, die Heiligen, bald an Pfählen gebunden, bald in Flammen brennend, bald auf glühenden Roſten daliegend, — gehören zu den armſeligſten Produkten der neuern Kunſt,

an welchen ſelbſt Genies wie Raphael, wie Rubens, ihre erhabene Energien ſelten nur mit Ehre verſchwendeten.

Eben aus dieſem drückenden Mangel neu-europäiſcher Kunſt an idealiſch-ſchönen Darſtellungen iſt daher auch, nach einem großen Theil wenigſtens, der weſentlichſte Mangel neu-europäiſchen ſchönen Kunſtſinns abzuleiten. Wahrheit, Natur, Wirklichkeit! iſt überall das Loſungswort unſerer Kennerſchaft, ſo wie das einzige Studium unſrer Künſtler. Daher — die gewöhnlichen Misgriffe neu-europäiſcher Pinſel und Meiſſel, wo Würde, Erhabenheit und ungemeine Energie, durch ſchöne Haltung gemäßigt, auszudrücken iſt. Das wenige Treffliche, was hier einſtweilen geleiſtet ward, ward es durch tiefes Studium und ſorgfältige Nachahmung der Alten.

Aber unſer angebornes Schöngefühl, für welches, ſo wie für alle unſre intellectuelle und moraliſche Anlagen, der Menſch allerdings das intereſſanteſte Thema der Bearbeitung iſt, verbreitet ſich auch auf alle Gegenſtände um uns her; und wir übertragen die edleren Geſtalten aus unſerm Innern in die Auſſendinge. Waren es doch ſelbſt dieſe Auſſendinge, an welchen eben ſowohl, als an Menſchen-Form, das Schön-Gefühl ſich zuerſt übte und aufbildete!

Wir ſchmücken unſern Körper, unſre Geräthe, unſere Wohnungen: wir wünſchen allem, was uns umringt, die Form des Schönen einzudrücken.

Daher müſſen die Künſtler auch dahin ſtreben (wozu ſie durch ihr eignes Schöngefühl von ſelbſt hingeleitet werden), ſchöne Formen nicht blos der Menſchen-Natur, ſondern jeder Art, die dem Auge wohlthut, nachzubilden, und damit die Gegenſtände unſrer Bedürfniſſe, Bequemlichkeiten und Vergnügen zu zieren.

Denn ſo allein ſpricht ſich der ſchöne Kunſtſinn in ſeiner ganzen Vielſeitigkeit aus. Der mit Götter-, Heroen- und ſchönen Menſchen-Geſtalten der Kunſt, mit öffentlichen Prachtgebäuden, Tempeln und Schauſpielhäuſern, mit ſchön-geformten Vaſen und geſchmackvollem Hausgeräth umringte Grieche lebte und webte gleichſam im Genuß des Schönen: ſein Sinn für ſchöne Form und Ebenmaaß war deshalb auch einzig, und iſt von keinem andern Volk erreicht worden.

Der Leſer urtheilt unerinnert, daß ſich hier den beyden oben genannten zeichnenden Künſten, der Bildhauer- und der Mahler-Kunſt, die ſchöne Baukunſt von ſelbſt anſchließt.

Wir gehen weiter fort zu den mimiſchen Künſten, der Tanz- und Schauſpiel-Kunſt. Jene entzückt uns durch ſchöne, graziöſe Attituden und Gruppirungen: dieſe durch tiefen und wahren Ausdruck der Empfindungen, und durch mahleriſche Geberde jeder Leidenſchaft, mit welcher ſie ſich aus dem genialiſchen Werk des Dichters durchdringt.

Beyde Künſtler ſtellen alſo Schönheit in den Be-

wegungen des Körpers dar, und übertragen die innern Regungen des Gemüths in Geſicht, Fuß, Hand, und in die ganze Haltung deſſelben: beyde bilden alſo einen weſentlichen Theil ſchöner Menſchen-Form aus.

Hier vor die Bühne, wo jede weiche und jede rüſtige, jede angenehme und jede erſchütternde Leidenſchaft die Seele gleichſam in den Körper hinüberziehen; wo die Freude jubelt, die Liebe ſchmachtet, der Zorn tobt, die Wut raſet, hier ſtelle ſich der Bildhauer und der Mahler hin, und lerne Tänze der Muſen, Attituden der Grazien, Amoretten-Gruppen bilden, lerne jeder Leidenſchaft den prägnanteſten Moment ablauſchen, und den ganzen Menſchenkörper als ein muſikaliſches Inſtrument behandeln, welches jeden Laut der Seele klar und hell wiedertönt!

Aber auch die Nicht-Künſtler verſammlen ſich hier in Schaaren, und lernen Grazie in der Bewegung, edel-mimiſchen Ausdruck der Leidenſchaft bewundern und nachbilden!

Noch legte die Natur das Schön-Gefühl in einen Sinn von dunklerer, aber nur deſto reizbarer Empfindung, als der Sinn des Auges iſt, in den Sinn des Gehörs: mit den ergötzenden Schönheiten dieſes Sinnes ſegnet uns die Ton-Kunſt.

Einige der erſchütterndſten Eindrücke kommen uns durch's Ohr in die Seele: das Gekreiſche der Angſt, die Donner der tobenden Wut, das laute Aufächzen und allmähliche Hinſchwinden des Sterbenden, gelangen auf dieſem Wege ins Gemüth; aber auch die Jubel der

Freude, die Ausrufe des Enthuſiasmus, das Triumph-Geſchrey des glücklichen Siegers.

Alle dieſe ſo verſchiedenen, ja entgegengeſetzten Empfindungen weiß die Tonkunſt in Harmonien und Melodien zu verwandeln; oder wie Milton ſagt:

> Untwisting all the chains, that tie
> The hidden soul of harmony. *Penseroso.*

> Die Feſſeln alle, welche in der Seele
> Die unbemerkten Harmonien bilden, ſchlägt ſie los.

Daher kann die Muſik als die melodiſche Rede des allgemeinen Schöngefühls für Verhältniß und Ebenmaaß angeſehen werden: und ihre Wichtigkeit für die Ausbildung des letztern erhellet von ſelbſt.

Orpheus, rühmt die alte Sage, bändigte die rohe Wildheit der erſten Bewohner Griechenlands durch die Töne der Leyer: und Montesquieu macht ſich anheiſchig, das ungeſtümſte Jäger- oder Krieger-Volk durch Muſik zu beſänftigen. Die durch Thatſachen der alten und der neuern Geſchichte beſtätigten außerordentlichen Wirkungen der Tonkunſt auf das menſchliche Gemüth ſcheinen ſich insbeſondre darauf zu gründen, daß die Eindrücke durch's Ohr nicht nur für den ganzen Körper erſchütternd ſind, ſondern auch, wegen der Nähe des Gehirns, dieſen nicht mit Unrecht dafür gehaltenen Sitz der Seele, jede Saite des empfindenden Organs deſto mächtiger anſchlagen.

Griechiſche Muſik wirkte mehr auf das ſtarke, tiefrührende, pathetiſche, neu-europäiſche dagegen auf das weiche und melodiſche hin. Pla-

to's Schilderungen von dem gewaltigen Einfluß der Muſik, und ſeine Bemerkung insbeſondre, daß eine Veränderung in der Muſik eine Veränderung in den Sitten hervorbringen würde, beweiſen, daß die griechiſche Tonkunſt von demſelben Charakter war, welchen wir oben der Schottiſchen Nazional-Muſik beylegten.

Der neu-europäiſchen Muſik fühlt man's an, daß ſie ſelten etwas mehr, als Gegenſtand müßiger Unterhaltung iſt: weswegen ſie auch ſo häufig in bloßes Ohr-Gekützel, und in erſchlaffende Weichlichkeit übergeht. Aber auch noch in dieſem Charakter weckt und belebt die Tonkunſt jedes ſchöne und ſanfte Gefühl, welches in der Seele ſchlummert, entwildert die Herzen, macht ſie jeder Art von Wohllaut und Ebenmaaß in den Verhältniſſen der natürlichen und der moraliſchen Dinge empfänglicher.

Nunmehr kommen wir zu derjenigen Gattung ſchöner Künſte, welche, wenn alle bisher genannten nur anſchaubare Form, oder dunkle, mehr dem Körper, als dem Geiſt verwandte Empfindungen betrafen, den eigenthümlichſten Charakter unſrer Natur, das Denken ſelbſt angehen, indem ihr Weſen in der Ideen-Darſtellung beſteht, — zu den redenden Künſten alſo.

Rede! und du biſt. Gedank' und Sprache charakteriſiren das innerſte Weſen des Menſchen. Daher muß das Schöngefühl ſich auch auf beyde verbreiten. Und gerade hier entwickelt es ſeine feinſten und geiſtigſten Eigenthümlichkeiten. Die emſigſte Cultur der zeich-

nenden und der mimiſchen Künſte, ſo wie der Tonkunſt unter einer Nazion, würde, ohne Cultur der redenden, die Geiſter der Menſchen grob=ſinnlich und ungebildet laſſen. Die anſchaubaren ſchönen Formen der Bild=hauer= und Mahlerkunſt, ſo wie die Harmonieen der Tonkunſt, wirken nur mittelbar, und wie aus der Ferne, auf den Geiſt: ſchöne Ideen=Darſtellung durch Rede trifft ihn unmittelbar. Denn den Gedanken entwickelt er aus ſich ſelbſt hervor: und Sprache iſt ſein handlichſtes, feinſtes, gebrauchteſtes Werkzeug. Können wir uns doch die dunkeln Empfindungen, welche uns aus den erſtgenannten Künſten anſprechen, nur durch Rede verdeutlichen!

Die Dichtkunſt, als das Höchſte ſinnlicher Rede=Darſtellung, erſchöpft gewiſſermaßen den ganzen Vorrath der Sprache, ſo wie die Energie der Denk= und Gefühls=Kraft, um ihre Ideen und Empfindungen in die glänzendſte, ausdruckvollſte, an Mannigfaltigkeit der Züge reichſte Form zu kleiden. Sie mahlt und ſchildert für das Auge des Geiſtes, wie die zeichnenden Künſte für das ſinnliche Auge; ſie ſchreitet in abgemeſſenem Sylben=Tanz daher; ſie ergötzt das Ohr durch melodiſchen Rythmus der Worte und Perioden. Das iſt gleichſam ihr Aeußeres *). Aber die ſchönen und erhabenen, die rührenden und reizenden Gegenſtände **), welche ſie zu Themen ihrer melodien=

reichen

*) Die Form der poetiſchen Darſtellung.

**) Die Materie der poetiſchen Darſtellung.

reichen Strophen macht, und vielſeitiger, vielfärbiger, klärer, dem Geiſt vernehmlicher darſtellt, als alle übrigen Künſte, reinigen und läutern das Gemüth, in dem Maaß dieſer vollkommneren Darſtellungsart, zur Empfänglichkeit für jedes ſchöne intellectuelle und moraliſche Verhältniß.

Das Epos, durch ſeine ſtarken und zarten Gemählde, veredelt jede beſſere Anſicht der Dinge und des Lebens; das Trauerſpiel insbeſondere die des Ernſten und Großen in den menſchlichen Handlungen und Geſinnungen: das Luſtſpiel lehrt uns durch gefällige Darſtellung der Thorheiten und Abentheuerlichkeiten in dieſen Handlungen und Geſinnungen, Unſchicklichkeit und Mißverhältniß in den unſrigen vermeiden; ſo wie die bittere Satyre Abſcheu vor dem Laſter einflößt; die lachende durch anmuthigen Scherz das Gemüth in angenehme Schwingungen verſetzt. Das lyriſche Gedicht erhebt die Seele bis zur höchſten, aber immer noch gefälligen Spannung, ſchmeichelt ihm, entzückt es durch das Bewußtſeyn ſeiner ſtark-aufgeregten Kräfte, und lehrt es ſelbſt noch den Ungeſtüm und Aufruhr dieſer Kräfte durch Regel und Ebenmaaß verſchönern. Das muntre Lied gießt Freude, die ſelbſt ſchon Harmonie iſt, in die Seele; das elegiſche Wehmuth und ſanften Schmerz, welche uns in geräuſchloſe Ruhe und in ein gefälliges Gleichgewicht der Empfindungen einwiegen. Das Lehrgedicht ſchärft erhabne Sitten-Vorſchriften ein. Die Idylle ſtellt der kargen Wirklichkeit und der mühſeligen Cultur-Welt eine idealiſche Welt voll anmuthiger Geſtalten der na-

türlichen und menſchlichen Dinge gegenüber; macht uns dadurch aufmerkſam auf das Mißverhältniß und den ungeheuren Abſtand zwiſchen den Wünſchen und Begierden reiner Menſchen-Natur, und zwiſchen den erkünſtelten Bedürfniſſen des Cultur-Lebens, und ſpielt uns auf ihrer Hirten-Flöte oder Schäfer-Schalmey Sitten-Einfalt und weiſe-mäßigen Lebens-Genuß in's Herz. Das Epigramm ſticht, indem es gefällt, und gefällt, indem es ſticht: und lehrt uns dadurch Kraft durch Anmuth verſchönern, Anmuth durch Kraft veredeln.

So wirkt alſo die Dichtkunſt zur Ausbildung unſeres Gefühls für Schönheit und Harmonie in der natürlichen, intellectuellen und moraliſchen Welt.

Aber auch die ſchlichte, ungebundne Rede-Darſtellung der ſchönen Proſe, das heißt, der durch feine Denkkraft und ausgebildete Empfindung veredelten Proſe, bringt, in ihrer Art, dieſelben Wirkungen hervor.

Durch die Nachahmung der (ungebundenen) Gemeinſprache des Lebens gewinnt ſie an Wahrheit, was ihr, mit der Poeſie verglichen, an Anmuth abgeht. Durch die Wahl populairer, gemeinfaßlicherer Gegenſtände — an Klarheit und Vernehmlichkeit der Darſtellung, ſo wie an bündigerer Ideen-Verkettung. Deswegen fließt ſie auch auf Verſchönerung und Veredlung des Denkvermögens noch mehr, als die Dichtkunſt ein, welche vielmehr auf die Empfindung hinwirkt, ſo wie ſie ſelbſt mehr Produkt der Empfin-

dung, als des reinen Denkens, die Proſe aber mehr (und faſt einzig) Produkt des reinen Denkens iſt.

Die Darſtellungen der Proſe befaſſen die Rednerkunſt, als unmittelbares Ueberredungs- und Anmahnungs-Mittel der Menſchen zu gewiſſen Grundſätzen, Geſinnungen und Handlungen: dahin rechnen wir zugleich jede philoſophiſche oder moraliſche Abhandlung voll Schwung und hohen Ernſtes über allgemein-intereſſante Gegenſtände: (wie z. B. den größten Theil der Rouſſeauſchen Schriften); ferner die geſchichtliche Erzählung, im höchſten Sinne des Worts Geſchichtbeſchreibung genannt (wozu Biographien, Charakteriſtiken, Memoires u. ſ. w. gehören); und endlich, raiſonnirte Ideen-Entwickelung und pſychologſche Gefühls-Zergliederun. Dieſe letzte Gattung umſchließt alle Werke über ſpeculatjve, und insbeſondre über praktiſche Philoſophie, und alle Theorien über Kunſt und Wiſſenſchaft.

Proſaiſche Schriften dieſer Art wirken auf die Wekkung und Belebung des Schöngefühls zuvörderſt durch die Form ihrer Darſtellung, und durch den eigenthümlichen Charakter, welchen die Züge der Verfeinerung ihnen eindrücken.

Dieſe ſchöne Form der Darſtellung beſteht in der Klarheit und Beſtimmtheit, im Nachdruck und in der Lebendigkeit des Ausdrucks.

Durch Klarheit der Ideen gewöhnt ſich der Geiſt zur Ordnung, zur Einheit in der Mannigfaltigkeit, zur Mannigfaltigkeit in der Einheit; durch die Beſtimmtheit der Ideen lernt er alles leere, überflüßige vermei-

den, wilde Kraft-Verſpendung verhüten, und die Denkkraft zweckmäßig concentriren; durch Nachdruck und Lebendigkeit der Darſtellung — ſeine Energie im Schwung erhalten, und in ſeine ganze Thätigkeit ſchönes, frohes Leben bringen: alles — Momente des Schöngefühls und Nuanzen ſeiner Ausbildung.

Aus dieſen beſondern Zügen ſchöner proſaiſcher Darſtellung geht ihr allgemeiner Charakter hervor: es iſt der: belehrend zu unterhalten, und unterhaltend zu belehren. Ein Charakter, welchen ſie, wie der Leſer ſich von ſelbſt ſagen wird, ohne die Vereinigung der angeführten beſondern Züge in der Form der Darſtellung, nicht erreichen kann.

Belehrende Unterhaltung und unterhaltende Belehrung! Das iſt's, was Menſchen von verfeinerter Denk- und veredelter Empfindungs-Weiſe verlangen. Ihr Denkvermögen iſt zu geübt, zu bereichert mit Ideen (beſonders der praktiſchen Philoſophie), als daß ſie einzig durch Blumen und Blüthen der Phantaſie genährt und befriedigt werden könnten: ihr Gefühlsvermögen iſt zu günſtig für das Schöne ausgebildet, als daß ihnen rohe, trockne Ideen-Verknüpfung, ohne Schmuck und Zier, behagen ſollte; daß ſie nicht Blumen und Früchte, Gründlichkeit der Ideen und Schönheit der Darſtellung, Belehrung alſo mit Unterhaltung zugleich, verbunden wünſchten.

Auch in der ächten Poeſie muß Klarheit, Beſtimmtheit, Nachdruck und Leben des Vortrags herrſchen: denn dieſe bilden die eigenthümlichen Vollkommenheiten

aller Darſtellung durch die Rede. Da ſie aber, durch ihr Weſen, noch größere Vorzüge hinzuthun muß; ſo haben wir jener allgemeinen Bedingungen eines ſchönen Styls nur bey der Proſe erwähnt; obgleich ihre äſtheti=ſche Wirkung auch in der Poeſie keineswegs ausge=ſchloſſen iſt. Denn in der Dichtkunſt ſind dieſe Wirkun=gen nur allgemeiner, und gleichſam zwiſchen der Denk= und Gefühls=Kraft getheilt, ja, wie wir oben darge=than, gewiſſermaßen auf die letztere beſchränkt.

Mehr noch durch den Inhalt und durch die zu Gegenſtänden ihrer Bearbeitung gewählten Themen, als durch ihre bloße Form, wirkt die ſchöne Proſe zur Ausbildung der äſthetiſchen Anlagen.

Die Redner=Kunſt, in Manier und Haltung der Poeſie ähnlich, und nur durch Einmiſchung einer größern Maſſe reinen Denkens von ihr verſchieden, wirkt auch größtentheils wie dieſe, zur Belebung des Schöngefühls. Man vergleiche, was in der bey Quien herausgekommenen „Aeſthetiſch=kritiſchen Parallele des Demoſthenes und Cicero", in dem Paragraph von der Vergleichung der Dichtkunſt mit der Beredſamkeit, von mir geſagt worden.

Die erzählende Darſtellung, oder im edlern Sinn ausgedrückt, die Geſchichtsbeſchreibung, ſo wie ſie ſich in der Periode der Verfeinerung ausprägt, ſtellt uns Gemählde von großen Charakteren und Handlun=gen, wie das Trauerſpiel, oder von kleinen und aben=theuerlichen, wie die Satyre, auf, reiniget durch ihre Urtheile, Beobachtungen, Maximen, unſre Denkweiſe

über Menſchen-Leben und Geſinnungen, ſchärft das Gefühl für ſchöne Einheit in dem Mannigfaltigen durch Aufſpähung der Urſachen und Wirkungen großer und kleiner Begebenheiten.

Raiſonnirte Ideen-Entwickelung endlich und pſychologiſche Gefühls-Zergliederung ſchließen gleichſam unſern Geiſt ſich ſelbſt auf, laſſen ihn Blicke in die Tiefen ſeines harmoniereichen Innern thun: jede deutlich entwickelte Idee oder bündige Ideen-Verknüpfung, und jedes zum klaren Bewußtſeyn erhobene äſthetiſche, pſychologiſche, moraliſche Gefühl ſind eben ſo viel neue Wohllaute in der Harmonie unſeres Gemüths, eine Harmonie, deren oberſte Bedingung — Geiſteshelle iſt. Von ihr, der Erleuchtung und Aufklärung des Geiſtes, können wir daſſelbe ſagen, was wir oben aus dem Dichter Milton von der Tonkunſt rühmten:

Die Feſſeln alle, welche in der Seele
Die unbemerkten Harmonien binden, ſchlägt ſie los.

Und wer weiß es nicht, wie oft eine einzige vielſeitig-gewandte und klar-durchſchaute Idee die Grundlage großer und bündiger Syſteme, großer und fruchtbarer Entdeckungen ward, wodurch über weite Strecken in der Geiſterwelt, oder in dem Felde der Wiſſenſchaft, welche bisher im tiefen Dunkel lagen, helles Licht ausgegoſſen wurde? Wer weiß es nicht, welche neue Harmonien der Dinge dieſer einzige Anklang im Gefolge hatte?

„Die ſtille Muſe eines Genies und die ſanfte Tu„gend eines Weiſen haben oft größere Revoluzionen

„hervorgebracht, als die Stürme allmächtiger Wü=
„triche: und mancher glückliche Sorite *) hat die Welt
„mehr verſchönert, als die Fäuſte von Millionen Krie=
„gern ſie verwüſtet haben." Schlözer.

Eben ſo ward oft durch ein nachdrücklich=gewecktes und belebtes religiöſes oder moraliſches Gefühl Regel und Ordnung in ein regelloſes Menſchen=Leben gebracht.

Und ſo bereichert ſich dann das Gemüth durch dieſe Themen ſchöner Proſe mit einer Menge ausgeſuchter Gegenſtände zur Entwickelung und Uebung ſeines angebornen Gefühls für intellectuelle, wie für moraliſche Ordnung und Harmonie. Denn der Moralſinn ſelbſt iſt nichts anders, als Gefühl für das Schöne der Menſchheit als Intelligenz.

Leſet die reichen und gedrängten hiſtoriſchen Gemählde eines Thucydides! Laſſet euch von Xenophon die Charaktere eines Cyrus oder Sokrates zeichnen! Höret einen Demoſthenes die Donner ſeiner Beredſamkeit gegen die von der Höhe des Ruhms ihrer Ahnen und der Tugend tiefherabgeſunkenen Athener ſchleudern, und vom Anfang ſeiner feuervollen Rede bis zum Ende ſie zur Verachtung alles Kleinen und Unwürdigen, zur kühnen Losreißung von den Feſſeln ſchändlicher Selbſtſucht und niedrigen Eigennutzes, zu großen und edlen Geſinnungen, begeiſtern! Höret einen Sokrates mit den Bürgern Athens in ihren Werkſtuben über Pflichten und Werth des Lebens, oder einen Plato mit ſeinen Schülern in den Luſthainen des Akademus über Gott,

---

*) Sorite, — Schlußkette.

Vorſehung, Unſterblichkeit, philoſophiren! Und dann fraget euch ſelbſt: ob ihr euch jedes ſchönen Eindrucks der Wahrheit, der moraliſchen Ordnung, der reinen Harmonie der Dinge jeder Art, empfänglicher fühlet? *)

---

*) Eine Bemerkung über meine Eintheilung der unendlich-verſchiedenen Darſtellungsarten der Proſe, wegen deren Klaſſifikazion ich die Verfaſſer äſthetiſcher Theorien unaufhörlich in Verlegenheit ſehe.

Ich habe alſo die proſaiſche Darſtellungsarten auf drey Gattungen zurückgeführt — auf die redneriſche, hiſtoriſche, und philoſophiſch-zergliedernde; die verſchiedenen Unterarten, die ich den allgemeinen Gattungen anſchließe, ſind gleichfalls oben von mir bemerkt worden. Man kann mir einwerfen: „Auch der Redner erzähle einſtweilen „in ſeiner Rede mit der Lebendigkeit eines Geſchichtſchreibers, zer„gliedere und verknüpfe Ideen mit der Bündigkeit eines Phi„loſophen: der Geſchichtſchreiber portraitire und ſchildere zu„weilen mit dem Pinſel des Redners, und raiſonnire mit dem „Philoſophen: der Philoſoph dagegen erhebe ſich zu Zeiten zu „dem Schwunge des Redners, und borge, zur Beſtättigung „ſeiner Allgemein-Sätze, dem Geſchichtſchreiber ſeine Thatſachen ab."

Der Einwurf hat ſeine volle Richtigkeit: aber er beweiſt auch zugleich die Richtigkeit meiner Eintheilung: indem, wie daraus hervorgeht, alle proſaiſche Darſtellung aus redneriſcher Schilderung, hiſtoriſcher Erzählung, und philoſophiſcher Ideen-Zergliederung zuſammengeſetzt iſt. Jede dieſer einzelnen Darſtellungen bildet daher, wenn ſie dem Sprechenden oder Schreibenden allein Zweck iſt, eine Hauptgattung, wie es auch meine Eintheilung mit ſich bringt. So kann der Redner einſtweilen ſich hiſtoriſche Gemählde erlauben, und ſeine Ideen-Zergliederungen anbringen: aber er verſchö-

§. 5.

Warum müſſen die Meiſterwerke ſchöner Kunſt, in der Epoche der Verfeinerung, vollkommen oder wenigſtens der Vollkommenheit ſehr nahe ſeyn: unterdeß die trefflichen Werke in der Wiſſenſchaft von der Vollkommenheit ihrer Gattung weit abſtehen können?

Den letztern Satz haben wir §. 3. gethan. Zeit und Zufall und Scharfſinn der Forſcher führen immer neue Ideenverknüpfungen, die neuen Ideenverknüpfun-

---

nert, verſtärkt, belebt dadurch nur ſeine *Anmahnung* und ſeine *Ueberredung*, die ihm, als Redner, *höchſter Zweck* iſt. Der Geſchichtſchreiber braucht redneriſche Eleganz, braucht vielleicht, wie die Alten, ganze Reden, philoſophiſche Grundſätze und Maximen: aber nur, um ſeiner Erzählung deſto mehr Gründlichkeit und Anmuth zu geben: denn ihm iſt *Erzählung Hauptzweck*. Eben ſo iſt dem Philoſophen *Ideen-Zergliederung* und bündige Schluß-Verkettung *Hauptſache*: und was er vom Redner oder Geſchichtſchreiber entlehnt, iſt ihm nur Mittel zu dieſem Hauptzweck.

Soll ich meine Eintheilung der proſaiſchen Darſtellung *als vollſtändig aus philoſophiſchen Gründen deduciren*; ſo ſag' ich: —

Wir können ſprechen oder ſchreiben — *entweder*, um einen Gegenſtand andern zu empfehlen, oder miszuempfehlen; ſie zu gewiſſen Handlungen oder Geſinnungen zu beſtimmen, oder davon zurückzuhalten: dieſe Darſtellungsart heißt mir — Beredſamkeit, oder die Redner-Kunſt: — *oder*, um ſie mit geſchehenen Dingen und Thatſachen bekannt zu machen: hieraus entwickelt ſich die erzählende oder *hiſtoriſche* Gattung: — *oder*, — um ihnen allgemeine Ideen und Schlußverkettungen vorzutragen; dies giebt die *raiſonnirende* oder *philoſophiſche Gattung*.

gen neue Entdeckungen und Erfindungen herbey: einzelne Sätze werden zu allgemeinen, angegebene Urſachen zu Wirkungen von höhern Urſachen erhoben: das Dunkle wird aufgeklärt, das Unbeſtimmte berichtiget, das als wahr Langgeahnete verworfen oder auch beſtättiget; und ſo geht's — ins Unendliche.

Selbſt jetzt, nachdem neu-europäiſche Wiſſenſchaft einen Gipfel erreicht hat, daß ſie auf die der Pythagoren, Platone und Ariſtotele des Alterthums, wie vom Himmel auf die Erde herabſchaut, ſelbſt jetzt noch können wir von keinem einzigen unſerer wiſſenſchaftlichen Werke, — auch nicht von denen der Newtone, der Leibnitze, der Haller, der la Grange, der Lavoiſier behaupten, daß es in ſeiner Gattung vollkommen iſt. Denn künftige Entdeckungen, Berichtigungen, Aufhellungen, ſtehen in jeder Erfahrungs- und in jeder Vernunft-Wiſſenſchaft zu erwarten.

Dagegen muß in trefflichen Werken der Wiſſenſchaft, welche die Epoche der Verfeinerung ſchmücken, bey aller Unvollkommenheit der Materie,

Wer redneriſchen Schmuck in dem Ganzen der Darſtellung, und Klarheit und Ordnung des Geſchichtſchreibers in der Erzählung, mit Gründlichkeit und Bündigkeit des Philoſophen in der Ideenverkettung, zu vereinigen weiß, der iſt ein vollkommener Proſaiſt. Denn alle ſchöne Proſe iſt, wie wir geſehn, aus dieſen drey Gattungen zuſammengeſetzt.

Die Einkleidung hiſtoriſcher Thatſachen, oder auch philoſophiſchen Raiſonnements in Briefe, Dialogen u. ſ. w. bildet gleichſam nur Spiel-Arten, welche der Lehrer des Styls oder der Aeſthetik allerdings auch berückſichtigen muß.

wenigſtens die wiſſenſchaftliche Form ſich deutlich und vollſtändig ausſprechen: das heißt, ſchlußgerechte Ideenverknüpfung, analytiſch-ſtufen-mäßiger Fortſchritt von Idee zu Idee, vom Grundſatz zu ſeinen Folgerungen, von den Urſachen zu den Wirkungen, u. ſ. w.

Denn dieſe Form iſt es ja vorzüglich, welche den Denkgeiſt ſchärſt und bildet, und in ſeinen Forſchungen leitet.

Vergleichen wir nun die Schönheit mit der Wahrheit, oder, welches hier wenigſtens einerley iſt, mit der Wiſſenſchaft; ſo iſt die Schönheit ſelbſt Form und nur Form; mithin muß ſie auch, ſoll ſie zur Entwickelung des äſthetiſchen Kunſtſinns wirken, ihre Form vollſtändig und nach allen weſentlichen Zügen ausprägen in allen denjenigen Werken, welche als Muſter und Vorbilder der übrigen betrachtet werden ſollen. So allein bildet und vollendet ſich in der einzelnen Kunſt, wie in einer Nazion, der ächte, ſchöne Geſchmack. Schöne Kunſt iſt nicht, wie Wiſſenſchaft, ein Unendliches, ſondern ein Ganzes, ein Höchſtes, ein Ideal: und jeder Verſtoß gegen dies Ideal, oder jeder Mangel in ſeiner ſinnlichen Darſtellung durch des Künſtlers Hand, iſt ein weſentlicher Fehler in der ſchönen Form, mithin in dem Weſen der Schönheit ſelbſt.

Vollkommen anwendbar ſind dieſe Allgemeinſätze auf die Meiſter- und Muſter-Werke griechiſcher Kunſt, in der zeichnenden, wie in der redenden Gattung. In den unſterblichen Denkmälern des Meißels eines Phidias und Polyklets, in den Gemählden eines Polygnot

und Euphranor, in den unter der Herrſchaft des Peri-kles erbauten Tempeln und Pracht-Gebäuden, trat — ohngefähr wie nach dem platoniſchen Phantasma von der Tugend, die, wenn ſie nackt und in der ganzen Fülle ihrer himmliſchen Schöne hervortreten ſollte, alle Herzen mit nie gefühlter Wonne durchdringen würde, — trat Schönheit in eigner Perſon, mit allen Liebreizen Aphroditens, und mit aller Majeſtät der Härä geſchmückt, ſichtbar vor das Auge der Sterblichen hin, entzückte ſie durch Harmonie und Melodie der Verhältniſſe untereinander, und des Ganzen zu den Theilen, weckte in ihren Herzen, durch gefälligen Ausdruck der Leidenſchaft, bald Liebe, bald Ehrfurcht, und jedes andere ſchöne oder edle Gefühl, belehrte und unterhielt den Verſtand durch tiefe Bedeutſamkeit, mit welcher der genialiſche Künſtler das Unſichtbare in das Feld des Sichtbaren und Anſchaulichen herüberzuziehn, den Geiſt des Menſchen und ſeine großen Energien in den Marmor und auf die Leinwand zu übertragen gewußt.

Kurz in dieſen, durch eine lange Reihe von Jahrhunderten der Ewigkeit geweihten, Meiſter-Werken des Alterthums ſpricht ſich die Schönheit in ſolcher Vollendung aus, daß nicht nur alle Künſtler der neuern Zeit verzweifelt haben, die Alten je zu erreichen; ſondern daß auch der Philoſoph ſeine Theorien der ſchönen Kunſt nur nach den in jenen Meiſter-Werken beobachteten Regeln ausarbeiten, ſeine glänzendſten Ideale nur dieſer Wirklichkeit nachbilden kann.

Die gefälligen Attituden des Tänzers, und die ausdruckvollen Geberden des Schauſpielers verwiſchen ſich mit jedem neuen Schritt-Wechſel des erſtern, mit jeder neu-ſpielenden Geberde des andern. Aber die gefälligen Stellungen, die harmoniſch-verſchlungenen Reihen-Tänze, die lieblichen Gruppen, die mit zierlich-abgemeſſenem Schritt daher-ziehenden Prozeſſionen und Umgänge, welche ſo häufig auf den Basreliefs von Statüen, Vaſen, Säulen, Triumphbögen und Gebäude-Trümmern des Alterthums unſer Auge entzücken, beweiſen zur Genüge die Vollkommenheit griechiſcher Tanz- und Schauſpiel-Kunſt. Denn der zeichnende Künſtler bildete oft die Attitude des mimiſchen, ſo wie dieſer die Geberde oder Stellung in dem Gebilde des zeichnenden Künſtlers nach.

Der Charakter des Schönen in der Tonkunſt iſt zu unbeſtimmt, als daß er ſich in allgemeinen Ausdrücken vollkommen darſtellen ließe; auch iſt uns die eigentliche Beſchaffenheit der griechiſchen Muſik ſo unbekannt, als ihre großen Wirkungen auf die Nazion uns durch die Geſchichte hinlänglich beſtätiget ſind.

Wer endlich kann den vollkommenen Abdruck ſchöner Rede-Darſtellung in der Dichtkunſt, wie in der Proſe, an den griechiſchen Muſter-Werken dieſer Gattung verkennen? Die Namen eines Homer, eines Pindar, Sophokles, Euripides; die Namen eines Demoſthenes, Thucydides, Xenophon, Plato, klingen uns nicht mehr, um in der Sprache

eines alten Schriftſtellers zu reden, als die Namen einzelner Männer, ſondern als die Namen der epiſchen, lyriſchen, tragiſchen Dichtkunſt ſelbſt; als die Namen der Beredſamkeit, der ſchönen Geſchichtbeſchreibung, und des anmuthigen philoſophiſchen Vortrags.

Durch das ſorgfältige Studium der Werke dieſer Unſterblichen allein wurden Neu-Europens Genien in die Spur der ſchönen Rede-Darſtellung eingeleitet: und der Theoretiker kann ſeine Anweiſungen zum Styl, zur Beredſamkeit, zur Dichtkunſt, immer noch mit keinen belehrendern und vollkommnern Beyſpielen ſchmücken, als mit denen, welche er aus dieſen Werken entlehnt.

Eine Bemerkung über gewiſſe Unvollkommenheiten in dem vollkommenen Ausdruck der Schönheit, welche mit dem Ideal der Schönheit, ſo wie mit der Verfeinerung, noch verträglich ſind, in den zeichnenden, wie in den redenden Künſten, kann ich dem Leſer nicht ungeſagt laſſen. Die Nothwendigkeit dieſer Bemerkung geht aus der wörtlichen Ausſage des in dieſem §. 5. aufgeſtellten Satzes ſelbſt hervor: indem gefragt wird: Warum müſſen Meiſterwerke der ſchönen Kunſt, in der Epoche der Verfeinerung, vollkommen, oder wenigſtens der Vollkommenheit ſehr nahe ſeyn? wodurch alſo das Daſeyn gewiſſer Unvollkommenheiten auch in den Meiſterwerken der ſchönen Kunſt offenbar zugeſtanden wird.

Auch nach einem Phidias und Parrhaſius, auch nach einem Polyklet und Euphranor, vervollkommneten ſich immer noch Bildhauer- und Mahler-Kunſt: man

ſtudirte tiefer die Perſpektive; man lernte glücklicher Licht und Schatten miſchen; man erfand gefälligere oder haltbarere Farben; man verſetzte die geiſtige Bedeutſamkeit der Züge mit mehr ſinnlicher Gefälligkeit und Glätte für das Auge; man ſuchte das Schöne und Erhabene gleichſam harmoniſcher in einander zu ſchmelzen, u. ſ. w.

Allein alle dieſe Vervollkommnungen, — obgleich unſtreitiger Gewinn für die Kunſt ſelbſt, betreffen doch nur gewiſſe, techniſche Theile derſelben, oder eine gewiſſe unbeſtimmte Vermiſchung der durch ihre verſchiedene Natur ſelbſt beſtimmten Gattungen des Schönen und des Erhabenen, des Bedeutſamen und des Zierlichen. Das Ideal dieſer Gattungen ſelbſt gewinnt dadurch keinesweges weder an Reinheit, noch an Umfang. Ja wir werden künftig bemerken, daß ſchon in dieſem Verſuch, die verſchiedenen Gattungen in einander zu miſchen, — wenigſtens über einen gewiſſen Grad hinaus, gewöhnlich ein Keim des Geſchmacksverderbniſſes liegt.

In den Meiſterwerken des Alterthums von der redenden Gattung entdecken wir gleichfalls, z. B. in einer Iliade oder Odyſſee, hier und dort eine tautologiſche Wiederholung, oder eine unbedeutende, blos den Vers ausfüllende Phraſe; in den Strophen eines Pindars dann und wann nicht blos eine lyriſche Abirrung, ſondern eine unſchickliche Verwirrung; in den tragiſchen Recitativen eines Euripides widert uns die nicht ſeltene

Unterbrechung des raſtloſen Stroms der Leidenſchaft durch rhetoriſche Deklamazionen an: ein Demoſthenes ſcheint uns ſehr oft zu trocken, zu ſchmucklos; ein Thucydides durch Kürze und Gedrängtheit dunkel; ein Xenophon durch Befleißigung auf Sokratiſche Begriffsklarheit oberflächlich; ein Plato jetzt ſpitzfündig, und jetzt ſchwülſtig. Und dies ſcheint uns nicht nur; die genannten Mängel finden ſich wirklich in den Werken der angeführten Schriftſteller. (Den großen Sophokles, — dieſen Canon des ächten Griechengeſchmacks, des vollendrten Geſchmacks überhaupt, — hat noch kein Kritiker auch nur einer ungleichartig-zuſammengeſetzten Allegorie, auch nur einer verfehlten Phraſe oder Metapher zu beſchuldigen gewagt.)

Aber iſt jener einzelnen Unvollkommenheiten halber die epiſche Form der Iliade und Odyſſee minder vollkommen? Sind deshalb die Charaktere minder wahr, minder groß und edel-gehalten? Bleibt Pindar nicht das ewig-ſtrahlende Urbild aller lyriſchen Dichter? Iſt es nicht jetzt noch ein hoher Ehrenname für einen Trauerſpieldichter, der Euripides ſeiner Nazion zu heißen? Und wenn wir dem feurigen Redner, dem kernhaft- oder auch dem anmuthig-darſtellenden Geſchichtſchreiber, dem im Gewande der Grazien philoſophirenden Weiſen, einen Lorbeer flechten wollen: drücken wir ihnen nicht die Namen jener großen Alten auf die Stirne?

Unwiderſprechlich iſt es, daß in der Epopä eines Milton, und noch mehr in der eines Klopſtocks, eine reinere Moral, eine zärtere Empfindſamkeit herrſcht, als in der Homeriſchen; daß die lyriſchen

Strophen

Strophen eines Jean Baptiſte Rouſſeau und noch mehr die eines Lamotte regelmäßiger, ſpruch- und gedanken-reicher ſind, als die eines Pindar; daß die Philoſophie eines Schillers im Don-Carlos, oder im Wallenſtein, tiefer dringt, als die eines Euripides; daß überhaupt alle unſre neuern Geiſtes-werke den Charakter vielſeitigerer Kenntniſſe und hoch-verfeinerter Ideen, eines gewiſſen philoſophiſchen Ueber-blicks des ungeheuren Feldes der Wiſſenſchaft und der Lage des Menſchen-Geſchlechts, einer gewiſſen welt-bürgerlichen Anſicht der menſchlichen Dinge, tragen: welches alles wir an den Alten vermiſſen.

Aber einige dieſer ſeynſollenden Vorzüge (den größten Theil davon halt' ich für wirkliche Vervoll-kommnung der Gattungen) können wenigſtens, nach den Grundſätzen ſchöner Rede-Darſtellung beurtheilt, eher als Unvollkommenheiten betrachtet werden: z. B. die Ueberladung der Ode mit Bildern, glänzenden Sprüchen und Maximen. Wenigſtens liegt auch in die-ſen uns angeeigneten Vorzügen, wie wir gleichfalls künf-tig zeigen werden, ein Verderbnißkeim des Geſchmacks, dem wir nicht ſorgfältig genug entgegen arbeiten können.

In den Künſten der redenden Gattung übertreffen uns die Alten ſogar an den techniſchen Vollkommenheiten des Perioden-Baus, des Wohllauts, der ſyntaktiſchen Wortzuſammenfügung zum Behuf der Kürze und des Nachdrucks. An dem Mangel einiger dieſer techniſchen Vorzüge ſind wir ſelbſt Schuld durch Nachläßigkeit: an dem Mangel anderer iſt's die Unvollkommenheit der neu-europäiſchen Idiome.

§. 6.

In wie fern bildet die Nazion ihre Schriftſteller und Künſtler? und in wie fern bilden die letztern gegenſeitig die erſtere?

Es ſind gewiß keine unwahrſcheinliche Sagen der frühern Völker-Geſchichte, ja, einige dieſer Sagen ſind offenbar hiſtoriſche Thatſachen, daß Männer von ausgezeichnetem Geiſt und überragendem Talent die erſten Bildner der Nazionen waren, die Wilden zähmten, die Geſetzloſen zur Ordnung leiteten. Denn dieſe Prometheen des Menſchen-Geſchlechts entwickelten ſich entweder in der Mitte der durch ſie zu bildenden Nazion durch eigne Kraft: und nicht nur nicht durch Mitwirkung ihrer Nazion, ſondern ſogar im Widerſpruch gegen den herrſchenden Geiſt derſelben, über welchen ſie ſich glücklich emporſchwangen; (denn ausgezeichnete, und eben dadurch zugleich höherſtrebende Geiſter verſtreute die Natur, wie Gewächſe von beſonderer Größe, gleichſam unter jeden geiſtigen Himmelsſtrich:) — oder ſie waren, wie der Amerikaniſche Geſetzgeber und Volksbildner Manco Capac, Abſtämmlinge fremder, aber ſchon gebildetrer Nazionen.

In dieſen frühern Perioden unſeres Geſchlechts wirkt oft höchſt mittelmäßiges Talent tiefer, daurender, vielſeitiger, als in den ſpätern das größte Genie.

Die Vermenſchlichung einer Nazion mag daher immerhin von irgend einem oder mehrern außerordentlichen, wenigſtens für die damaligen Zeiten außerordentlichen, Geiſtern ausgegangen ſeyn! Mit der Verfeinerung hat es eine andre Bewandniß.

Ehe geſchmackvolle Philoſophen, ſchöne Schriftſteller und große Künſtler in einer Nazion aufſtehen können, muß ſie in ſich ſelbſt, das heißt, ein Theil ihrer Stammgenoſſen, eine beträchtliche Maſſe von Denkkraft und ausgebildetem Schöngefühl entwickelt haben.

Ein gewiſſer Grad dieſer unſchätzbaren Energien des Menſchen keimt in jeder Menſchen-Geſellſchaft, in welcher ein natürlicher Sinn für das Wahre und Schöne (eben deswegen natürlich, weil er uns allen angeboren iſt) ſich mit Wohlhabenheit verſchwiſtert. Wenn wir oben bemerkten, daß einzelne Geiſter, welche das Schickſal auf eine ſolche Weiſe begünſtigte, in Kunſt und Wiſſenſchaft ſich gar bald emporarbeiten: ſo iſt dies derſelbe Fall auch bey größern Menſchen-Maſſen, die nicht, wie dieſe einzelnen Geiſter, durch einen eigenthümlichen Geniusdrang geſpornt werden. Allerdings erheben ſie ſich nicht, eben durch Mangel der Geniuskraft, bis zur Hervorbringung eigener Produkte: aber doch bis zu einer gewiſſen Empfänglichkeit (Receptivität) für den Genuß ſolcher Produkte.

Dieſe zur ächten intellectuellen und äſthetiſchen Verfeinerung vorbereitende Geiſtesſtimmung verdient eine nähere Beleuchtung.

Wie entſteht ſie? Wie bildet ſich der ausgeſuchtere Theil der Nazion dazu? (denn von dieſem allein iſt hier die Rede.) und zwar noch vor dem Auftritt großer Künſtler, Philoſophen und Schriftſteller?

Man denke ſich eine volkreiche Stadt, in welcher Handel oder Kunſtfleiß einen Theil der Bewohner in einen gewiſſen Wohlſtand verſetzt haben, ſo daß ſie, ſelbſt frey von jeder drückenden Lebensſorge, gleichſam nur die Zuſchauer des mühſeligen Lebens anderer ſind, und, ſtatt dem Bedürfniß, dem Vergnügen nachgehn und nachſinnen können.

In jeder Familie aus dieſer Klaſſe wird ſich zuvörderſt zwiſchen Herr und Diener, zwiſchen Frau und Aufwärterin, zwiſchen dem Unabhängigen und dem Abhängigen, ein gewiſſer Abſtand der Sprache und der Sitten einführen, ein Abſtand, welcher in der Verſchiedenheit der Lebensweiſe und des gegenſeitigen Verhältniſſes ſeinen natürlichen Grund hat. Die Muße, deren ſich der Gebietende und Wohlhabende erfreut, macht ihn, beſonders bey einer gewiſſen ruhigern Gemüthsart, mehr zum Denken, zum ruhigern Hingeben an ſeine Empfindungen, aufgelegt. Und ſchon hierin liegt, wie wir wiſſen, ein gewiſſer Keim zur höhern Bildung. Man zieht Gegenſtände in ſeinen Ideen-Kreis, welche das Intereſſe der arbeitenden Klaſſe der Nazion nicht reizen: man denkt und ſpricht über Staatsangelegenheiten, über Krieg und Frieden, über neue Erfindungen der Bequemlichkeit oder des Vergnügens, über Erzählungen fremder Reiſenden: man lieſt (dergleichen ſich noch aus der frühern Epoche herüberpflanzen) die rohen poetiſchen oder proſaiſchen Geiſtesprodukte der Vorzeit, welche, bey aller Unvollkommenheit nach Form und Materie, dem Gemüth doch immer eine geiſtigere Nahrung gewähren, als die all-

täglichen Gegenſtände der Haushaltung u. d. g.: man umringt ſich, wenn es dergleichen ſchon giebt, mit einigen Stücken der Bildhauer- oder Mahler-Kunſt, die, in Hinſicht auf ihren Werth, ungefähr mit den Geiſtesprodukten in derſelben Klaſſe ſtehn: man lieſt dieſe, man beſchaut jene: und raiſonnirt über beyde.

So gewinnt der Ideen- und Empfindungs-Kreis Umfang, Mannigfaltigkeit und Verfeinerung: dieſe erweiterten, vermannigfaltigten, vergeiſtigten Ideen und Empfindungen gehen ganz natürlich in die Sprache über, welche, in demſelben Maaß, ſo gering dies auch ſey, vermannigfaltigt und vergeiſtiget wird.

Denn wenn das Volk ſich für ſeine Bedürfniſſe und Vergnügen ſeine eigne Sprache, und durch ſich ſelbſt, ohne alle ſchriftſtelleriſche Beyhülfe, gebildet hat, eine Sprache, kraftvoll, nachdrücklich und für jede Bezeichnung der dieſem Theil beywohnenden Begriffe und Empfindungen hinlänglich: warum ſollte nicht auch der gebildetre Theil der Nazion gleichfalls durch ſich ſelbſt, und ohne ſchriftſtelleriſche Beyhülfe, (wir haben geſehn, daß dieſe auch noch hinzukommen kann) ſich für ſeine vergeiſtigten Ideen und Empfindungen eine vergeiſtigte Sprache ſchaffen! Es widerſpricht der geſammten Bildungsgeſchichte der Sprachen, zu behaupten, daß die feineren und zierlichern Wendungen, die Abſtractionen und kunſtvollen Vergeiſtigungen roh-ſinnlicher Stammwörter, blos Gebilde eigentlicher Denker oder Schriftſteller ſind. Die alltäglichſten Geiſter ſchaffen zu Zeiten ein glückliches

Wort, einen pittoresken Ausdruck: die Weiber beſonders, durch ihren natürlichen Feinſinn und lebendige Anſchauung des Details der Dinge, ſind in Sprachbildungen dieſer Art ausgezeichnet-glücklich.

Es könnte alſo ſchon Eine wohlhabende Familie ſich durch ſich ſelbſt bis zu einem gewiſſen Grade verfeinern: ſo beſchränkt auch dieſe Verfeinerung, wegen des eng-begränzten Horizonts derſelben, wegen der geringen Anzahl der hier zuſammenlebenden Menſchen, und wegen der Einförmigkeit ihrer Lebensweiſe, ſeyn würde.

Aber in einer volkreichen und wohlhabenden Stadt ſchließen ſich die Reichern und Gebildetern, durch Gleichheit der Denk- und Lebensweiſe, ſehr bald aneinander, und theilen ſich den gegenſeitigen Grad der Bildung mit: und dieſe Mittheilung allein ſchon erweitert den Ideen- und Empfindungskreis. Die natürliche Folge des öftern Beyſammenſeyns von Menſchen dieſer Klaſſe iſt die Einführung eines gewiſſen höhern, (intellectuell-) geiſtigern, und (äſthetiſch-) zierlichern Tons in die Geſellſchaft, welcher in dem Grade merklicher wird und ſich höher ſtimmt, als ſich in dieſer Geſellſchaft Vornehme mit Geringern, und vorzüglich auch Weiber mit Männern zuſammenfinden.

In dieſe Geſellſchaften, die wir uns bis dahin nur aus ſehr alltäglichen Geiſtern zuſammengeſetzt denken mochten, laßt uns nun noch einige Geiſter (männlichen oder weiblichen Geſchlechts) von erhöhter Schwungkraft, Geiſter von nicht gemeinen

intellectuellen und äſthetiſchen Anlagen ver-pflanzen!

Und wie? Haben dann wirkliche Dichter, Philoſo-phen, Schriftſteller und Künſtler allein nur Geiſt, Phantaſie, Witz und Kunſtſinn? Verbraucht ſich nicht, ſo zu reden, ſo manches poetiſche, philoſophiſche, äſthe-tiſche Genie, und verſchwendet, zerſplittert ſeine ſchö-nen Kräfte — in geſellſchaftlichen Zerſtreuungen? Man gebe acht, wie allmächtig Geiſter von dieſem Gepräge die Cirkel beherrſchen, welche ſie zu beſuchen würdigen! Man bemerke, wie ſie, nach dem Shakeſpearſchen Aus-druck, der Spiegel ſind, in welchem alle übrigen ſich beſchauen, die Regel, nach welcher ſie ſich in Sprache und äußerlichem Benehmen bilden!

Geiſter von dieſem Gepräge, Geſetzgeber und Bild-ner der geſellſchaftlichen Verfeinerung, waren, zum Bey-ſpiel unter Ludewigs XIV Regierung, die Rochefau-cault, die Grammont, die St. Evremont, die Buſſy Rabutin, die Marquiſe von Sevigne. Denn obgleich ſie alle, den Grammont ausgenommen, in der Folge als Schriftſteller aufgetreten ſind; ſo glänz-ten ſie doch viel früher, und eine lange Periode hindurch, blos als Geſellſchafter: und ihre Schriften ſelbſt drücken offenbar nur ihren eigenen Geſellſchaftston aus. Jeder von ihnen hatte ſich durch ſich ſelbſt gebildet.

Gewiß! der Beytrag, welchen dieſe geiſtreichen Cavalieri und Donne conversadori zu der Ideen- und Sprach-Verfeinerung der Geſellſchaft liefern, iſt nicht unbeträchtlich: die witzigſten Impromptü's, die tref-fendſten Gegen-Antworten (Repartien), die gefälligſten

Wendungen und zierlichſten Phraſen der Sprache — ſind oft nur ihr Gebilde. Natürliches Talent leitet ſie von ſelbſt dazu; Ehrgeiz, Glanz- und Gefallſucht beleben und ſchärfen dies Talent; gegenwärtiger Beyfall begeiſtert ſie, und ſpannt ihr Talent nicht ſelten zu einer Energie, bis zu welcher es ſich zu Hauſe, oder am Schreibe-Pult ſchwerlich erheben würde.

So herrſchte in Paris, herrſchte am Hofe Ludewigs XIV, wo ſich, theils durch die Feudal-Verfaſſung, theils durch den gemiſchten Umgang beyder Geſchlechter, theils durch den natürlich-lebhaften und geiſtreichen Charakter der Nazion, alle angeführten Momente der von Schriftſtellern und Künſtlern unabhängigen Selbſtbildung ausgeſuchterer Cirkel vereinigten, herrſchte in Paris und an Ludwigs XIV Hofe, eine sehr ſchätzbare Summe von Ideen- und Sprach-Verfeinerung — noch vor der Erſcheinung der Luſtſpiele eines Moliere, der Satyren eines Boileau, der Werke eines Boſſuet u. ſ. w.

Das berühmte *Hôtel de Rambouillet*, dieſer Sammelplatz alles deſſen in Paris, was ſich geiſtreich, gebildet oder vornehm glaubte, oder es auch war, beſtand allerdings zum Theil aus damaligen Schriftſtellern: aber dieſe bildeten auch eben hier, durch den Umgang mit Weibern, Hofleuten, Prinzen und geiſtreichen Geſellſchaftern, ihren Geiſt und ihre Sprache, wenn ſie gleich ſelbſt wiederum, durch ihre Schriften, auf dieſen Cirkel, wie auf die Nazion, zurückwirkten.

In Griechenland fehlten einige dieſer Momente der Selbſtbildung der Nazion; es fehlte hier die Feu-

dal=Verfaſſung, und, durch dieſe, jene vielſchichtige Ab=ſonderung der Menſchen von einander durch Stand, Rang und Reichthümer, welche vor allen andern der Bereicherung der Sprache mit feinen Wendungen der Höflichkeit ſo günſtig iſt; es fehlte die freye, unbefangene Miſchung beyder Geſchlechter im Umgange, welche durch die Anregung zärtlicher Neigungen für einander, dem angebornen Feinſinn des weiblichen Geiſtes, wie der Energie des männlichen, einen höhern Schwung giebt, und beyde zu Ideen, Gefühlen und wörtlichen Darſtellungen dieſer Gefühle begeiſtert, welche ihnen, ohne gegenſeitige Mittheilung, nicht gekommen ſeyn würde.

Aber dieſe, wie man glauben ſollte, weſentlichen Mängel erſetzte dem Griechen die Redner=Bühne, deren weit=verbreiteten Einfluß auf Nazional=Bildung wir oben entwickelt haben: eine Entwickelung, aus welcher hervorgeht, daß griechiſche Selbſtbildung der Nazion ungefähr in dem Maaß einen höhern Schwung nehmen mußte, wie franzöſiſche; als allgemeine Landes=Intereſſe dem Geiſt größere Ideen darbieten und edlere Empfindungen wecken, wie Hof=Cabalen und Liebes=Intriguen; als Demagogen auf der Bühne kräftiger ſchildern, ſcharfſinniger ihre Begriffe entwickeln, mannigfaltiger und kunſtvoller darſtellen, wie Hofleute und angenehme Unterhalter.

So kann alſo eine Nazion ſich ſelbſt, und unabhängig von großen Schriftſtellern und Künſtlern, einen beträchtlichen Grad von Intellectualität und veredeltem Schöngefühl anbilden!

Geſetzt nun! es tritt ein Schriftſteller auf, und er will von dem gebildetern Theil der Nazion geleſen ſeyn; ſo muß ſein Werk nothwendig, nach Form und Materie, in den unter dieſem Cirkel der Nazion herrſchenden Geiſt der Intellectualität und des veredelten Schöngefühls eingreifen; Sprache, Form, Wendung, Perioden-Bau, Wortſtellung, wird er einzig aus dem Munde der Nazion entlehnen: ſelbſt ihr Hang zur Leichtigkeit oder zum Phlegma, ihr Ueberſchwung zur Phantaſie, oder zum reinen Denken, wird ſich in ſeinem Werk, ſoll es gefallen, abſpiegeln müſſen. Er kann, durch eigne Genius-Kraft unterſtützt, über den herrſchenden Grad der nazionellen Bildung hinausgehen; er kann eine ſchärfere Denkkraft, ein höheres Schöngefühl in ſeinem Werk entwickeln: die beſſern Geiſter werden es nur deſto mehr bewundern. Aber unter dem herrſchenden Grad der nazionellen Selbſtbildung kann er, ohne gerechte Beſorgniß, vernachläſſigt zu werden, nicht ſtehen bleiben: (wie denn überhaupt jeder Schriftſteller, in Hinſicht auf ſeine Leſer, die Rolle des Ueberlegenen ſpielt).

Auch wird man wahrnehmen, daß die Schriftſteller überall, wo ſie ſich aus der Mitte ihrer Nazion hervorbildeten, und aus keinen fremden Quellen tranken, (denn von ſolchen allein iſt in dieſem Abſchnitt die Rede), mit der Bildung der Nazion parallel gingen; die mittelmäßigen unter ihnen drückten das klare, ſchlichte Bild dieſer nazionellen Selbſtbildung ab; die großen verſchönerten und veredelten es mit ihren eigenen Original-Zügen. Ja der Einfluß der reinen Nazional-Bildung auf die ſchöne Schriftſteller-Kunſt

erſtreckt ſich ſo weit, daß ſelbſt Geiſter von eigenthümlicher Kraft ſich dem herrſchenden Geſchmack fügen, und ihre eigene, beſſere Genius-Geſtalt, durch eitle Einſchmiegung in die abentheuerlichen Mißverhältniſſe des letztern, ſehr oft entſtellen.

Je weiter in der Folge die Nazion theils durch ſich ſelbſt, theils durch den Einfluß guter und trefflicher Schriftſteller in der Bildung vorrückt; deſto freyer kann das Genie gleichſam mit allen ſeinen Flügeln ſchlagen; deſto reiner jeden ſeiner originellſten Züge ausprägen; deſto unabhängiger wird die Bildung des Schriftſtellers von der Bildung der Nazion, welche allmählich Neuheit und Originalität der Geiſterfrom faſt ihrer eignen, und mehr als ſie ſollte, vorzieht.

Hieraus erhellet dann von ſelbſt, daß die Nazion ſich ihre erſten guten Schriftſteller ſelbſt bildet und erzieht; daß aber die Schriftſteller, je mehr Einfluß ſie auf die Bildung der Nazion gewinnen, in der Folge theils durch ihr eignes Talent, theils durch das Studium der Werke ihrer Vorgänger, durch Vermeidung ihrer Fehler, durch Nachahmung und mögliche Erhöhung ihrer Tugenden, oder durch Verbindung der verſchiedenartigen dieſer Tugenden, ſich vielmehr durch ſich ſelbſt erziehen und bilden.

Mit den zeichnenden Künſtlern hat es dieſelbe Bewandniß. Die früheren derſelben bequemen ſich dem Nazional-Geſchmack in Bekleidung, Form und Stellung ihrer Kunſtbildungen, und werden von ihm beherrſcht: die ſpätern ſetzen ſich über ſeine Flachheit oder

Kleinlichkeit weg, folgen den anerkannten Regeln der Beſſern unter ihren Vorgängern, folgen ihrer eigenen Originalität, und beherrſchen und beſtimmen den Geſchmack der Nazion.

Wie vortreffliche Werke der Schriftſteller-Kunſt und der zeichnenden Kunſt auf die Nazional-Cultur zurückwirken, und ihr alſo gleichſam für das einſt von ihr geliehene Kapital mit reichem Wucher zollen, iſt in den vorigen Paragraphen dieſes achten Abſchnitts zur Genüge dargethan worden.

So wie auch aus den dort gegebenen Erläuterungen klar iſt, daß die Selbſtbildung einer Nazion, ohne einen Vorrath muſterhafter Werke, in den redenden und zeichnenden Künſten vorzüglich, ſich nie über das Flache und Alltägliche erheben wird.

§. 7.

In wiefern iſt der Einfluß der Weiber in die Cultur einer Nazion nothwendig oder entbehrlich?

Man ſollte glauben, Weiber müßten, als zugeordnete Mitgehülfen der Männer, ſo wie zu dem wahren Heil des menſchlichen Geſchlechts beytragen (welches ſie auch durch die ihrem Geſchlecht eigenthümlichen Tugenden thun), alſo auch nothwendig und unentbehrlich in die intellectuelle und äſthetiſche Verfeinerung der Nazionen mit einfließen.

Dagegen ſcheint es mir, daß es die einzige und gewiß erhabene Beſtimmung der ſchönen Hälfte des

menſchlichen Geſchlechts iſt, die Rohigkeit des Mannes zu beſänftigen, ihm durch Liebe und treue Pflege ſeine Mühſeligkeiten zu verſüßen, die Kinder zu erziehen, die häuslichen Tugenden auszuüben: und bey der Erfüllung dieſes großen Berufs die höhere Geiſtesbildung des Mannes durch Kunſt oder Wiſſenſchaft höchſtens zu theilen, keinesweges aber derſelben Geſetze zu geben.

Die Unſchicklichkeit und von der Natur ſelbſt gleichſam beurkundete Unzweckmäßigkeit der letztern Behauptung ſcheint mir aus folgenden Gründen unbezweifelbar einzuleuchten.

Selten wird einem Weibe höhere Geiſtesbildung durch andere Gründe Bedürfniß, als entweder aus Mode, oder aus angeborner Eitelkeit und Gefallſucht, oder auch durch den Nothzwang der Einſamkeit. Nie wird es irgend einem Weibe, wie dem ſchwungvollen männlichen Geiſt, das höchſte und ſtrebenswertheſte Ziel ſeyn, als die geiſtreichſte und genievollſte ihres Geſchlechts zu glänzen: die ſchönſte zu ſeyn, wird immer ihr höchſtes Ideal bleiben: wenn ſie gleich durch Mangel an körperlichen Vorzügen, oder auch, nach verblühter Schönheits-Epoche, dies Ideal liebzugewinnen, und wer weiß mit welcher Hitze zu umarmen ſcheinen mag. In dem Abſcheu aller gründlich-denkenden Männer vor gelehrten Weibern von Metier ſpricht unüberhörbar-laut die Stimme der mißbilligenden Natur.

Aber ferner: Höchſt ſelten erhob ſich ein weiblicher Geiſt in der intellectuellen und äſthetiſchen Bildung ſo

weit, daß er, gegen die männliche Vollendung derſelben gehalten, nicht flach und alltäglich erſchien. Denn alles, was die Sappho's und die Hippien, die Sevigne's und die Chatelets, die Karſchinnen und die Laroche geleiſtet haben, geht nie über gewiſſe beſchränkte Gattungen, oder über das Feine, Zierliche und Gefällige hinaus.

Endlich: Ihr wirklicher Einfluß in die Verfeinerung iſt, wenn gleich in einzelnen Rückſichten nicht ohne unleugbare Vortheile, im Ganzen offenbar mehr verderblich als heilſam geweſen. Dies letztere werden wir ſogleich im folgenden darthun.

Da alſo der Wirkungskreis des weiblichen Geſchlechts, durch alle Anlagen, welche die weiſe Mutter der Dinge in ihm getroffen, mehr praktiſch-nützlich und moraliſch-edel, als rein-intellectuel oder äſthetiſch iſt; ſo iſt auch der Einfluß der Weiber in der Epoche der Vermenſchlichung theils weſentlicher, theils heilſamer, als in der Epoche der Verfeinerung.

Man wird mir einwenden: „Aber der Grieche ſpreche doch von den Aſpaſien ſeiner Perikles, und von den Diotimen ſeiner Sokrate, von der hohen Cultur einiger öffentlichen Töchter der Freude ſogar, mit dieſer Begeiſterung!" Ich geb' es zu.

Allein was lernten jene große Männer der Nazion zu den Füßen ihrer Aſpaſien und Diotimen? Allerdings zuvörderſt jede lüſternſte Verfeinerung des ſinnlichen Genuſſes, — welches aber die Weisheit der grie-

chiſchen Nazional-Schriftſteller, als etwas gemeines und alltägliches, für Geiſtesbildung gleichgültiges, ja gefährliches, abſichtlich verſchweiget. Aber die hohen Lehren der Philoſophie von Gott, Vorſehung, Unſterblichkeit, und von himmliſcher Liebe, das, rühmen die Schriftſteller, lehrten dieſe Männer dieſe Weiber.

Denn die Miſchung des höchſten Sinnlichen mit dem höchſten Geiſtigen iſt doch wohl eine zu gewöhnliche Erſcheinung in der menſchlichen Natur, als daß in einer dem Geſchlechtsgenuß ſo ergebenen, und zugleich ſo geiſtreichen Nazion, wie die Griechen waren, die letztgenannten platoniſchen Lehren nicht mit den erſtern, der Gärten des Epikurs würdigen, ſehr verträglich gefunden werden ſollten. Und trägt dann etwa die Leichen-Rede des Perikles auf die gefallenen Athener, ſo wie ſie uns Thucydides aufbewahrt hat, die Spuren weiblichen Zartſinns, weiblicher Wehmuth, zu deren Ergießungen ihm doch dieſes Thema reichen Stoff bot? Empfiehlt Sokrates ſeinen Jünglingen Weiber-Beſuch als unumgänglich-nothwendiges Bildungsmittel? Der Geiſt heroiſch-männlicher Geſinnung ſpricht in jener Rede des griechiſchen Demagogen von der erſten bis zur letzten Zeile: und Sokrates warnt vor Weiber-Umgang, als vor einer der gefährlichſten Klippen des Lebens.

Aber wenn uns auch nicht philoſophiſche und hiſtoriſche Schriftſteller der Griechen über das Eigenthümliche der Weiber-Cultur der Nazion belehrten; ſo würden wir's aus ihren Dichtern lernen. Ein Aeſchylus, ein Sophokles, ein Euripides, wenn ſie Weiber-Cha-

raktere darſtellen, mahlen ſie nicht vielmehr das Würdevolle, Heroiſche, bis zum Schaudern Tiefleidenſchaftliche des Geſchlechts, als ſeine ſanftern und zartern Gefühle? Häuslichkeit, Eltern- und Kinder-Liebe (die letztere ſogar in der raſenden Medea) ſtellen ſie uns als die einzig-würdigen zärteren Gefühle dieſes Geſchlechts auf. Selbſt die weiblichen Darſtellungen eines Euripides, z. B. von einer Alceſte, einer Polyxene, einer Iphigenia, einer Phädra, wird man tiefleidenſchaftlich, aber in keinem Zuge mit Siegwartiſcher Empfindſamkeit, gezeichnet finden.

„Dafür fehlts aber auch den griechiſchen Schrift-„ſtellern, und beſonders den Dichtern, an jenem lieb-„lichen Schmelz, an jenen unausſprechlich-rühren-„den Situazionen zweyer durch Eltern-Strenge oder „durch eherne Nothwendigkeit getrennten Geliebten; „fehlt es ihnen . . . .“

Wahr: das und einige ähnliche Kleinigkeiten, deren wir Neu-Europäer bis zum ſtrömenden Ueberfluß beſitzen, fehlten ihnen.

Aber ſtatt dieſer armſeligen Verzierungen unſrer Gedichte und Romane hat ihre geſammte proſaiſche und poetiſche Litteratur einen Ernſt, eine Würde, eine Sittlichkeit, welche der unſrigen, zum Leidweſen aller Kenner des wahren Schönen, abgehn.

Bey den herzſchmelzenden verliebten Schilderungen unſrer Racinen, Voltairen, und der Verfaſſer der „Sophas“, unſrer Wielande und Kotzebue, findet ſich unſre ſinnliche Lüſternheit auf das ſchmeichelhafteſte

hafteſte gekützelt: wir leſen die Stellen noch einmal und noch einmal, drücken das ſchönſte aller Bücher an die Bruſt, werfen dem Herz = ergreifenden Dichter (denn Herz nennen wir die Reizbarkeit für die ſinnlichſten Vergnügen des Geſchlechts) Küſſe zu.

Aber wie weit rückt, im Taumel dieſes ideellen Sinnengenuſſes, unſre Bildung für erleuchtete Intellectualität, für das wahre Schöne, und für die Sittlichkeit vor? Ihr werdet's aus eigner Erfahrung wiſſen, und wahrſcheinlich gerade hier das Schweigen der Antwort vorziehn.

Griechiſche und neu = europäiſche Weiber = Cultur mit einander verglichen, kann man alſo ſagen: die Griechen vermännlichten ihre Weiber, ſo wie ſie ihre Götter vermenſchlichten: ſie ſuchten in den Weibern die Heroinen, wir die Weiber; ſie ſtrebten, die weibliche Natur durch Anſchließung an einige ſchöne Energien der männlichen zu erheben; wir die männliche Natur durch die weibliche zu verzärteln: der Umgang ihrer großen Männer mit den Weibern war großer Männer würdig: der unſrige iſt meiſtentheils geckenhaft und nur der Zierlinge würdig.

Um indeſſen die mir einleuchtenden Vortheile des Weiber = Umganges, ſo wie er da durch unſre Europäiſche Sitten eingeführt iſt, ins Kurze zu faſſen, ſag' ich:

Männer = Rohigkeit iſt dadurch, zum Gewinn für unſre wahre Ausbildung, abgeſchliffen; der Geiſt der Häuslichkeit und des ſtillen

Lebens beveſtiget; die ſchöne Kunſt mit einigen neuen Zügen bereichert worden, welche unter den Händen der Shakespear, der Goethe, der Schiller, den pathetiſchſten des Alterthums verglichen werden können; die Philoſophen haben angefangen, den ſonderbaren Eigenthümlichkeiten der Weiber nachzuforſchen, und mit ihrer Charakteriſtik die neuere Pſychologie glänzend zu bereichern; ſo wie ihrer wahren Beſtimmung nachzudenken, und ihre Ausbildung dazu dem Jahrhundert ans Herz zu legen; die Geſchichtſchreiber haben angefangen, den mächtigen Einfluß des weiblichen Geſchlechts in die Leitung der menſchlichen Dinge zu beherzigen: und jeder gründliche Mann, ſie nach ihrem wahren Werth zu lieben und zu achten, wie es die Alten nicht thaten und dadurch auf Abwege der Unnatur verſchleudert wurden.

Teutſche und Brittiſche Litteratur, Kunſt und Sitten, haben ſich von dem verderblichen Einfluß des andern Geſchlechts am meiſten frey erhalten; Franzöſiſche Litteratur, Kunſt und Sitten, haben ſich damit am meiſten befleckt.

§. 8.

In wie fern iſt es wahr, daß die größten Genies gewöhnlich in Einer Epoche zuſammen leben?

Man könnte dieſer oft aufgeworfenen Frage eine lächerliche Wendung geben; man könnte ſagen: die in den ſo genannten goldnen Zeitaltern der Litteratur und Kunſt zuſammen-auftretenden vortrefflichen Genien machen die goldnen Zeitalter; nicht aber die Zeitalter machen die vortrefflichen Genien.

Aber, die Sache ernſthaft angeſehen, finden wir zuvörderſt: daß wirklich große Genien in den verſchiedenen Gattungen der Wiſſenſchaft und der Kunſt zu gewiſſen Zeiten gleichſam in Haufen auftraten, und eine lange Reihe, obſchon nicht gleicher, wenigſtens ähnlicher im Gefolge hatten. Daher ich dieſe ſo genannten goldnen Zeitalter geſegnete Ernten in der Geiſterwelt nennen möchte.

Woher dies Phänomen?

Nichts gewiſſer, als daß, wie in einem §. des erſten Bandes dieſes Werks dargethan werden, eine Menge trefflicher Geiſter mit herrlichen Anlagen jeder Art in keiner Periode mangelt: denn auch die geiſtige Zeugungskraft der Mutter der Dinge bleibt ſich ſelbſt gleich. Aber eben ſo wahr iſt's, daß ſehr oft die Perioden den trefflichen Geiſtern mangeln, ich will ſagen, daß ſie den keimenden Genien keinen ergiebigen Boden zum Wachsthum, zu fruchtreicher Entwickelung bieten.

Fehle alſo nur nicht die Periode den Genien; die Genien werden der Periode nicht fehlen! Wenn die Zeitverhältniſſe der Entwickelung der Geiſter günſtig waren; wenn Wohlhabenheit und äußerliche Ruhe in der Nazion eine gewiſſe Empfänglichkeit für ſchöne Kunſt und für Wiſſenſchaft hervorgebracht; wenn die Sprache ſich bis zum glücklichen Ausdruck geiſtiger Begriffe gefeilt, die Sitten ſich bis zu einer gewiſſen Milde verſänftet hatten; wenn der geiſtreiche Korf, als ſolcher, etwas zu gelten anfing, der Künſtler Beyfall und Belohnung hoffen konnte: das war ein befruch-

tender Regen und erquickender Sonnenſchein auf die Gefilde der Geiſter=Welt.

Zuerſt blühen einige Vorführer der verſchiedenen Gattungen auf: ausgezeichnete Dichter, Philoſophen, Künſtler: bald weckt die Tuba des Epiſchen Dichters die Leyer des hohen Oden=Sängers, und dieſer den Dichter der Grazien: der Philoſoph für die Schule erzieht den Philoſophen für die Welt; der Künſtler des Erhabenen bildet einen Zögling der Amouretten. Die Wiſſenſchaft beleuchtet die Künſte, die Künſte verſchönern die Wiſſenſchaft; die redenden Künſte wirken zur Vergeiſtigung der zeichnenden, die zeichnenden zur Verſinnlichung der redenden. Ein Denker, ein Schön=Empfinder wetteifert mit dem andern: ein Philoſoph entwickelt, berichtiget, erweitert die Ideen des andern: ein Künſtler glättet, erhöht, veredelt die Gebilde des andern. So ſchreitet die Wiſſenſchaft mit raſchen Schritten auf ihrer endloſen Laufbahn fort: ſo prägt die Kunſt jede ihrer ſchönen Geſtalten und Unterarten aus: alles unterſtützt und fördert ſich gegenſeitig, alles lebt und regt ſich durcheinander. Eine ſolche Frucht=Periode der Geiſter gleicht einer unüberſehbaren Aue, auf welcher Früchte und Kräuter und Blumen der mannigfaltigſten Art mit jeder gefälligen Farbe das Auge, mit jedem lieblichen Duft den Geruch ergetzen, und die entzückten Sinne in den angenehmſten Rauſch einwiegen.

Nach einer ſolchen Frucht=Periode tritt dann gewöhnlich (eine durch Thatſachen der Litteratur= und Kunſtgeſchichte gerechtfertigte Bemerkung) eine Pe=

riode der Dürre ein. Die geiſtige Zeugungskraft der Natur ſcheint ſich durch die vielen Geburten erſchöpft, und nun, wie zum Ausruhn, die Gebärmutter verſchloſſen zu haben.

So ſcheint's. Aber die Sache verhält ſich anders.

Die verſchiedenen Gattungen des Schönen ſind, nach ihren eigenthümlichen Zügen, ausgeprägt; dem nachgebornen Genie bleibt nichts übrig, als hier, dort einen einzelnen Zug jetzt mehr hervorzuheben, jetzt feiner zu nuanziren: es darf nicht mehr den Namen eines Originals, eines Erfinders anſprechen; es muß ſich mit dem des Verbeſſerers, des Verzierers begnügen: das Publikum, gleich dem Alten des Horaz, mehr das durch eine Reihe von Jahren Bewährte lobpreiſend, als den unverkennbaren Vorzügen des Neuen huldigend, demüthiget den Künſtler, ſtatt ſeinen Stolz zu wecken oder zu nähren, und erkennt ihm, ſtatt des verdienten Lorbeerkranzes, ein kärgliches Lorbeerblättchen zu. Der Muth des Künſtlers erliegt: er verfertiget Gipsfiguren für den Markt, ſtatt der Marmor-Standbilder für die Ewigkeit; er ſchreibt Journal- und Muſen-Allmanachsgedichte, ſtatt Epopeen und hoher Oden. Denn die Gipsfiguren bringen ihm wenigſtens gegenwärtigen Gewinn; die Journal- und Muſen-Gedichte den Dank der Herausgeber, das flüchtige Lob eines mit den Herausgebern verbundenen Rezenſenten.

Sehet da die natürlichen Urſachen der Periode der Unfruchtbarkeit nach der Periode der großen Fruchtbarkeit!

Dagegen iſt es nicht wahr, daß die großen Genien der Kunſt und Wiſſenſchaft immer zu gleicher Zeit, und zuſammen lebten *).

Wie einzelne Sterne an dem ringsumdunkelten, mit Gewitter=Wolken umlagerten Himmel in der Nacht hervorfunkeln; ſo Homer in der griechiſchen Litteratur; Dante, Petrarch und Boccaz in der Italieniſchen; Chaucer in der Engliſchen Dichtkunſt; Albrecht der Große und Baco von Verulam in der philoſophiſchen Litteratur; und die Minneſänger in dem Mittelalter.

Aber nicht unbemerkt müſſen wir's laſſen, daß den genannten neu=europäiſchen Dichtern, Proſaikern und Philoſophen die Quellen ihrer Geiſtesbildung nicht aus der Mitte ihrer Nazion, ſondern aus den Alten zufloſſen, und daß ſie, troß ihrer unbeſtreitbaren Original=Kraft, ſich erſt an einer fremden Krücke aufrichten mußten, um mit dem hohen Schritt einherzuwandeln, mit welchem ſie nun ihre glorreiche Laufbahn durch finſtre Jahrhunderte vollendeten.

---

*) Ueber dieſen Gegenſtand ſiehe eine eben ſo belehrende als unterhaltende Abhandlung in den Werken des feinſinnigen Algarotti.

Neunter Abſchnitt.

Charakter-Darſtellung der Epoche der Verfeinerung (Fortſetzung) in Hinſicht auf die phyſiſchen Anlagen, auf Technik, bürgerliche Verfaſſung, und Religion.

Da der Hauptzug in dem Charakter der Verfeinerung, derjenige alſo, welcher alle übrigen beſtimmt, Selbſtſtändigkeit der philoſophirenden Vernunft und der äſthetiſchen Urtheilskraft, mithin der intellectuellen und äſthetiſchen Bildung, iſt; ſo muß auch die herrſchende Form aller übrigen Anlagen aus dem herrſchenden Charakter der intellectuellen und äſthetiſchen abgeleitet werden.

§. 1.

Charakter der phyſiſchen Anlagen in der Epoche der Verfeinerung.

Die Intellectualität, zu welcher ſich der Menſch nunmehr heraufgearbeitet, verbreitet über ſein ganzes Aeußere jenen Ausdruck von Geiſtigkeit, durch welchen wir noch immer den gebildeten Mann von dem ungebildeten unterſcheiden.

Dieſer Ausdruck beſteht in einer gewiſſen Fügſamkeit und Geſchmeidigkeit aller Geſichtsmuskeln, in einer bedeutungsvollen Beweglichkeit des Auges, in einer gewiſſen Leichtigkeit des Ganges, und in einer freyen Stellung und Haltung des ganzen Körpers.

Denn da der Geiſt, als Prinzip der Thätigkeit im Menſchen, Mannigfaltigkeit und Feinheit in ſeine Vor-

ſtellungen bringt; da er ihn die Dinge um ihn her mit neuem und über körperliches Bedürfniß erhabenem Intereſſe anſehen lehrt, und die vernünftige, ſo wie die vernunftloſe Natur, zum Gegenſtande ſeiner Betrachtungen macht; ſo muß auch dieſe Beweglichkeit und Feinheit des Geiſtes vermittelſt der Beweglichkeit desjenigen Theils des menſchlichen Körpers, in welchem der Geiſt am klarſten wiederſcheint, nämlich im Geſicht, ſich ſehr beſtimmt ausdrücken.

Das Auge ſcheint immer wie auf der Warte nach neuen Vorſtellungen zu ſchweben: jede neu=aufgehaſchte oder merkwürdigere Vorſtellung ſetzt eine Muskel des Geſichts in Bewegung, und bringt dadurch in alle Züge deſſelben Mannigfaltigkeit. Dieſe Mannigfaltigkeit wird vermehrt durch den pathognomiſchen Ausdruck der Leidenſchaften, die, vermittelſt der feineren, nüancirtern Empfindungsweiſe, als einer natürlichen Folge der feinern Vorſtellungsart, reizbarer werden, und dadurch ihren Ausdruck vervielfältigen.

Durch alles dies muß alſo auch Gang und Haltung des Körpers von der einen Seite eine gewiſſe Freyheit und Leichtigkeit annehmen, die insbeſondere aus dem ſchnellen Ideen=Wechſel natürlich abfließt; von der andern eine gewiſſe Beſtimmtheit, die den denkenden Mann in jedem Augenblick der Selbſtüberlaſſenheit auf irgend einen beſondern Gegenſtand geheftet darſtellt.

So wenig endlich auch die Naſe eines gewiſſen intellectuellen oder äſthetiſchen Ausdrucks fähig zu ſeyn ſcheint: ſo pflegen wir doch in dieſen Theil des Geſichts

eben ſowohl den Ausdruck verfeinerter Geiſtigkeit des Denkens, wie des Empfindens, zu legen. In dieſer Naſe, ſagen wir, nach der natürlichen Phyſiognomik, herrſcht Feinſinn, Geſchmack, Schlauheit; aber auch Stolz und Edelmuth. Der Grund davon ſcheint in derjenigen Richtung zu liegen, welche die Mine des intellectuellen Anſchauens und Betrachtens, vermittelſt der Form der übrigen Geſichtszüge, auch der Naſe, als einem ſo hervorſtechenden Theile des Geſichts, eindrückt. Daſſelbe gilt von dem Ausdruck des Stolzes, des Edelmuths, oder auch der Verachtung: denn dieſe Gefühle, welche gewöhnlich herrſchende Züge des Gemüths, und nicht blos leichtvorüberſchwindend ſind, laſſen gleichfalls in dieſem Geſichtstheil beſtimmte Spuren zurück.

Alle dieſe phyſiognomiſchen Züge der Verfeinerung können durch körperliche Gebrechen, durch verkehrte Erziehung, oder auch durch thörichte Gewohnheiten, und, noch öfter, durch zerſtörende Laſter, geſchwächt, verwiſcht, und faſt bis zum Unkenntlichen entſtellt werden. Aber der eine und der andre Zug wird gewöhnlich, noch mitten durch dieſe verſchuldete oder unverſchuldete Entſtellungen, bedeutungsvoll durchſchimmern. So erkannte man einen von der Natur äußerſt ſtiefmütterlich-behandelten Mendelſohn an einem Auge voll milder Gluth.

Vorſpringender wird dieſer Ausdruck freylich immer ſeyn in verfeinerten Menſchen von äſthetiſcher, als von wiſſenſchaftlicher Bildung. Die letzte zieht gewöhnlich den Geiſt zu ſehr in ſich

ſelbſt zurück, und läßt ihn, da Empfindung und Leidenſchaft durch bloße Wiſſenſchaft nie angeregt werden, nie oder ſelten — gleichſam in den Körper hervortreten. So kann man oft Mathematiker, Phyſiker und Methaphyſiker, die, mit Hintanſetzung aller übrigen ſchönen und veredelnden Kenntniſſe, einzig dieſen Abſtractionen leben, mit den allergemeinſten Menſchen-Geſichtern vermiſchen.

Dagegen giebt äſthetiſche Cultur dem Geſicht und ganzen Aeußern des Menſchen, eben wegen der mehr angeregten und lebhafter-beſchäftigten Empfindung, den oben entwickelten Ausdruck der Verfeinerung in vorzüglichem Grade.

Ueber die Charakter-Form des geſammten phyſiſchen und ſinnlichen Weſens in der Epoche der Verfeinerung haben wir uns oben im achten Abſchnitt dieſes Buchs §. 2. ſehr beſtimmt erklärt; ſo wie ſelbſt die Darſtellung der moraliſchen Charakter-Form in dem folgenden nur als eine beſtimmtere Ausmahlung der phyſiſchen angeſehen werden kann.

§. 2.

Charakter der Technik in der Epoche der Verfeinerung.

Die Technik muß durch die Fortſchritte der Wiſſenſchaft nothwendig gewinnen: indem der Menſch durch Wiſſenſchaft die feineren Verhältniſſe der Dinge einſehen, und, vermittelſt der geſchärfteren Vernunft, ſo wie der vielſeitigern idealiſchen Verknüpfung der Dinge, die Hand immer zweckmäßiger gebrauchen lernt. Mathematik lehrt ihn die möglich-größte Beſtimmt-

heit der Geſtalten und Verhältniſſe der Dinge: Phyſik, Chemie und Naturgeſchichte machen ihn mit den Urſachen und Wirkungen derſelben vertraut, und lehren ihn dadurch, die natürlichen Dinge, in den mannifaltigſten Beziehungen, zu Gegenſtänden des Bedürfniſſes, der Bequemlichkeit und des Vergnügens, verarbeiten. Sie ſelbſt wiederum, die Technik, thut der Wiſſenſchaft Handreichung durch Anfertigung von Werkzeugen zur tiefern und vielſeitigern Erforſchung der natürlichen Dinge. So vervollkommnen ſich alſo durch Technik Ackerbau, Gartenbau, Manufakturen, Fabriken, Schiffahrt! So verfeinert und mannigfaltigt ſich der Luxus! So erweitert ſich durch Technik ſelbſt die Wiſſenſchaft!

Unter den Griechen fand die techniſche Verfeinerung zwar überhaupt, aber in unvergleichbar-geringerem Grade ſtatt, als unter uns Neu-Europäern: weil gerade diejenigen Wiſſenſchaften, durch deren Bearbeitung Technik am meiſten gewinnt, nämlich Phyſik, Chemie, Naturgeſchichte, von den griechiſchen Denkern wenig, faſt gar nicht, oder nicht praktiſch genug bearbeitet wurden. Dagegen die praktiſche und möglich-ausgebreitete Bearbeitung dieſer Wiſſenſchaften, welche durch den Handel auf allen Meeren, durch Reiſen und Länder-Kenntniß, außerordentlich begünſtiget ward, der Stolz der Neu-Europäer iſt.

Eben dadurch aber wird auch die gränzenloſe Vielgeſchäftigkeit der Technik für die Erhöhung und Verfeinerung aller unſrer Bedürfniſſe, Bequemlichkeiten und Vergnügen, uns Neu-Europäern, ein's

der verführeriſchſten Reizmittel ſinnlicher Begehrlichkeit. (S. hernach.)

Griechiſche Technik konnte ſich alſo nur in ſofern vervollkommnen, als Mathematik und Zeichenkunſt, welche beyde unter der Nazion mit beſonderer Liebhaberey getrieben wurden, dazu mitwirken. Ins Schöne zu arbeiten, oder ihren Gegenſtänden ſchöne Formen zu geben, das war der eigentliche Charakter der griechiſchen Technik.

§. 3.

Charakter der bürgerlichen Verfaſſung in der Epoche der Verfeinerung.

Menſchen, die, wie in der Epoche der Verfeinerung, gewohnt ſind, die Dinge mit erleuchtetem Auge anzuſehen, können die mannigfaltigen Unglückſeligkeiten, welche aus vernunft- und zweckwidrigen Verfaſſungen groſer Menſchengeſellſchaften erwachſen, unmöglich mit gefühlloſer Gleichgültigkeit betrachten. Sie können dies um ſo viel weniger, wenn ſie ſelbſt zum Theil, als Unterthanen einer ſchlechten Regierung, ausgeſchloſſen von allem Antheil an der Leitung öffentlicher Angelegenheiten, unter dem Druck dieſer Unglückſeligkeiten ſeufzen, und ſich dadurch den Genuß der Bequemlichkeiten und Vergnügen verkürzt ſehen, welcher gewöhnlich das groſe Ziel ihrer Beſtrebungen iſt.

Die vermehrten Bedürfniſſe, Bequemlichkeiten und Vergnügen des Lebens, und die häufigen Verlegenheiten, in welchen ſie ſich befinden, ſich dieſelben zu gewähren, würden allein ſchon hinlangen, ihren zum Denken und Beobachten gewohnten Geiſt nach einer

Seite hinzukehren, wo ſie eine ſo reichhaltige Quelle geſellſchaftlicher Uebel fließen ſehen, eine Quelle, welche nicht nur verſtopft, ſondern auch zum wohlthätigſten Einfluß auf das Glück der Geſellſchaft ergiebig gemacht werden könnte.

Da aber ferner die Vernunft, nach dem Maaß der intellectuellen Verfeinerung, in dem Menſchen eine immer richtigere Erkenntniß, und ein lebendiges Gefühl aller ſeiner natürlichen Rechte und moraliſchen Anſprüche entwickelt; und unter dieſen Anſprüchen einer der vorzüglichſten derjenige iſt, nach welchem er ſich in Hinſicht auf die bürgerliche Geſellſchaft als ein Glied betrachtet, welches keinen andern als ſolchen Geſetzen unterworfen iſt, die der allgemeinen Glückſeligkeit angemeſſen ſind, mithin als der Ausdruck desjenigen angeſehen werden können, was alle vernünftigen Mitglieder dieſer Geſellſchaft wollen: da dieſe Erkenntniß und dieſes Gefühl nur um deſto lebhafter geweckt werden durch den Contraſt herrſchender Vorurtheile und Mißbräuche, welche ſich, theils durch die Leidenſchaften der Machthaber und durch die ſchlaffe Duldſamkeit der Unterworfenen, theils durch Zufälligkeiten, ja durch bloße Verjährung, in die geſellſchaftlichen Verhältniſſe einführen; ſo iſt es unmöglich, daß die mehr entwickelte Vernunft nicht Plane entwerfe und Mittel erſinne, der bürgerlichen Verfaſſung eine zweckmäßigere und jenen moraliſchen Rechten vernünftiger Naturen entſprechendre Form zu ertheilen. Dieſelbe Vernunft, die, einmal angeregt, raſtlos zu ihrer Selbſtvollendung hinſtrebt, ſucht, ganz natürlich, auch insbeſondre diejenigen Ver-

hältniſſe in der menſchlichen Geſellſchaft wirklich zu machen, unter welchen allein ſie ihrer Selbſtvollendung, wie auf dem freyſten Wege und ohne einzwängende Feſſeln, entgegeneilen kann: denn gerade politiſche Verhältniſſe können dieſer Selbſtvollendung, wie wir in dem Abſchnitt von den Bildungsmitteln hinlänglich dargethan, am meiſten hinderlich werden.

Demnach vereinigen ſich moraliſche und intellectuelle Urſachen, um die Periode der Verfeinerung zu einer Periode politiſcher Strebſamkeit und des Hanges zur Umſchaffung der geſellſchaftlichen Verhältniſſe, oder wenigſtens zur veränderten Leitung der öffentlichen Angelegenheiten, zu machen.

Hieraus folgt aber keinesweges, daß dieſe politiſchen Umſchaffungen und Veränderungen auch wirklich erfolgen. Denn die Verfaſſung eines Volks und die Regierung eines Landes kann durch den zufälligen Zuſammenhang der Dinge, kann durch die innere Lage eines Landes, kann durch Kriege oder auswärtige Verbindungen ſo beſchaffen ſeyn, daß jene politiſche Strebſamkeit ohne alle Wirkung bleibt.

Wenn daher gleich zwiſchen der Verfeinerung und der politiſchen Strebſamkeit ein nothwendiger Zuſammenhang, wie zwiſchen Urſache und Wirkung, ſtatt findet; ſo iſt doch der Einfluß dieſer Strebſamkeit auf die wirkliche Umſchaffung der geſellſchaftlichen Verhältniſſe nicht durchaus nothwendig, und dieſe letztere keine eben ſo unzertrennliche Folge der Verfeinerung, als die erſtere.

Deswegen können auch die politiſchen Verhältniſſe eines Volks mit dem Grad ſeiner Verfeinerung gar ſehr contraſtiren: und beydes, die moraliſchen, wie die intellectuellen Urſachen, welche in dieſer Epoche die politiſche Strebſamkeit befördern, ohne Wirkung bleiben.

Die Griechen ſtanden ohne Zweifel auf einer ſehr hohen Stufe der Verfeinerung unter der Demagogie des Perikles. Aber keiner unter allen ihren Demagogen übte eine eingeſchränktere Herrſchaft über ſie aus, als Perikles: wofern man anders nicht ſagen will, daß der täuſchende Schein von Volksfreyheit, welchen der große und ſchlaue Mann um ſeinen Monarchismus zu verbreiten wußte, jeden Wunſch und jedes Streben nach Verbeſſerung der bürgerlichen Verhältniſſe wie im Keim, erſtickte; oder auch, daß ſeine Mitbürger, aus Dankbarkeit gegen den patriotiſchen Gebrauch, welchen der republikaniſche Allein=Herrſcher von ſeinem Regierungstalent und von ſeinem Kunſtgeſchmack machte, ihm dieſe Art von republikaniſchem Königthum bewilligten. Und doch ſahe ſich der ſchlauſte Beherrſcher des feinſten aller Völker, gegen das Ende ſeiner Tage, die Zügel der Regierung faſt ganz aus den Händen geriſſen!

Denn übrigens kennen wir ja die unaufhörliche Ebbe und Fluth politiſcher Veränderungen und Partheyen=Wechſel in Griechenlands Klein=Staaten, und insbeſondre auch in dem Atheniſchen Staat, wovon die Urſachen freylich immer wohl mehr moraliſch, als intel-

lectuel waren, und wenigſtens eben ſowohl in dem Stolz, in dem Uebermuth und Glücksmißbrauch der Herrſchenden, ſo wie in dem Haß und in der Eiferſucht der unterdrückten Parthey, als in dem lebendigen Gefühl des Griechen für Menſchen-Werth und Menſchen-Recht, und in den hohen Begriffen von Freyheit und Gleichheit, geſucht werden müſſen.

Aber ein Thucydides, ein Sokrates, ein Xenophon, ein Ariſtoteles, beweiſen, durch ihre Grundſätze über Menſchen-Beherrſchung, über Verhältniß des Bürgers zum Staat, des Staats zum Bürger, ja ein Plato durch Aufſtellung des Ideals einer vollkommenen Republik, wie ſehr der entwickelten Vernunft Verbeſſerung der geſellſchaftlichen Verhältniſſe anliegt: wenn gleich die erhabenen Maximen eines Thucydides, eines Sokrates, und Xenophon, in den Maximen der Atheniſchen Staatsmänner nichts änderten; und die Platoniſche Republik auch für den Staat, welcher ihren großen Urheber in ſeinem Schooß hatte, auf immer nur Ideal blieb. Und lebten dann nicht Thucydides und Xenophon, außer ihrem Vaterland, als Verwieſene? Und trank nicht Sokrates den Giftbecher?

Unter den, ſelbſt in der ſchönſten Blüthen-Epoche ihrer Verfeinerung, im Vergleich mit den Griechen immer nur ſehr kärglich-intellectualiſirten Römern waren die Urſachen politiſcher Umſchaffungen der Verfaſſung überall mehr moraliſch, als intellectuel. Die Mariusſchen Conſulate, Sylla's und Julius Cäſar's Dictatur, und Octav-Auguſt's Allein-Herrſchaft,

ſchaft, hatten ihren Grund einzig in der Habſucht, der Herrſchſucht, dem Ehrgeiz dieſer Menſchen, begünſtiget durch militairiſche Obergewalt und durch die Zagmüthigkeit des beſſern Theils des Römer-Volks, ſich durch kühne Angriffe auf dieſe drückende Verfaſſungen noch größern Uebeln auszuſetzen, eine Furcht, welche ihnen alle bisherige Erfahrungen nur gar zu tief eingedrückt hatten.

Dagegen bleibt es wahr, daß Roms Verfaſſung von je her, und lange vor der Epoche der Verfeinerung, immer die Saamen ächt-republikaniſcher Grundſätze in den Herzen der Bürger genährt hatte: daß dieſe Saamen in ſo erleuchteten Geiſtern, wie Cato, Cicero, Brutus, herrliche Früchte trugen, und bis in die Epoche der drückendſten Sclaverey tief hinein wurzelten; daß ein Seneca, ein Helvidius, ein Tacitus dem römiſchen Staat, hätten ungünſtige Umſtände ihnen nicht die Hände gefeſſelt, hätten ſie nicht befürchten müſſen, allein da zu ſtehn, und Edelthaten fruchtlos zu verſchwenden, gewiß eine republikaniſche Form angebildet haben würden: daß dieſe kühne Anſtrebungen gegen ungerechten Druck und Tyranney, welche wir, beſonders in der Periode der Cäſaren, als herrſchenden Zug der beſſern Geiſter-Charaktere wahrnehmen, unter andern ihn erzeugenden Urſachen vorzüglich auch eine Folge intellectueller und moraliſcher Aufklärung waren.

Neu-Europens Monarchien und Republiken hatten eine zu beſtimmte feſte Form,

waren durch Alterthum, Gewohnheit und Religion, ſo gleichſam geheiliget, durch Handels-, Kriegs- und Friedens-Intereſſe unter einander ſo innig verbunden, und durch die ſtehenden Heere wie mit einer undurchbrechlichen Mauer umzogen, daß die moraliſchen Urſachen politiſcher Strebſamkeit immer zu einzeln und abgeſondert wirkten, um durch außerordentliche Wirkungen thätig werden zu können.

Der bloße Gedanke an Umſtürzung oder auch nur an Abänderung der Verfaſſung, der gewiß in manchem neuern Catilina aufkeimte, mußte, mit der leiſeſten Vorſtellung von der unendlichen Schwierigkeit eines ſolchen Wageſtücks zuſammengedacht, im Keim erſticken.

Um ſo viel kräftiger aber, obgleich nur leiſe und allmählich, wirkten die intellectuellen Urſachen, und zwar auf die Regierungen ſelbſt. Durch das Studium des Natur- und Völker-Rechts, noch viel mehr aber durch die wiſſenſchaftliche Bearbeitung der Grundſätze der Staatswirthſchaft, und durch das Beyſpiel großer und aufgeklärter Regenten, nahmen alle Regierungen nach und nach einen Charakter der Milde und der Humanität an: der Unterthan ſahe ſich, — wenn auch blos aus Eigennutz der Regenten, — als Menſch, als Bürger behandelt, und Eigenthum, Leben, Sicherheit deſſelben waren faſt in allen Staaten Europens, mit geringer Ausnahme, heiliger gehalten, als in Roms und Griechenlands blühendſten Freyheitsepochen: eins der wenigen herzerhebenden Phänomene in der neueuropäiſchen Welt, deſſen Wirklichkeit ſelbſt ein demo-

kratiſcher Fürſten=Haſſer, wie der franzöſiſche Revoluzions=Philoſoph Condorcet, einzugeſtehn gezwungen iſt: man leſe die unten angeführte Stelle aus ſeiner Esquisse des Progrès de l'esprit humain *).

Von dieſem herrſchenden Geiſt neu=europäiſcher Politik zeichnet man mit Recht eine mildere Religion, ausgebreitete Verfeinerung und Humanität, als weſentliche Urſachen an.

Deſſen ungeachtet konnte Montesquieu ſeinen Geiſt der Geſetze, und Rouſſeau ſeinen geſellſchaftlichen Vertrag ſchreiben: unterdeß ihr Vaterland, Frankreich, unter dem Druck eines Aſiatiſchen Despotismus ſchmachtete. Reinere Kenntniſſe der Religion, der Moral, der allgemeinen Rechte und Pflichten des Menſchen, der Verhältniſſe zwiſchen Fürſt und Unterthan, verbreiteten ſich über Europa: unterdeß der polniſche und ungriſche Bauer faſt mehr als Sclave war: unterdeß das Leben eines Letten in Liefland ſeinem Herrn für einige Hunde feil war: unterdeß einige Fürſten Teutſchlands ihre Landeskinder an die Britten verkauften, um in Amerika's Sümpfen und Wildniſſen für den Engliſchen Miniſter=Despotismus gegen die

---

*) Il y a en Europe un genre de despotisme, dont ni les siècles antérieurs, ni les autres parties du monde, n'ont offert d'exemple; où l'autorité presque arbitraire, contenue par l'opinion, réglée par les lumières, adoucie par son propre intérêt, a souvent contribué aux progrès de la richesse, de l'industrie, de l'instruction, et quelquefois même à ceux de la liberté civile.

Freyheit zu fechten: unterdeß der Handel mit Neger-Sclaven eines der einträglichſten Gewerbe der zur See handelnden Nazionen blieb.

Auf ſo mannigfaltige Art kann die politiſche Strebſamkeit der Verfeinerung an der Verwirklichung ihrer beſſern Einſichten und Plane verhindert werden!

Aber am Ende bricht ſie ſich Bahn, — vorzüglich wenn ihre intellectuellen Urſachen ſo allgemein wirken, als ſie in den letzten Dezennien des achtzehnten Jahrhunderts gewirkt haben; — erzeugt, von einigen zufälligen Neben-Umſtänden begünſtiget, Umſtürzungen der Dinge, wie die Losreißung der Amerikaniſchen Provinzen von ihrem Mutterſtaat, wie die Franzöſiſche Revoluzion: und nährt ſich dann ſelbſt durch dieſe Umſtürzungen.

In jeder Rückſicht bleiben wiſſenſchaftliche Bildung und immer mehr verbreitete Aufklärung über ſeine Rechte und Anſprüche als Bürger und als vernünftige Natur, die Hoffnung des Menſchengeſchlechts, die Quelle der heilſamſten Umſchaffungen in der politiſchen, wie in der moraliſchen Welt: jener Umſchaffungen nämlich, die ſtill und geräuſchlos wie die Wirkungen der allerhaltenden Natur, allmählich und allmählich ſich vorbereitend, den geſammten Organismus der Geſellſchaft tiefer ſtets und tiefer durchdringend, ſicher und unfehlbar ihr Ziel erreichen.

Denn übrigens könnten die Tage der dickeſten Geiſtesfinſterniß Tage der blutigſten poli-

tiſchen Umſchaffungen ſeyn; waren's, und ſind es noch. Die Geſchichte des türkiſchen Reichs, die Geſchichte Perſiens, der aſiatiſchen Kleinkönige, der hindoſtaniſchen Nabobs, der afrikaniſchen Neger-Tyrannen, beſtättigen dies hinlänglich. Denn wo ſtatt Vernunft und Geſetz Leidenſchaft und Gewalt herrſchen, da werden auch ſchauderhafte Revoluzionen die verderblichen Früchte dieſer Saamen alles Verderbens der Menſchheit ſeyn.

§. 4.

Charakter der Religion in der Epoche der Verfeinerung.

Es braucht der tiefſten Forſchungen und der höchſten Anſtrengung der Geiſtes-Kräfte, um über Erkennbarkeit und Unerkennbarkeit der großen Gegenſtände der Religion, Gott, Geiſt, Freyheit, Unſterblichkeit, aus unumſtößlichen Gründen entſcheiden zu können: es braucht einen geringen Grad intellectueller Verfeinerung und Aufklärung, um das Thörichte und Abergläubiſche der Volks-Religionen, das Schlaue und Trügeriſche der Prieſter-Religionen, einzuſehen, Religionsgattungen, welche beyde, aus den früheſten Perioden der ſich entwickelnden Menſchheit, nicht ſelten bis in die Periode der Verfeinerung, bis in die Periode der Ueberfeinerung ſogar, hinein herrſchten, und alſo den verjährten ſchlechten Verfaſſungen, den verderbten Staatsverwaltungen, welchen ſie ſich unabtrennlich einzuweben gewußt, zur Seite gingen.

Aber was Aufklärung nicht über die

Wirklichkeit der Dinge vermag, das vermag ſie über die Geiſter.

Sehr leicht erheben ſich die bis zur philoſophirenden Vernunft vorgeſchrittenen Geiſter über Volks-Religion und Prieſter-Religion hinaus, und ſteigen bis zum Deismus, zum Indifferentismus, zum Atheismus. Denn alle drey Meinungsgattungen (allgemein-gültige Gründe und mathematiſche Gewißheit giebts hier überall nicht) hängen durch ihre Natur zu genau zuſammen, als daß ſie ſich nicht, in verſchiedenen Geiſtern, zu gleicher Zeit entwickeln könnten. Wo unſerm Gemüth, ſtatt klarer Gründe, nur dunkle Gefühle und Ahnungen, als Vorderſätze der Schlußverbindungen, vorliegen, da entſcheidet es gewöhnlich nur nach ſeiner eigenthümlichen Stimmung, Schein und Wahrheit der Dinge anzuſehen. Dieſe Stimmung iſt entweder dogmatiſch, d. h. behauptend oder mit Gewißheit entſcheidend; oder ſkeptiſch, d. h. zwiſchen Schein und Wahrheit in der Mitte. Liebt der Dogmatiker das Gewöhnliche in den Dingen und in den Menſchen; ſo wird er ſich für das Gewöhnliche; liebt er das Eigne und Abſonderliche, ſo wird er ſich für das Ungewöhnlichere erklären.

Ein populairer, auf Volksgunſt und Schülerbeyfall eiferſüchtiger Plato iſt Dogmatiker, und behauptet daher auch in Sachen der Religion Deismus. Ein blos der philoſophirenden Vernunft ergebener, überall nur durch einleuchtende Gründe beſtimmbarer Ariſtoteles huldiget dem Indifferentismus: er läßt die

religiöſen Probleme unentſchieden, und kehrt davon, als von Dingen, die allen Forſchungen der Vernunft unzugänglich ſind, ſeinen Unterſuchungsgeiſt auf immer ab. Ein Diogenes, das Eigne und Abſonderliche in Meinungen und Handlungen ſuchend, würde blos deswegen ſchon, weil Glaube an Götterthum herrſchend iſt, Götter und Gottheit wegleugnen.

Wenn aber gleich, in Tagen der Verfeinerung, Deismus, Indifferentismus, und Atheismus, ſich einander vertraulich zur Seite gehen; ſo iſt doch Indifferentismus der herrſchende Charakter des größten Theils verfeinerter Menſchen. Aber es iſt meiſtentheils ein Indifferentismus nicht aus Grundſatz, nicht aus Ueberzeugung von der Unerkennbarkeit göttlicher Dinge, ſondern — wie ich mich ausdrücken möchte — ein Indifferentismus aus Zerſtreuung und aus Mode.

Denn verfeinerter, wie grober Sinnengenuß und Vergnügungsſucht, zerſtreuen die Geiſter, betäuben die Gemüther für ernſte Betrachtungen über ſo große und ſchwierige, aller Erfaßbarkeit durch die Sinne entwiſchende Gegenſtände, wie die der Religion es ſind: und die Menge unter den Verfeinerten wird daher immer dem Indifferentismus ergeben ſeyn, einer den andern damit anſtecken.

Der größte Theil der gebildeten Griechen, und eben ſo die Pompejen, Cäſaren, Antone, Octav-Auguſte, Horaze, unter den Römern, waren

Indifferentiſten: und zwar Indifferentiſten aus Zerſtreuung: ſo wie es Cicero aus Grundſatz, und nach ſorgfältiger Prüfung der Gründe und Gegengründe war.

Und wem huldiget der größte Theil verfeinerter Menſchen unſerer Dezennien anders, als dem Indifferentismus der Zerſtreuung? wenn gleich einer nicht kleinen Anzahl unter denſelben, wegen des verbreiteten Denk- und Leſegeiſtes, richtige Erkenntniß der Gründe und Gegengründe über die religiöſen Probleme keinesweges abgeſprochen werden kann.

Da indeſſen die Religion, beſonders die geoffenbarte des Chriſtenthums, wie ſie ſich da allmählich, moraliſch und unmoraliſch, philoſophiſch und ſophiſtiſch, ausgebildet, eine ungeheure Wirkſamkeit auf die menſchlichen Gemüther geäußert hat, eine Wirkſamkeit, deren ſich keine andre der geoffenbarten Religionen; ſo wie noch weniger die ſo genannte natürliche, rühmen kann: ſo iſt, wenn Erziehung, Gewohnheit, heiliger Schauer und äußerliche Verhältniſſe ſich vereinigen, ein hoher Grad intellectueller Verfeinerung mit grobem Volksglauben nicht ſelten vereinbar.

Ein nicht kleiner Theil der vornehmſten und verfeinertſten Menſchen in Frankreich, ein nicht kleiner Theil der üppigen Geiſtlichkeit ſelbſt, hing, mit voller Ueberzeugung, an den Dogmen der Volksreligion. Ja unſre gelehrten Haller, Lavater, Zimmermanne, hatten kaum mehr, als eine etwas geſäuberte Volksreligion.

Auch ſchon zu Plato's Zeiten war der Indifferentismus gegen alle Religion, ſelbſt unter den griechiſchen Wüſtlingen, nicht allgemein. Reiche Schwelger ließen, wie er erzählt, ſich und ihre Mädchen in die Eleuſiniſchen Geheimniſſe einweihen, ließen für ſich opfern, unterwarfen ſich den lächerlichſten und nebenher den beſchwerlichſten Ceremonien, und zahlten für alles die beträchtlichſten Geldſummen hin, — blos um ſich mit den Göttern zu verſöhnen, und in der andern Welt ein gutes Loos zu ziehen.

Denn die edlere Anlage zur Moralität erwacht doch in dem Menſchen auch in der Mitte eines ununterbrochenen Sinnen-Genuſſes: und er wünſcht, auf irgend Art, aber freilich mit ſo wenig Abbruch ſeiner Sinnlichkeit, als immer möglich, ſein Weſen zu veredlen, zu erhöhen durch Annäherung zu den Göttern, und durch den Beſitz ihrer Gnade. Und hier zeigen ihm dann die Verſöhnungsmittel und Ceremonien, und andre Vorſpiegelungen der Prieſter, einen ſehr willkommenen Ausweg.

Die Ludewige XIV, und wie viele ſeiner königlichen Glaubensgenoſſen! wurden in Mönchskutten begraben, um deſto gereinigter einſt vor Gott zu ſtehn, und die Flammen des Fegefeuers abzukühlen. Noch in dem letzten Halb-Jahr des achtzehnten Jahrhunderts glaubt der geſchmackvolle Kenner der Leſſingſchen, Mendelſohnſchen und Herderſchen Schriften, der geiſtreiche Verfaſſer einiger ſchönen Gedichte, der feinſinnige Ueberſetzer der Trauerſpiele des großen Sophokles, glaubt ein

Graf von Stollberg, ſeinen religiöſen Ueberzeugungen nicht volle Genüge zu thun, ohne öffentlichen Uebertritt von der proteſtantiſchen Religion zu dem Katholizismus.

Zehnter Abſchnitt.

Charakter-Darſtellung der Epoche der Verfeinerung (Beſchluß) in Hinſicht auf die Sittlichkeit.

Wir haben diesmal der Darſtellung der Sittlichkeit einen beſondern Abſchnitt gewidmet: weil diejenigen Modifikazionen, welche die Verfeinerung der Sittlichkeit eindrückt, zwiſchen wirklichem Guten und Böſen auf einer gefährlichen Grenze, und, durch die angeborne Schwachheit der menſchlichen Natur, der Ausartung überall ſo nahe ſchweben, daß eine nicht geringe Anzahl ſcharfſinniger Philoſophen und wohlwollender Menſchenfreunde eben daher Veranlaſſung genommen, das Wohlthätige und Beglückende aller Cultur und Verfeinerung zu beſtreiten.

Dieſe Behauptung vollſtändig zu widerlegen, dazu werden wir erſt im fünften und letzten Buche des Werks einen angemeſſenen Ort finden. Hier aber iſt es unſre Pflicht, durch gründliche Auseinanderſetzung deſſen, was in den ſittlichen Modifikazionen der Verfeinerungs-Epoche untadelhaft, und was ſchlüpfrig? was natürlich-gut iſt, und was durch die allgemeine Fehlerhaftigkeit des Menſchen-Weſens ins Böſe

ausarten kann? was darin zufällig, und was unvermeid-nothwendig iſt? jene vollſtändige Widerlegung vorzubereiten.

Wir beleuchten alſo zuvörderſt die gute Seite der Verfeinerung.

§. 1.

Moraliſch-gute Eigenſchaften der Verfeinerung.

Zu dieſen rechnen wir — Aufklärungs-Begier; Hang zu geiſtigen Vergnügen, und zur Befriedigung der neuen Bedürfniſſe und Bequemlichkeiten: vorzügliche Herrſchaft der weicheren Gefühle; Geſelligkeit; Weiber-Umgang; Tugendartigkeit oder Sittſamkeit.

A) Aufklärungs-Begier.

Des unſchätzbaren Vorzugs der Aufklärung iſt zwar ſchon unter dem Abſchnitt von den intellectuellen Anlagen gedacht worden: wo er auch ſeinen eigenthümlichen Platz hat.

Da aber die richtige Anſicht aller menſchlichen und göttlichen Dinge (denn das iſt doch Aufklärung) unmöglich ohne weſentlichen Einfluß auf die Sittlichkeit bleiben kann; ſo iſt es nothwendig, daß ſie auch in dem Abſchnitt von den ſittlichen Vorzügen der Verfeinerung angezeichnet, und nach ihren Wirkungen auf das praktiſche Betragen der Menſchen dargeſtellt werde.

Wenn es wahr iſt, daß Unwiſſenheit, Vorurtheil, religiöſe Schwärmerey, und politiſcher Fanatismus, eine ungeheure Summe von Uebeln in die Geſchichte der Menſchheit gebracht; ſo zieht ſich der Schluß von ſelbſt,

daß die glücklich-zerſtreute Unwiſſenheit, die über Rechte und Pflichten der Menſchen berichtigten Begriffe, und die reinere Gottes-Erkenntniß, das aufgeklärtere Menſchengeſchlecht vor jenen Uebeln in Sicherheit ſtellen werden, und daß daſſelbe ſtreben wird, da, wo dieſe Uebel noch herrſchen, ihre Zunahme zu verhindern, ihren Einfluß zu verringern, und ſie ſelbſt, wo möglich, endlich ganz von der Erde zu vertilgen.

Gewiß kein geringer Gewinn für die bürgerliche Sittlichkeit, ſo wie für die Sittlichkeit überhaupt!

B) Hang zu geiſtigen Vergnügen, und zur Befriedigung der neu-aufgekommenen Bedürfniſſe und Bequemlichkeiten.

Die vergeiſtigte Sinnlichkeit braucht geiſtigerer Unterhaltungsmittel, welche ihr Lektüre, eigne Ideen-Entwickelung, Muſik, Schauſpiel, die zeichnenden und die mimiſchen Künſte, gewähren.

Wie einzig durch alles dieſes der eigenthümliche Vernunft-Charakter der Menſchheit ausgeprägt, Intellectualität und Aufklärung befördert, oder vielmehr eigentlich geſchaffen, der ſchöne Kunſtgeiſt entwickelt wird? wie jede intellectuelle, äſthetiſche und moraliſche Harmonie, die in den Tiefen unſers Innern ſchlummert, dadurch hervorgerufen, und das Gemüth ſelbſt zur Sittlichkeit gleichſam angelehrt und vorbereitet werden kann? iſt in den bisherigen Abſchnitten hinlänglich dargethan worden.

Der menſchliche Geiſt verliert ſich alſo keinesweges auf einem Irrpfade, ſondern er wandelt den geraden Weg der ihn leitenden Natur, wenn er, erleuchtet,

gebildet, veredelt, dieſen geiſtigen Vergnügen nachſtrebt: er muß es gewiſſermaßen, wenn er nicht in die glücklich=verlaſſene Rohigkeit zurückſtürzen, oder ſich in ſeiner eigenen, durch Verfeinerung ihm gleichſam angeſchliffenen, Schärfe verzehren ſoll.

Auch die neu=aufgekommenen Bedürfniſſe und Bequemlichkeiten des Lebens in Eſſen, Trinken, Kleidung, Wohnung, welche eine allgeſchäftige Technik ſchafft, mögen immerhin ein Gegenſtand ſeiner Begehrlichkeit ſeyn. Die verfeinerte Lebensweiſe und Beſchäftigungen machen ſie zum Theil nothwendig: der Geiſt erkennt darin, wie in einem dunklen Widerſchein, ſeine eigne, beſſere Geſtalt.

C) Vorzügliche Herrſchaft der weicheren Gefühle, und Ausübung der weicheren Tugenden.

Verfeinerung ſelbſt ſchon ſetzt eine gewiſſe Gemächlichkeit und Freyheit von drückenden Sorgen, ſo wie von ſchweren körperlichen Anſtrengungen, voraus: Gemächlichkeit und freye Selbſtthätigkeit aber neigen das Gemüth des Menſchen zu weicheren Gefühlen hin, welche durch die Liebhaberey für die ſchönen Künſte nur noch mehr genährt werden. Und da wir diejenigen Tugenden am gernſten und am leichteſten ausüben, welche unſern Neigungen und Gefühlen am meiſten zuſagen; ſo iſt auch die Ausübung der Tugenden der Menſchenliebe, der Theilnahme an dem allgemeinen Wohl und Weh unſeres Geſchlechts,

der ſtillen Duldſamkeit unter ſchweren Leiden, der Sanftmuth, der Beſcheidenheit, — die aus dem milden Quell weicher Gefühle abfließen, — eine charakteriſche Modifikazion der verfeinerten Sittlichkeit.

Die durch jene weicheren Gefühle und durch dieſe Ausübung der ihnen entſprechenden Tugenden in dem Gemüth hervorgebrachte Denk- und Empfindungsweiſe nennen wir — Empfindſamkeit, und drücken mit dieſem Wort, in ſeiner beſſern Deutung genommen, nichts anderes aus, als die Empfänglichkeit unſerer Seele und leichte Rührbarkeit für jeden moraliſchen Eindruck, beſonders von der ſanften und weichen Gattung.

Wenn das häusliche Still-Leben der Entwickelung jeder ſchönen Anlage im Menſchen den angemeſſenſten Spielraum bietet; wenn gerade dadurch Gemächlichkeit und freye Selbſtthätigkeit, dieſe Nährerinnen und Pflegerinnen der edelſten aller Cultur-Zweige, dem Geiſt gewährt und erhalten werden; ſo iſt wohl nicht zu zweifeln, daß der Anbau der weicheren Tugenden, welche den eigenthümlichen Wirkungskreis des häuslichen Still-Lebens ausfüllen, in dem großen Plan der Mutter der Dinge mit dem Menſchengeſchlecht nicht weniger Abſicht war, als der Anbau der rüſtigeren Tugenden; ja daß jene, die weicheren, in dem Ganzen dieſes Plans, noch viel brauchbarer von ihr befunden werden, als die letzteren.

D) Geſelligkeit.

Das häusliche Leben, welchem der Menſch in der Periode der Verfeinerung gewidmet iſt, iſt ſelbſt ſchon Geſelligkeit: der Hang zum Genuß der geiſtigeren Vergnügen, beſonders der ſchönen Künſte; der Hang zur Mittheilung eingeſammelter Ideen und Erfahrungen; der Hang, ſein eigenes und anderer Selbſt auf die möglich-mannigfaltigſte Weiſe zu genießen, vereinigen ſich in dieſer Epoche, den Geiſt der Geſelligkeit zu verſtärken.

Denn, ohne zu erwähnen, daß unſer Geiſt oft, von der Geſellſchaft begeiſtert, klärere und kühnere Ideen entwickelt und ausſpricht, als uns ohne dieſe Begeiſterung vielleicht je gekommen ſeyn würden; ſo lernen wir auch, in dem Umgange mit andern, jedes Rauhe und Eckigte unſres Weſens immer ſorgfältiger abſchleifen; bringen Mannigfaltigkeit und Erweiterung in alle unſre Anſichten und Urtheile über natürliche und menſchliche Dinge; lernen die Menſchen, die, von keinem perſönlichen Intereſſe geſpornt, immer ein gutmüthiges Geſchlecht ſind, lieben und achten; lernen Duldung ihrer Thorheiten, Verzeihung ihrer Schwachheiten: und gewinnen dadurch offenbar an intellectueller, vorzüglich aber an ſittlicher Bildung.

Welch ein reizendes Gemählde, das uns der Genfer-Philoſoph von einer geſellſchaftlichen Unterhaltung im Ton ächter Verfeinerung aufſtellt!

„Der Ton der guten Geſellſchaft iſt eben ſo wenig „ſchwerfällig, als leichtſinnig; er iſt fließend und natür-

„lich, weiſe ohne Pedanterie, fröhlich ohne Geräuſch, ge=
„bildet ohne Ziererey, höflich ohne Wäſſerigkeit, ſcherz=
„haft ohne Zweydeutigkeit. Keine Diſſertazionen, und
„keine Epigrammen! Man vernünftelt ohne logiſche
„Syllogiſtik; man ſcherzt ohne Wortſpiele; man ver=
„bindet hier, mit einer Art von Kunſt, Witz und Ver=
„nunft, Maximen praktiſcher Philoſophie und Para=
„doxen, ſchneidende Satyre, geſchickte Schmeichelen,
„und ſtrenge Moral: man ſpricht von allem, damit ein
„jeder etwas mitſprechen könne: man erſchöpft nichts,
„um nicht zu langweilen: man wirft gewiſſe Themen
„wie aufs Gerathewohl in die Mitte hin; man verhan=
„delt ſie wie im Fluge; Beſtimmtheit leitet zur Zierlich=
„keit des Ausdrucks; jeder ſagt ſeine Meinung, und
„ihre Gründe, mit wenigen Worten; niemand greift
„mit Hitze die Meinung des andern an; niemand ver=
„theidigt mit Hartnäckigkeit die ſeinige; man wirft das
„Thema hin und her, um ſich gegenſeitig aufzuklären;
„läßt es fallen, ehe das Geſpräch — Diſpute (Ge=
„zänk) wird; jedermann unterrichtet, jedermann un=
„terhält ſich: alle gehen zufrieden nach Hauſe: und der
„Weiſe ſelbſt entlehnt zuweilen aus ſolchen geſellſchaft=
„lichen Unterhaltungen ſehr würdigen Stoff zu philoſo=
„phiſchen Betrachtungen.

„Das Talent zu ſprechen behauptet in der
„Kunſt, zu gefallen, den oberſten Rang: durch dies
„Talent allein kann man ſeinen übrigen Vorzügen, an
„welche das Auge ſich allmählich gewöhnt, immer neue
„Reize geben. Der Geiſt beſeelt nicht nur den Körper,
„ſondern erneut ihn auch gewiſſermaßen, giebt ihm

„immer

„immer neue Formen: indem er durch das immer neue „Wechſelſpiel der Ideen und Empfindungen die Phyſio„nomie durch eben ſo viele neue Züge belebt und ver„mannigfaltiget.“

Daher iſt auch das Talent der Rede und geſellſchaftlichen Unterhaltung eines derjenigen, welches in den Tagen der Verfeinerung am meiſten geſucht und ausgebildet wird.

E) Weiber-Umgang.

Wie dem Menſchen der Menſch, ſo iſt dem Manne nichts intereſſanter, als das Weib; dem Weibe nichts intereſſanter, als der Mann. Daher werden beyde Geſchlechter, welche gewöhnlich alle Eigenthümlichkeiten der Verfeinerung, bald in größerem, bald in geringerm Maße theilen, wenn eingeführte Landesſitte ihren gegenſeitigen Umgang ſchon begünſtigt (wie bey uns Neu-Europäern), ſich einander näher andrängen; wenn einem ſolchen Umgange die herrſchende Sitte widerſpricht (wie es bey den Griechen war), ſich darüber wegſetzen, wie die Perikleu und Sokraten thaten.

Obgleich nun dieſes Suchen und Aneinanderdrängen der beyden Geſchlechter, wenn es, wie in dieſer Periode offenbar der Fall iſt, blos in der verfeinerten Sinnlichkeit ſeinen Grund hat, an ſich ſchon, einen gefährlichen Zunder enthält; ſo darf ich doch den Leſer nur auf das zurückweiſen, was §. 3. im vorigen Abſchnitt von den unleugbaren Vortheilen des anſtändigen Weiber-Umgangs geſagt worden, um ſich zu überzeugen, daß derſelbe, wie alles Gute, nur durch

Mißbrauch und Ueberſchreitung gewiſſer Grenzen, zum Uebel werden kann.

F) Tugendartigkeit oder Sittſamkeit.

Keine andre Regel der Lebensweisheit liegt den Menſchen näher, als dieſe: daß Gerechtigkeit, Liebe, und gegenſeitiges Wohlwollen, daß Tugend überhaupt, die oberſte und unerlaßlichſte Bedingung der Coexiſtenz vernünftiger Weſen, das heißt alſo, aller menſchlichen Geſellſchaft, iſt. Ja was ſind alle unſre bürgerliche und politiſche Geſellſchaften, als heilige Aſyle, in welchen die Menſchen gegen Ungerechtigkeit und Frevel ihrer Gattung Schirm und Schutz ſuchten!

Wenn daher verbreitete Aufklärung, verfeinertes Gefühl, und herrſchender Geiſt der Humanität, in den Tagen der Verfeinerung, den Menſchen eine gewiſſe Sittſamkeit oder Fügſamkeit in die moraliſche Ordnung der Dinge einflößen; ſo iſt es ſehr natürlich, daß durch die Geſelligkeit dieſe Sittſamkeit noch vermehrt und beſtärkt wird: indem jeder gröbere Verſtoß gegen die moraliſche Ordnung der Dinge, womit ſich ein Mitglied dieſes Cirkels öffentlich brandmarken würde, ihn, als deſſelben unwürdig, ausſchließen müßte.

Daher alſo — jenes allgemeine Beſtreben verfeinerter Menſchen, gerecht, gut und liebreich zu ſcheinen; jede entgegengeſetzte Handlung oder Geſinnung, welche ſie ſich, von ſinnlichen Trieben hingeriſſen, erlauben, ſo viel möglich, den Augen der Menſchen zu entziehen,

und der beobachtenden Geſellſchaft von ihrem moraliſchen Selbſt überall nur die beſſere Seite zuzukehren; der Tugend überall durch Worte, und, wenn die That vor bemerkenden Augen geſchieht, auch durch That zu huldigen.

Dieſe Vermeidung grober Verbrechen und Laſter, (z. B. des Raubes, des Diebſtahls, der Gewaltthätigkeit, des Frevels gegen das andre Geſchlecht, Laſter, die unter geſitteten Menſchen immer nur in geringer Anzahl gefunden werden;) und dieſes Beſtreben, tugendhaft zu ſcheinen, nennen wir Tugendartigkeit: wodurch wir alſo diejenige Modifikazion der Sittlichkeit verſtehen, vermittelſt deren wir der Tugend gleichſam nur anzuarten beginnen, uns wie mit einer Farbe davon tingiren, von ihr ſelbſt aber und ihrer kategoriſchen Reinheit noch weit entfernt ſind. (S. Geiſt und Charakter des achtzehnten Jahrhunderts, 1ſter Theil, 2tes Buch.)

Dagegen iſt die Vermeidung grober Laſter und Verbrechen ſelbſt ſchon ein weſentlicher Vorſchritt in der Bildung zur Sittlichkeit: die Tugendartigkeit aber gewöhnt den von Natur zügelloſen Menſchen zu einer gewiſſen — wenn oft auch nur äußerlichen — Selbſtbeherrſchung, die zu der wahren, innern Selbſtbeherrſchung nicht unvortheilhaft mitwirkt, und unterwirft ihn dem Vernunftzwange, von welwelchem alle Tugend ausgehen muß.

Die feinen Sentiments überdem, die moraliſchen Reflexionen und Maximen, welche ſich überall im Gefolge der Tugendartigkeit befinden, und

wovon unſre verfeinerten Geſellſchaften wiederhallen, können zwar allerdings dem Menſchen, auch bey einem böſen Herzen, von der Lippe triefen, und machen auf die daran gewöhnten Hörenden ſelten, wenigſtens keinen daurenden Eindruck. Allein es ſind doch eben ſo viele öffentliche Huldigungen an die wahre Tugend, deren Schönes, Edles und Menſchenbeglückendes dadurch allgemein anerkannt und geprieſen wird: immer ein nicht unbeträchtlicher Gewinn für die Anregung und Belebung des moraliſchen Gefühls.

§. 2.

Schlüpfrigkeit der verfeinerten Sittlichkeit.

Alle ſo eben von uns angeführte Charakterzüge verfeinerter Sittlichkeit darf man einem erklärten Gegner menſchlicher Vervollkommnung durch Cultur, darf man einem Rouſſeau z. B., kaum nennen, ohne daß er uns ſogleich mit einem „Aber wie ſchlüpfrig! wie verführeriſch!“ entgegenkommt.

Und wenn wir gleich gezeigt haben, daß durch dieſe Modifikazionen der Sittlichkeit für die moraliſche Ausbildung des Menſchen ſelbſt beträchtlicher Gewinn entſteht; und daß alſo dieſe Gaben der Cultur an ſich keinesweges als eine giftige Ausdünſtung aus Pandorens Büchſe, ſondern, um mit Homer zu reden,

θεων ερυκυδεα δωρα

als ſchätzbare Geſchenke der menſchenliebenden Götter anzuſehen ſind; ſo ſcheint doch die vergeiſtigte Sinnlichkeit nur eine reizbarere, der Abirrung ins Schlimme mehr ausgeſetzte und verführbarere zu

ſeyn, als es ſelbſt die grobe iſt: jene ſcheint, eben durch den gröſſern Grad von Feinheit, jede Begierde zu ſchärfen, und jede Leidenſchaft, durch ihren leiſen, aber daurenden Athem, heiſſer anzufachen: die Mannigfaltigkeit der durch die Cultur geſchaffenen Gegenſtände ſinnlicher und geiſtiger Art ſcheint den begehrenden Theil des Gemüths in unaufhörlicher Rege und Geſchäftigkeit zu erhalten, welche dem ſchönen Gleichgewicht der alles-regelnden, alles harmoniſch-zuſammenordnenden Vernunft höchſt nachtheilig iſt, nnd die Wage ſehr leicht auf die Seite der Sinnlichkeit zieht.

Denn die Vernunft würde es doch nur allein ſeyn, was die verſtärkte Reizbarkeit der Sinne hemmen, und in die regelloſe Begehrlichkeit Maaß und Ordnung bringen könnte. Aber um gegen jenen aufgeregten Sinnen-Tumult ein haltbarer Damm zu ſeyn, müßte die Vernunft mehr Feſtigkeit, mehr Stärke und Selbſtſtändigkeit haben, als ſie ſich, ohne beſondere Anſtrengung, in der Periode der Verfeinerung, anbilden mag. Sie iſt aufgeklärt, ſie iſt erleuchtet über die Zweckmäßigkeit der Dinge, über Recht und Pflicht und Würde des Menſchen; aber dieſem Licht des Geiſtes fehlt es an Wärme für das Herz: die vielen neuen und reizenden Gegenſtände zerſtreuen und ſchwächen noch oft die wohlthätige Wirkung des Lichts, und ſtellen dem ſchwankenden Geiſt ſein beſſeres Selbſt und die ſittliche Veredelung deſſelben, als den höchſten Zweck vernünftiger Naturen, in Schatten. Selbſt das, was zur ſittlichen Veredelung unmittelbar hinwirken ſoll, die weicheren Gefühle, die einſtweilige Ausübung der weicheren

Tugenden, die Tugendartigkeit, — alles trägt einen gewiſſen Keim der Ausartung, der Schwächung und Zerſtörung wahrer Sittlichkeit in ſich: — die weicheren Gefühle und die auf dieſen Gefühlen ſehr locker gegründeten Tugenden — durch eine Art von Abſpannung des Geiſtes für edle, große, hohe Thatkraft-erfodernde Geſinnungen und Handlungen; die Tugendartigkeit — durch gefährliche Beſchränkung auf den äußern Schein, und durch Zurückbiegung der durch äußern Zwang unterdrückten ſinnlichen Begehrlichkeit auf geheime, aber nur deſto zügelloſere Geſetzwidrigkeiten.

Auf ſo lockerm, ſchlüpfrigem Boden ſteht die verfeinerte Sinnlichkeit! So reicher Zunder des Böſen ſchlummert ſelbſt in ihren preiswürdigen Eigenthümlichkeiten! Wie natürlich alſo ſind, durch die allgemeine Fehlerhaftigkeit der menſchlichen Natur, ihre Mängel und Gebrechen!

§. 3.

Mängel und Gebrechen der verfeinerten Sittlichkeit.

Die Mängel und Gebrechen der verfeinerten Sittlichkeit laufen den oben angezeichneten lobenswürdigen Modifikazionen derſelben parallel: denn ſie ſind als eben ſo viele wilde Anſchößlinge derſelben zu betrachten. Wie dort der guten, ſo zählen wir alſo auch hier der ſchlimmen Eigenſchaften — ſechs; nämlich: Klügeley; Vergnügungs- und Zerſtreuungsſucht; Empfindeley und Schlaffheit; Glanzſucht und Eitelkeit; Liebeley; und moraliſche Heucheley.

A) Klügeley.

Aufklärung iſt das erweiterte, aufgehellte und geſchärfte Adler-Auge des Geiſtes, mit welchem er, auf dem Gefilde menſchlicher Dinge in Nähen und Fernen umherblickend, Irrthümer und Vorurtheile zu entdecken, und neue Wahrheiten an ihre Stelle zu ſetzen bemüht iſt.

Allein der Weg zur Wahrheit iſt für den Menſchen, wie wir wiſſen, labyrinthiſch, nicht geradlinicht: gewöhnlich führt er nur durch neue Irrthümer zu neuen Wahrheiten hin. Alle Weisheit aber, die noch nicht bis zum vollen Lichte durchgedrungen iſt, nennen wir Klügeley.

Ueberdem aber nimmt der Menſch, indem er, wie in Tagen der Aufklärung gewöhnlich, überall nach alten Irrthümern und nach neuen Wahrheiten haſcht, eine gewiſſe üble Fertigkeit an, das Alte nur irrig und ſchlecht, das Neue allein wahr und gut zu finden: und ſo bildet ſein Tadel des Alten, wie ſein Lobpreiſen des Neuen, neue Irrthümer.

Dieſe üble Fertigkeit nenne ich die praktiſche Klügeley, ſo wie die erſte die theoretiſche: beyde — Folgen einer voreiligen Aufklärungsſucht. Von der erſten und von der andern Gattung wird der Leſer in den folgenden Abſchnitten von der politiſchen und religiöſen Verfeinerung Beyſpiele finden.

B) Vergnügungs- und Zerſtreunngsſucht.

Durch die vielen Gegenſtände geiſtiger Vergnügen ſowohl, als der techniſchen Bedürfniſſe und Bequemlichkeiten, wird der Genußſinn mächtig geweckt, der

Trieb zur Thätigkeit geſchwächt und erſchlafft; der Spieltrieb üppig genährt, der Trieb zu beſtimmter, nützlicher Beſchäftigung erſtickt. Der Geiſt, auf kein feſtes Ziel geheftet, einzig dem Genußwechſel nachjagend, fühlt ſich nur behaglich in dem wirklichen Genuß eines Vergnügens, in der Erinnerung an ein genoſſenes, in der entſchiedenen Wahl für ein noch zu genießendes. Bey den geiſtigen Vergnügen der ſchönen Kunſt verliert er ſich ſogar in die Täuſchung, daß er nicht edler thätig ſeyn könne, als durch dieſes Genießen: indem die ſchönen Künſte ihm die herrlichſten Geſtalten ſeines intellectuellen und moraliſchen Ichs, ſo wie die gefälligſten und erhabenſten der lebloſen Natur, vor Augen ſtellen: unterdeß jede auf praktiſche Lebenszwecke gerichtete Beſchäftigungsweiſe ihn zu niedrigen, ſeines beſſern Seyns unwürdigen, Zwecken herunterzieht: ein Paralogismus, wodurch er ſeinen Fehler nicht nur verdecken, ſondern ſogar verſchönern und veredeln will! ein Paralogismus, den ihr an jedem ſchönen Spaziertage in Berlin, unter den Linden, aus dem Munde unſrer Elegants hören könnet!

Bey dieſem unaufhörlichen Spiel des Geiſtes mit ſeinem intellectuellen und äſthetiſchen Ich, bey dieſem ewigen Treiben und Jagen nach Vergnügen, bemächtiget ſich ſeiner allmählich ein gewiſſer Leicht- und Flatter-Sinn: er vernichtet in ſich den eigenthümlichen Charakter einer vernünftigen Natur — Ernſt, Thätigkeit, moraliſch-praktiſche Zweckmäßigkeit: er wird aus einer achtungswerthen, ſich ſelbſt beſtimmenden, ſelbſthandelnden Natur ein leichtes, dem Eindruck

der Auſſendinge hingegebenes, in angenehme Genüſſe zerfließendes Geſchöpf.

C) Empfindeley und Schlaffheit.

Das weibliche Geſchlecht, als das zärtere, kann ſich ſelten zu ſtarken Empfindungen, zu großen und rüſtigen Tugenden erheben: auch fodern wir die letzteren nicht von ihm: denn ſie liegen nicht in ſeiner weicheren Natur. Auf gleiche Art verliert der zu den weicheren Gefühlen und Tugenden gewöhnte Menſch nach und nach die Spann-Kraft zu den wackern und rüſtigen. Er zieht es vor, Liebe zu üben, als die nothwendige Strenge des Geſetzes zu erfüllen; und ſtreckt die Hand viel lieber aus, dem Armen einen Allmoſen zu reichen, als das Züchtmittel zu ergreifen, um den Böſewicht zu ſtrafen. Tief empfindet er die Uebel des Lebens; aber ſchwer wird ihm jede kraftvollere Anſtrengung, ihnen entgegenzuarbeiten: eher begiebt er ſich ſeines Rechts, als ſeiner Ruhe: und duldet lieber lammesartig Ungerechtigkeit, als daß er ſich mit Löwenmuth gegen ſie erhübe. Vor kühnen und großen Thaten ſchaudert er zurück, als vor ſchlimmen; und hohe Thatkraft erſchreckt ihn wie Rieſen-Geſtalt.

Nicht ſelten vergißt er, über dem tiefen Gefühl fremden Unglücks, des Beſtrebens, es abzuwenden: über der Wohlthätigkeit an Arme unterläßt er's, ſeine Schulden zu bezahlen; und über den empſindſamen Worten ermangelt er der Ausübung edler Thaten.

So tragen ſelbſt ſeine Tugenden das Gepräge der Schwachheit; und ſeine Laſter das Gepräge verächt-

licher Kleinlichkeit: er iſt **tugendhaft aus Wohlbehagen**: er iſt **laſterhaft aus Trägheit**.

Weichheit und Empfindeley, beyde durch ihre Natur verwandter mit der Sinnlichkeit, als mit der Vernunft, entziehen ihn überall gar leicht der kräftigen, intellectuelle und moraliſche Zweckmäßigkeit gebietenden Herrſchaft der Vernunft, und übergeben ihn den regelloſen Anſtößen blinder Sinnlichkeit: einer Leitung, welche für die ganze Oekonomie ſeiner Exiſtenz höchſt gefährlich iſt.

Wenn wir vorhin ſagten, daß die Natur die weicheren Tugenden in ihrem großen Plan der Entwickelung des Menſchengeſchlechts, im Ganzen betrachtet, faſt noch mehr braucht, als die rüſtigeren; ſo müſſen wir auch von der andern Seite geſtehen, daß eine **einzige Kühnthat** einer wackern Seele, Eine kraftvolle Ermannung gegen Ungerechtigkeit und Frevel, Eine gegen Tyrannen-Despotismus glücklich-tapfer aufgehobne Hand, dem Heil des menſchlichen Geſchlechts oftmals mehr fruchtete, als die weichen Tugenden von tauſend Alltagsſeelen: daß der ruhigen Ausübung der letztern erſt durch die thatkräftigen Anſtrengungen der Kühnheit, des Helden-Muths, der Verachtung der Gefahren und des Todes, oftmals für Jahrhunderte und Jahrtauſende, Raum geſchaffen ward: und daß daher jeder Tugend-Charakter unvollkommen, ja, der Abirrung zum Laſter auf eine höchſt ſchlüpfrige Art empfänglich iſt, welcher nicht Zartheit mit Strenge, Weichheit mit Stärke, Sanftheit mit Großſinn verbindet.

Ueberhaupt iſt jede menſchliche Ausbildung einſei=tig, und deshalb auch mangelhaft, die nicht auf Stärke und auf Weichheit zugleich berechnet iſt. Denn unſre ſinnlich=vernünftige Natur vereiniget in ſich beydes unzertrennlich.

D) Glanzſucht und Eitelkeit.

Geſelligkeit ſcheint, auf den erſten Anblick, die Menſchen einander nur zu nähern, um ſie durch gegen=ſeitigen Genuß einander gleich zu machen. Aber gar bald entwickelt ſich durch ſie der Hang, etwas zu gelten, und mehr zu gelten, als andre; aus ſeinen Freunden Bewunderer, aus ſeinen Gefährten eiferſüchtige Neider ſeiner Vorzüge und ſeines Glücks zu machen: ein Hang, welcher dem durch ſeine Natur ſtolzen, ſeines Werths, ſeiner Kräfte ſich bewußten Menſchen=Weſen überall eigenthümlich, gerade durch die Geſelligkeit ſeinen er=weitertſten Schauplatz zu erhalten ſcheint.

Die Mittel der Befriedigung dieſes Hanges, welche ihm die geſellſchaftlichen Kreiſe darbieten, ſind — Schön=rednerey, Weibergunſt, Titel und Familien=ſtolz, das Schautragen der Wohlhabenheit und des Reichthums, bis auf Putz und Klei=der ſogar.

Schönrednerey verflächt den Geiſt vom Gründ=lichen zum blos Gefälligen und Einſchmeichelnden; vom Ernſthaften zum Lachenden und Lächelnden; verengt das Gemüth, und gewöhnt es zu der unglücklichen Fertig=keit, ſich mit Worten zu begnügen, ſtatt der Handlun=gen, mit ſchöner Darſtellung edler Geſinnungen, ſtatt

der edlen Geſinnungen ſelbſt: Weibergunſt verzärtelt, verweichlichet das Gemüth, und erniedriget es zu kleinen Geſinnungen, zu unwürdigen Beſtrebungen: Rang-, Titel- und Familien-Stolz flößen ihm leeren Wahn und kleinliche Werthſchätzung für prächtiges Wortgekützel, eitle Anmaßung fremden Verdienſtes ein: phantaſtiſche Einbildungen und Anmaßungen, die, gewöhnlich mit dem Schaugepränge der Wohlhabenheit und des Reichthums begleitet, jedes beſſere Gefühl für Menſchenwerth und Menſchenwürde erdrücken, jede Idee ſogar von wahrem Verdienſt, wahrer Größe, nicht aufkommen laſſen, und den größten Geiſt zum kleinſten, das edelſte Gemüth zum eitelſten gleichſam zerreiben, zermalmen.

Der ganze Menſch, auf dieſe unwürdige Art, gleich einem bedeutungsvollen Basrelief bis zur Unkenntlichkeit jedes ſchönen und ſtarken Zuges verflächt, gleich einem ſtarken und edlen Spiritus verflüchtiget, wird leerer Glanz ohne Gehalt, Flitter ohne Gründlichkeit, ein Schatten ſeines großen Selbſt.

Nicht zu gedenken der ſträflichen Wege, auf welche Vergnügungs- und Zerſtreuungsſucht, ſo wie Eitelkeit und Glanzſucht, ihn allgewöhnlich verleiten, um ihnen fröhnen zu können, und die Mittel ihrer Befriedigung herbeyzuſchaffen: worüber wir uns ſogleich weitläuftiger erklären werden.

E) Liebeley.

Man kann von der Liebe nicht lange ſprechen, ohne eine Thorheit oder Lächerlichkeit zu ſagen: man kann

mit den Weibern nicht lange umgehen, ohne in Verliebtheit zu fallen.

Dieſe Buhlerey der Männer um Weiber-Gunſt, dieſe Buhlerey der Weiber um Männer-Verehrung, welche durch den gemiſchten Umgang beyder Geſchlechter ſo üppig genährt werden, machen zuvörderſt beyde Geſchlechter höchſt ſinnlich, und grob-ſinnlich; denn beyder Endzweck iſt der ſinnlichſte, körperlichſte aller Genüſſe: und ſelbſt wenn der Mann ſich blos auf Aufwartung, das Weib blos auf Aufmerkſamkeiten beſchränkt, ſo wird doch beyder Einbildungskraft, durch dieſe geiſtigeren Vorſpiele der Liebe nicht viel weniger, als durch die ſinnlichen, beunruhigt, verwirrt, verunreiniget. Daher auch nichts gewiſſer iſt, als daß wenige Verbindungen dieſer Art ganz ſchuldlos und für die Sittlichkeit ungefährlich ſind. Denn wenn ein ſolches Verhältniß zwiſchen Weib und Mann beyde intereſſiren, oder nicht bald in volle Gleichgültigkeit auskälten ſoll; ſo muß dabey allemal entweder Erinnerung an ehemaligen Genuß, oder Wirklichkeit des gegenwärtigen, oder Wunſch und Beſtreben darnach, ſtatt finden. Ein alter, zuſammengeſchrumpfter Geck, und eine alte zahnloſe Geckin mögen allein ſich aus bloßem Anſtand und um der Mode willen lieben.

Liebeley verkleinert den Geiſt; verengt das Herz des Mannes; verdirbt das Herz des Weibes. Weiber-Genuß, den wir mit andern, z. B. mit dem Mann einer Frau, theilen, iſt etwas Kleinliches, Unwürdiges, Unmoraliſches. Und welche

kleinliche Mittel — der Verſtellung, der Lüge, des Truges, erfodert's nicht gewöhnlich, um zu dieſem Genuß zu gelangen? Selbſt jenes raſtlos-geſpannte Beobachten und Spähen eines Blicks, eines Winks, einer Mine der Erſehnten — einen Jüngling im Verhältniß zu ſeiner Herzensgeliebten mag es ziemen! — aber mit dem Ernſt und der Würde eines Mannes iſt es unverträglich; Gewöhnung zu ſo armſeligen Vorſtellungen verkürzt den Geiſt für größere; Gewöhnung zu ſo kleinen Empfindungen verengt das Herz für edlere. Mögen einſtweilen ſchwungvollere Geiſter die Kleinlichkeit männlicher Gefallſucht (Coquetterie) mit großen Geſchäften zu verbinden wiſſen! Wir geſtehen es zu! Aber wir reden hier von dem gemiſchten Haufen.

Die Buhlerey des Weibes iſt an ſich ſchon ſträflicher, als die des Mannes: Bewahrung der Keuſchheit iſt ſelbſt für ihre Sittlichkeit wichtiger und nothwendiger, als für die männliche. Denn in die Keuſchheit des Mannes legte die Natur gewiſſermaßen nur einen Theil ſeiner Sittlichkeit; in die des Weibes aber ihre ganze Tugend. Ein Weib verliert mit der Schaam faſt alle ihre übrigen Tugenden: nach dieſem Verluſt werden ſie gewöhnlich nur eben ſo viele Werkzeuge der Schaamloſigkeit.

Liebeley ſtört, auf die gefährlichſte Weiſe, den Frieden des häuslichen Lebens, dieſen reinſten Quell menſchlicher Glückſeligkeit und den angemeſſenſten Schauplatz menſchlicher Tugend.

Das Weib ekelt den weniger-zärtlichen, weniger-dienſtbefliſſenen Gatten, der Gatte das verdächtige Weib

an: gegenſeitiger Ekel verſtärkt die Liebeley des Weibes, verleitet den Mann zu ähnlichen Geſinnungen: die Kinder werden zweifelhaft: Ordnung und Wirthlichkeit verſchwinden aus der Haushaltung: dem Unfrieden und der Unſittlichkeit ihrer Vorſteher folgt der Familien-Verfall rächeriſch auf der Ferſe nach.

F) Moraliſche Heucheley.

Anſtand, Höflichkeit, Tugendartigkeit, ſind nur ein glänzender Firniß der Sittlichkeit: der tugendhafte Mann kann, ſo wie er einen Rock nach der Mode, gleich dem Laſterhaften, trägt, ſich dieſen Firniß, wie der letztere, auflegen: aber dem Laſterhaften fehlt der ſchöne, vollwichtige Gehalt, über welchen jene gefällige Farbengebung in der Seele des Tugendhaften hinſchimmert.

Bloßer Schein verleitet menſchliche Trägheit ſo leicht zur Genügſamkeit, zum Stehenbleiben bey dem Schein; menſchliche Verkehrtheit zum Mißbrauch des guten Scheins als eines täuſchenden Colorits über ſchlimme That.

Eine noch gefährlichere Quelle moraliſcher Heucheley und der Sittenverderbniß überhaupt, als in dem geſellſchaftlichen Tugendſchein, fließt in der Vergnügungs- und Zerſtreuungsſucht, in der Glanzſucht und Eitelkeit. Durch die unerſchöpfliche Mannigfaltigkeit der Bedürfniſſe zu ihrer Befriedigung erzeugen dieſe Gebrechen der verfeinerten Sittlichkeit einen Geiſt des Eigennutzes, der Selbſt- und Gewinnſucht: Fehler, die nicht ſelten in den Tagen einfacher Lebensweiſe, noch vielmehr aber in Tagen der Verfeinerung, die

Herzen der Menſchen gefährlich vergiften, da ſie, wegen der immer verwickeltern Verhältniſſe der Geſellſchaft, meiſtentheils nur auf langen, krumm und künſtlich ſich hinziehenden, mühſam vorgebahnten Wegen zu ihren niedrigen Zielen gelangen können.

§. 4.

Anwendung der aufgeſtellten guten und ſchlimmen Charakterzüge verfeinerter Sittlichkeit auf die Verfeinerungs-Epoche der griechiſchen, römiſchen und neu-europäiſchen Cultur.

Der Leſer könnte, da unſre bisherige Darſtellung in dieſem Abſchnitt an einer ununterbrochenen Schlußkette fortging, gar leicht ſich überreden, wir hätten unſer Gemählde von der verfeinerten Sittlichkeit nur nach einem phantaſtiſchen Ideal gezeichnet.

Deswegen wollen wir nun die wirklichen Thatſachen der Culturgeſchichte verfeinerter Nazionen unſerm Gemählde gegenüber ſtellen.

Ueberall, in der Verfeinerungs-Periode der Griechen wie der Römer, der Neu-Europäer wie der genannten beyden Völker des Alterthums, ſehen wir dem Hange zu geiſtigen Vergnügen und zur Befriedigung der neu-aufgekommenen Bedürfniſſe und Bequemlichkeiten Vergnügungs- und Zerſtreuungsſucht, der Herrſchaft der weicheren Gefühle und Tugenden ſittliche Erſchlaffung, der Geſelligkeit Eitelkeit und Glanzſucht, dem eingeführten Weiber-Umgange Liebeley, der Tugendartigkeit moraliſche Heucheley, wie Unkraut neben dem Waizen, anſproſſen, dem Wachsthum des Waizens den Saft entziehen, ſeiner Ausbreitung den Boden verengen, und endlich ſo tief in und über die edle Fruchtgattung

gattung wachſen, daß ſelbſt das Auge des ſcharfſichtigſten Sonderers über Menge und Verhalt der edleren Fruchtgattung zu dem alles=überwuchernden Unkraut zweifelhaft bleibt.

Die Klagen der Sokraten und Platonen über die unſeligen Folgen des von Perikles zuerſt eingeführten Luxus und der dadurch begründeten Verfeinerung in Athen; die Charaktere und Sittengemählde eines Ariſtophanes, die, wenn gleich oft in's Groteske colorirt, doch auf einem ſehr wahren Grunde aufgetragen ſind; die einzelnen Charakter=Gemählde des häuslichen und ſittlichen Lebens, welche uns Geſchichtſchreiber, wie Thucydides, wie Xenophon, oder auch Redner, wie Demoſthenes, Iſokrates, Aeſchines und Lyſias, aufgeſtellt, — beweiſen die Anwendbarkeit unſerer allgemeinen Charakteriſtik der ſittlichen Verfeinerung auf die griechiſche Cultur von der Periode des Perikles an bis auf Alexanders aſiatiſche Eroberungen, mit welchen freylich eine neue und ſchlimmere Epoche begann.

Und wer kann die Anwendbarkeit dieſer Charakteriſtik auf römiſche Cultur bezweifeln, der denjenigen Abſchnitt der Geſchichte der Welt=Eroberer in's Auge faßt, welchen wir allein nur mit dem Namen „römiſche Cultur=Blüthe" bezeichnen können, nämlich die Periode von der Unterjochung Aſiens bis auf den Auguſt, oder auch, wenn man will, bis auf die Antoninen?

Nur daß in Rom, wegen des zu früh mitgekeimten übergroßen, und insbeſondre auch nicht aus dem Nazional=Fleiß hervorgegangenen, ſondern aus den eroberten Ländern eingeſtrömten Luxus, und unter

einem vielweniger als die Griechen intellectualiſirten Volk, jede ſchlimme Seite der Verfeinerung ſich deſto häßlicher herauskehren und vorſpringen mußte: welches aus einer Vergleichung der römiſchen Catilinen, Verren und Marc-Antone mit den griechiſchen Alcibiaden, Pauſanias, Lyſander, ſattſam erhellet.

Abſtechender, als zwiſchen griechiſcher und römiſcher Verfeinerung, iſt der Unterſchied zwiſchen griechiſcher und römiſcher von der einen, und neu-europäiſcher von der andern Seite.

Die Beſchränkung der techniſchen Bedürfniſſe und Bequemlichkeiten des Lebens, und eben ſo auch die Beſchränkung der Reichthümer, gaben insbeſondre dem griechiſchen Luxus (denn der römiſche ging, wenigſtens mit dem griechiſchen verglichen, in's ungeheure), eine gewiſſe Einfalt, und mäßigte die ſinnliche Begehrlichkeit.

Dieſe Beſchränkung ſowohl, als vorzüglich die freye, demokratiſche, unfeudaliſche Verfaſſung, raubten der Eitelkeit und Glanzſucht den größten Theil der armſeligen Kinderklappern, mit welchen ſie ſich umhängen, die Titel, die Ranglisten, die Ordensbänder, u. ſ. w.: welches bey den ariſtokratiſchen Römern auch noch, aber nicht in demſelben Maaß, der Fall war: denn hochehrwürdig blieb der Name römiſcher Bürger, bis in die Tage der Proſkripzionen und Cäſariſchen Dictaturen.

Dieſelbe Verfaſſung ſteckte beyden Nazionen in der Vaterlandsliebe und in der Aufrechthaltung

der Freyheit ein hohes, all=veredelndes Ziel vor, welches den verfeinerten Schwächling oft zur Thatkraft, den Bösewicht ſelbſt einſtweilen zu rühmlichen Anſtrengungen weckte, und die beſſeren Geiſter nie bis zur niedrigen Fläche eines geiſt= und herzverengenden Egoismus herunterſchwinden ließ; ſondern überall einen gewiſſen Gemein=Geiſt (public spirit) in der Nazion erhielt.

Dieſe ächt=republikaniſchen Geſinnungen herrſchten beſonders in Griechenland, in der ſchönſten Blüthen=Periode der Verfeinerung.

„Unter der Demagogie des Themiſtokles gelangte Athen zu einem plötzlichen Wohlſtande: indem der Tribut der Bundesgenoſſen und der beſiegten Völker in Athen zuſammenfloß, und das Land ſelbſt neue Quellen des Reichthums eröffnete. Aber da dieſer Wohlſtand nicht ſowohl einzelnen Perſonen, als dem ganzen Staate zu Theil ward; ſo waren auch alle Aeußerungen und Folgen deſſelben öffentlich und für den Genuß des Volks beſtimmt. Unterdeß die Privathäuſer zu Athen nur ein ſehr dürftiges Anſehen hatten, war man unabläſſig bemüht, die Wohnungen der Götter, die öffentlichen Plätze, die Theater und Gymnaſien auszuſchmücken, und jeder Bürger Athens fühlte ſich glücklich und groß in der Betrachtung der Werke dieſer Kunſt. So verband ſich in dieſem Zeitalter Luxus und Liebe zum Vaterlande." (S. Geſchichte der griechiſchen Poeſie in den Nachträgen zu Sulzers Theorie, 1ſter Band, 2tes Stück, p. 298.)

Die freyere Moral, der ungekünſtelte Mechanismus ihrer geſellſchaftlichen Verhältniſſe, ihr gleichſam öffentliches Leben, — (nicht unter einem Gemiſch von Hohen und Niedrigen, ſondern von Ihresgleichen) — gaben auch den Sitten der Griechen und Römer mehr Offenheit, und machten ſie der moraliſchen Heucheley weniger zugänglich.

Der beſchränkte Weiber-Umgang endlich, und die vorzüglich unter den Griechen herrſchende Achtung für die Unverletzbarkeit des ehelichen Bandes, entriſſen die Männer der Gefahr, ſich zu verweiblichen, die Weiber der Gefahr, ſich zu vermännlichen. Selbſt der ſträfliche Umgang mit Knaben (Päderaſtie) ſcheint in Griechen und Römern die herrſchende Meinung beveſtiget zu haben, das weibliche Geſchlecht ſey von der Natur zum Bedürfniß und Vergnügen des männlichen, nicht aber zur Veredelung des letztern, oder zur ernſten Anhänglichkeit der Männer an Weibergunſt, geſchaffen: eine Meinung, die, nicht durchaus richtig an ſich ſelbſt, Männer-Geiſt wenigſtens vor weibiſcher Verzärtelung und Kleinlichkeitsſucht bewahrte.

Dagegen äußert die unendliche Mannigfaltigkeit techniſcher Bedürfniſſe, Bequemlichkeiten und Vergnügen des Lebens gränzenlos verderbliche Wirkungen auf die ſinnliche Begehrlichkeit der Neu-Europäer, und eröffnet allein ſchon der Glanzſucht und Eitelkeit, dem Eigennutz und der Gewinnſucht, ein unbeſchränktes Feld.

Die feudaliſche Verfaſſung Neu-Europens, welche ſelbſt ſeine ſo genannte Freyſtaaten wie

ein giftiger Wurm anzehrt, verſorgen die Eitelkeit und Glanzſucht mit einem reichen Stoff, welcher den verfeinerten Völkern des Alterthums beynahe ganz mangelte.

Kein Nazional=Intereſſe weckt und ſtärkt die verkleinlichten Geiſter und verengten Herzen — (oder ſollen wir Britannien und das wiedergeborne Frankreich ausnehmen?) zu kühnen und großen Anſtrengungen: Eigennutz, Selbſt=Gewinn= und Genuß=Sucht trocknen die dürren Gemüther bis zum gänzlichen Mangel an allem Sinn für irgend etwas Höheres aus, als was ihr eignes, nie genug gepflegtes, nie genug geſchmeicheltes Selbſt angeht. Doch locken ihnen die Worte, Menſchheit! und Elend! dann und wann noch einen Allmoſen ab. Und Europa hatte einen Howard, hatte einen Helden, der ſich dem Heil einer gewiſſen Gattung von Elenden (der Gefangenen) mit nicht geringern Aufopferungen widmete, als Griechen und Römer ſich ihrem Vaterlande widmeten.

Die durch Religioſität verfeinerte neueuropäiſche Sittenlehre, die feudaliſch=ariſtokratiſche Zuſammenſetzung unſerer geſellſchaftlichen Verhältniſſe, die aus jener, wie aus dieſer hervorgehende gleichſam apokryphiſchere, verſteckte Lebensweiſe, — machen unſre Neigungen und Anſprüche mannigfaltiger, verwickelter; unſre Leidenſchaften verhaltener, ſchleichender; und laden die moraliſche Heucheley gleichſam durch alle Thore ein.

Die durch unſre Sitten eingeführte Miſchung beyder Geſchlechter endlich reizt und ſpornt unaufhörlich zu geckhaften Liebeleyen, und befleckt die

neu=europäiſche Cultur mit alle dem Sitten=Verderbniß, mit welcher ein ſo gefahr=ſchwangerer Keim die Bildung des menſchlichen Geſchlechts nur immer vergiften kann.

Alles zuſammengenommen alſo auf die Wage moraliſcher Würdigung gelegt, verhält ſich griechiſche und römiſche Verfeinerung zu der neu=europäiſchen, wie Größe zu Kleinlichkeit, wie Einfalt zur Verworrenheit, wie die einſtweilen verleitete Weisheit zu den phantaſtiſchen Verirrungen regelloſer Verſchrobenheit.

Vielleicht gelingt es uns, bey einer künftigen anderſeitigen Vergleichung, der neu=europäiſchen Cultur einige gefälligere Seiten abzugewinnen.

Eilfter Abſchnitt.

Allgemeine Schlüpfrigkeit nicht blos des ſittlichen, ſondern des geſammten Cultur=Charakters der Verfeinerung.

Wir haben in dem vorigen Abſchnitt von der Schlüpfrigkeit der verfeinerten Sittlichkeit geredt, welche allerdings die gefährlichſte Seite der Verfeinerung iſt. Aber auch alle übrigen Modifikazionen der Verfeinerung in Hinſicht auf die intellectuellen, äſthetiſchen, phyſiſchen, politiſchen und religiöſen Anlagen, ſind derſelben Leichtigkeit der Abgleitung ins Schlimmere unterworfen.

§. 1.

Allgemeine Schlüpfrigkeit des geſammten Cultur-Charakters der Verfeinerung.

Der raſtlos-forſchende Verſtand, welcher ſeine Kräfte nicht zweckmäßiger richten kann, als auf Gegenſtände der Erfahrung, verkennt gar leicht dieſe ſeine eigenthümliche Sphäre. Bald eilt er den Thatſachen der Erfahrung durch gewagte Hypotheſen vor: bald ſchlingt er ſeine irrige Schlußkette in die wahren Thatſachen hinein, und verwirrt dieſe durch jene, jene durch dieſe: bald biegt er ſich, von aller Erfahrung weg, auf ſeine eignen Begriffe zurück, und ſucht die Wahrheit blos in einem gewiſſen Hin- und Herwerfen, Trennen und Miſchen, Läutern und Sublimiren dieſer Begriffe: bald ſchwingt er ſich aus dem Felde des ihm allein erkennbaren Sinnlichen in die unendliche Regionen des Ueberſinnlichen, und haſcht hier ſinnliche Abſtractionen für Ueberſinnlichkeiten, Hypotheſen ſtatt gründlicher Dogmen, Phantasmen ſtatt ſichrer Anſchauungen. Er zehrt an ſeinen eignen Vorſtellungen, Begriffen, Anſchauungen: und wähnt Himmelsſpeiſe zu koſten. Er ſollte Forſcher ſeyn, und wird Grübler, Schwärmer.

Sehet da die Schlüpfrigkeit der intellectuellen Verfeinerung!

Noch auffallender, und beſonders auch von verbreiteterm Einfluß auf das Ganze der Verfeinerung, iſt die Schlüpfrigkeit der äſthetiſchen Verfeinerung.

Ewig unabänderlich ſtrahlen in jedem reingebildeten Geiſt, ſtrahlen in jedem ächten Künſtler-Genie und in dem Gemüth jedes erfahrnen Kunſtkenners, die Ideale des Schönen und Erhabenen, des Sanften und Pathetiſchen.

Aber die Unerſättlichkeit der geiſtigen, wie der ſinnlichen — Genußgier will lieber das ſchlimmere Neue, als das beſſere Alte. So muß das Einfache dem Gezierten, das Rührende dem Pikanten (Stechenden), das Starkgefühlte dem Weichen und Schmelzenden, hohe Bedeutſamkeit der Glätte und Nettigkeit, das Ideal-Schöne dem Originellen, das claſſiſch-Vollendete dem verſchroben-Genialiſchen weichen.

So wird der Geſchmack — Mode, und die Mode, bis zu einem gewiſſen Grad, immer phantaſtiſcher, abentheuerlicher, abgeſchmackter; denn Mannigfaltigkeit und Neuheit! iſt das Loſungswort der unerſättlichen Genußgier. Beyde nämlich ſchmeicheln am meiſten ihrer Abwechſelungs- und Zerſtreuungsſucht.

Die der Sinnlichkeit am meiſten ſchmeichelnden Darſtellungen der ſchönen Kunſt ſind die der Liebe. Dieſer müſſen ſich daher auch die Künſtler, um der Genußgier des Mode-Publikums zu gnügen, vorzüglich befleißigen. Allein gerade durch dieſe Darſtellungen wird die Sinnlichkeit, welche durch die ſchönen Künſte gereiniget werden ſollte, verunreinigt, und jeder Zunder ihrer ſchnöden Begehrlichkeit in Flammen gehaucht.

Da die phyſiſchen, politiſchen und religiöſen Anlagen mit den moraliſchen genau zuſammenhängen; ſo erachtet man von ſelbſt, daß die verfeinerte Sittlichkeit auch dieſen ihre Schlüpfrigkeit mittheilen wird. Wie leicht der verſtärkte Genußſinn der phyſiſchen Anlagen ausarten kann, iſt in dem bisherigen mannigfaltig gezeigt worden. Eben ſo können Eigennutz, Eitelkeit, Gewinn- und Glanzſucht, mehr durch den Drang ihrer Bedürfniſſe und ihrer Unerſättlichkeit gereizt, als durch den Zwang der Umſtände gedrängt, gar leicht gewaltſame politiſche Umſtürzungen der Dinge bewirken. Die religiöſe Denkart verfeinerter Menſchen aber hängt gewöhnlich von ihrer Moralität ab: ſie neigen ſich zum Glauben oder Unglauben, zum Deismus oder Atheismus, je nachdem ſinnliche Begehrlichkeit mehr oder weniger die Obergewalt in ihrem Gemüth behauptet. Und dieſer religiöſe Glaube oder Unglaube fließt dann gegenſeitig wieder auf die Moralität ein.

§. 2.

Die Fehler der Verfeinerung ſind Fehler aus Schwäche.

Faſſen wir alle tadelnswürdige Modifikazionen des geſammten Charakters der Verfeinerung zuſammen, und berückſichtigen dabey insbeſondre auch die moraliſchen; ſo ſpringt es in die Augen, daß ſie alle — natürliche An- und Auswüchſe theils des durch ſeine unvermeidliche Beſchränktheit irregeleiteten Denk-Vermögens, theils des durch ſinnliche Begehrlichkeit verdunkelten, oder auch überſchnellten, gewaltſam hingeriſſenen Empfindungsvermögens ſind.

Das letztere trift insbeſondre die moraliſchen Gebrechen der Verfeinerung, deren genauer Zuſammenhang mit den moraliſch-ſchönen Eigenſchaften der Verfeinerung ſchon im zehnten Abſchnitt von uns gezeigt worden.

Es iſt ein Axiom der Sittenlehre, welches ſich durch die moraliſche Bildung des einzelnen Menſchen, wie des geſammten Menſchen-Geſchlechts, beſtättiget: daß die kleinen Behuſamkeiten die großen Tugenden bewahren.

Wenden wir dieſen ſehr wahren Gemeinſpruch auf die moraliſche Gebrechen der Verfeinerung an!

Vergnügungs- und Zerſtreuungsſucht, wie gehen ſie aus dem Hange zu geiſtigen Vergnügen und zur Befriedigung der neu-aufgekommenen techniſchen Bedürfniſſe und Bequemlichkeiten des Lebens hervor? Das in ſeine Genüſſe vertiefte Menſchen-Weſen (jeder Genuß zieht gleichſam den Menſchen aus ihm ſelbſt heraus, und in ſich den Gegenſtand des Genuſſes hinein) bemerkt nicht den allmählichen Uebergang ſeiner Denk- und Empfindungsweiſe von Ernſt und zweckmäßiger Thätigkeit zu bloßem Spiel mit ſeinen Vorſtellungen und Empfindungen, und zu angenehmen Rührungen der Sinne. Anfangs ſucht es vielleicht noch Spiel und Ernſt, Vergnügen und Genuß freundſchaftlich miteinander zu geſellen: aber die ſich immer mehr ſelbſt ſpornende Reizbarkeit zu Spiel und Vergnügen verekelt ihm immer mehr Ernſt und Thätigkeit: Wohlhabenheit und Gemächlichkeit begünſtigen vielleicht jene Reizbarkeit: und ſie wurzelt zur übeln Fertigkeit, deren

Beſiegung für eine gerade in dem Maaß der geſteigerten Reizbarkeit verringerte moraliſche Widerſtandskraft höchſt ſchwürig iſt.

Dieſelbe Bewandniß hat es mit den übrigen ſittlichen Gebrechen der Verfeinerung; indem jedes derſelben, ſo wie das eben angeführte der Vergnügungs- und Zerſtreuungsſucht, irgend einen ſinnlichen Genuß zum Gegenſtande hat. So finden Schlaffheit und Empfindung ihren Genuß in ihrer eignen Trägheit und Weichlichkeit; Eitelkeit und Glanzſucht in der ſchmeichelhaften Schätzung und Bewunderung anderer; Liebeley in der immerwährenden Spannung verliebtſchwelgender Phantaſie, oder des Geſchlechtstriebes; ſo wie in der Befriedigung der Eigenliebe und des Stolzes auf gewiſſe intellectuelle oder körperliche Vorzüge. Die moraliſche Heucheley ſelbſt, bey welcher das Menſchen-Weſen, unter allen bisher-genannten Gebrechen am erſten, des böſen Willens verdächtig ſcheinen könnte, leitet ihren erſten Urſprung aus dem Wunſch ab, eben ſo gut und eben ſo wohlhabend, als andere, zu ſcheinen, und weder durch grobe Laſter, noch durch äußerliche Armſeligkeit, in ihrer Meinung herabzuſinken.

„Dieſe falſche Schaam, ſagt Rouſſeau von der Glanzſucht in der Geſellſchaft, verdirbt mehr redliche „Gemüther, als die bösartige Neigungen. Sie leitet „zuerſt das Laſter in ein gutes Herz ein, betäubt die „Stimme des Gewiſſens durch das Geräuſch der öffentlichen Meinung; ja ſie unterdrückt ſogar die Kühn„heit, das Gute zu thun, durch die Furcht, ſich da„durch dem Tadel gewiſſer Geſellſchaftszirkel auszu-

„ſetzen. Ganz unvermerkt läßt man ſich von der „Furcht, ſich lächerlich oder geringſchätzig zu machen, „beherrſchen, und man würde ſich eher hundert Gefah„ren, als einem Spott der Geſellſchaft ausſetzen."

Unwiderſprechlich alſo ſind alle bisher aufgeſtellte Gebrechen der Verfeinerung, — ſelbſt bis auf die moraliſche Heucheley — Fehler aus Schwäche, nicht aus Bosheit: die entgegengeſetzten Tugenden gehn verloren durch Unterlaſſung der zu ihrer Bewahrung nothwendigen kleinen Aufmerkſamkeiten. Der Menſch bewandelt den unrechten Weg, nicht weil er ihn für ſolchen erkennt, ſondern weil der unrechte ſich ſo verführeriſch-unmerkbar in den rechten Weg einkrümmt. Die Natur ſelbſt zieht ihn wie mit eigner Hand auf die ſchlüpfrige Stelle hin, und überläßt ihn, gerade am Abhange zum Fehltritt, ſich ſelbſt; ſie, die Natur, welche der große Römer-Conſul eben ſo kühn als wahr „quasi quandam sui ipsius lenam et conciliatricem" nennt, „eine Verführerin und gleichſam Kupplerin ihrer ſelbſt."

Der Menſch, im Zuſtande der Verfeinerung, iſt weichlich, nicht verhärtet; er iſt mehr läßig im Guten, als thätig zum Böſen; ſein Gefühl iſt verleitet; aber ſein Wille iſt noch nicht verderbt. Es iſt ein gutgearteter Jüngling, der, wider Willen, ſeinen beſſern Einſichten und edleren Entſchließungen entgegenhandelt.

Man gebe Acht auf die Art, wie die Menſchen, wie wir ſelbſt, Fehler dieſer Art im gemeinen Leben be-

urtheilen: „Er iſt kein böſer Charakter, aber er iſt ſchwach;" „es iſt ihm einmal Gewohnheit geworden;" „er würde anders handeln, aber einer läßigen Natur, wie die ſeinige, koſtet es viel Anſtrengung."

Mit dieſer Milde allein urtheilen wir richtig über die Fehler der Verfeinerung.

§. 3.

Das Zeitalter der Verfeinerung darf wegen dieſer Fehler aus Schwäche nicht immer gerade ein Zeitalter der Schwächlichkeit, oder der Armuth an edlen Thaten und großen Charakteren ſeyn. Urſachen davon.

Aus dieſem allgemeinen Charakter moraliſcher Schwäche folgt aber keinesweges, daß die Periode der Verfeinerung immer auch eine Periode der Schwäche, eine Periode gänzlicher Unfruchtbarkeit an großen Thaten und edlen Beſtrebungen ſeyn müſſe.

Denn zuvörderſt ſchlummert in dem menſchlichen Gemüth eine gewiſſe Maſſe von Spann- und Thatkraft, welche, wie jede gute Anlage im Menſchen, äußerſt ſchwer und äußerſt ſelten ganz unterdrückt, nie durchaus vernichtet werden kann: und, ſo wie gleichfalls jede andre Anlage, ſelbſt gedrückt und ſchon geſchwächt, nur einer irgend kräftigen Veranlaſſung von außenher bedarf, um aus dem Schlummer zu erwachen.

So fliegt der franzöſiſche Offizier aus dem Tanzſaal auf das Schlachtfeld, von den Tändeleyen der Liebe zu den blutigen Kämpfen des Mars! So ſchwelgt und liebelt ein Herzog von Richelieu auf ſeinem Geſandtſchaftspoſten in Wien Wochen und Mo-

nate hindurch; und verſchwindet dann plötzlich von dem Schauplatz unbegrenzter Glanz- und Flitterſucht, um ſich in mühſames Dechiffriren geheimer Cabinets-Nachrichten und in diplomatiſche Unterſuchungen zu vergraben, wodurch er ſeinem Hofe für jetzt nützlich werden kann. So ſahen wir jüngſt noch die verfeinertſte, verzärteltſte, gedrückteſte aller Nazionen Europens, durch den gänzlichen Umſturz ihrer bisherigen Verfaſſung, wie einen Löwen aus dem Schlummer erwachen, und zur Vertheidigung ihrer neu-erlangten Freyheit Thaten thun, die Europens Staunen und Schrecken waren.

Aber ferner giebt es auch gewiſſe von der Natur ſelbſt bevorrechtete Geiſter, welche, auch ohne beſondern Aufruf oder Veranlaſſung von außenher, mit angebornem Starkſinn und eigenthümlicher Schwungkraft, die bezauberndſten Vergnügen mit den anſtrengendſten Geſchäften zu verbinden, von kleinen Dingen zu großen, von großen zu kleinen überzugehen, hier ſich ganz hinzugeben, ſich ſelbſt gleichſam zu verlieren, dort ſich mit aller Kraft zuſammenzuraffen wiſſen.

Ein Charakter dieſer Art war Julius Cäſar unter den Feldherren; Boglingbrocke unter den Staatsmännern; Büffon, der große Büffon, unter den Schriftſtellern.

Dem großen Römer ſangen ſeine Soldaten im frohen Siegesmuth hinter dem Triumphwagen, auf welchem er durch Roms Straßen zog, folgende Schmach-Strophen nach, zu welchen er ſelbſt, als höchſt wahr, lächeln mußte:

Gallias Caesar subegit, Nicomedes Caesarem,

und

Urbani, servate uxores, moechum calvum adducimus.

Suet.

Aber dieſer Mann aller Weiber, dieſes Weib aller Männer, wie ſie ihren Feldherrn auch ſonſt benannten, war auf dem Schlachtfelde den Römer-Legionen eben ſo furchtbar, als dem Feinde. Mit dem bloßen Worte: „Quirites" bändigte er ihre Zügelloſigkeit: mit der allbeherrſchenden Gewalt des Kriegsgottes ſtand er vor ihnen im Gefecht: ohne daß ſie ſich von patriotiſchen Schaudern ergriffen fühlten, riß er ſie über den Rubicon hin, dieſe heilige Gränze zwiſchen Gehorſam gegen das Vaterland und zwiſchen Vaterlandsverrath: keiner ihrer Dolche zuckte nach ihm, als er die Republik zertrümmerte. Ja, der gröſste Mann in Rom war einer ſeiner verfeinertſten Lüſtlinge, und einer ſeiner ausgelaſſenſten Schwelger. Und dieſer Feldherr wetteiferte mit Cicero in der Beredſamkeit, ſchrieb ſeine Thatengeſchichte mit der Klarheit und Anmuth eines Xenophon, ſchrieb Gedichte, ſchrieb grammatiſche und etymologiſche Verſuche: und las, mitten in der Senatsverſammlung, Billets-Doux von der Hand der Schweſter des Cato, Servilia.

Der Britte Boglingbrocke fliegt aus der Mitte glänzender Hofdamen in die Stille des Studierzimmers, und ſchreibt, nach einer verliebten Unterhaltung, ſcharfſinnige Unterſuchungen über Politik, Philoſophie und Religion. Der Staatsbote händiget ihm noch an dem-

ſelben Abend Depeſchen vom Hofe ein: und morgen ſpricht er im Parlament, als einer der erſten Volks-Redner, und beherrſcht, des Nachmittags, das königliche Kabinet, als einer der gewandteſten Hofleute. Auf den Lenden der ſchönen Pultney, ſeiner Gellebten, unterzeichnet er den Utrechter-Frieden. Er wird geſtürzt, aus ſeinem Vaterlande verbannt: und lebt nun im Auslande, glücklich, allgeehrt, und allgeliebt, in dem Schooß der Muſen, der Liebe, und ſeines Landguts; er kehrt zurück, und ſtirbt an einer der abſcheulichſten, langſam hinzehrendſten Krankheiten mit der Gleichmuth eines Weiſen *).

Der unſterbliche Philoſoph und Natur-Mahler, Büffon, widmet ſeinem Anzuge, ſeiner Friſur, alle Aufmerkſamkeit des feinſten Pariſer-Elegants, ſpricht in ſeinem Provinzial-Dialekt mit Handwerkern und alten Weibchen über die neueſte Stadtgeſchichte in dem kleinen Flecken Montbard (ſeinem Wohn- und Arbeits-Sitz, unweit Paris); ſcherzt (nach ſeinen bekannten, ſehr materiellen Grundſätzen über die Liebe) mit einem Aufwärter-Mädchen; — und geht dann hin, und beobachtet die Natur in ihrer erſtaunenswürdigen Größe, wie in ihren unendlichen Feinheiten; umfaßt, mit einem gewaltigen Blick, Thier- und Menſchen-Welt, Pflanzen- und Stein-Reich, mahlt und ſchildert ſie, in einer Sprache, bald fein, bald groß, bald in's Sanfte, bald in's Schauderhafte colorirt, und verfolgt die Natur von

*) S. Bozlingbrockes Biographie.

von den erſten Regungen ihres ſchöpferiſchen Lebens an bis auf die Trümmer zerſtörter Welten-Syſteme *).

So herrlich-bevorrechtet bildete die Natur gewiſſe Geiſter! ſo entgegengeſetzte Anlagen pflanzte ſie in manche Gemüther ſehr verträglich zuſammen **)!

Außerdem aber bleibt in der großen Menſchen-Menge, welche das Zeitalter der Verfeinerung zuſammen-bildet, ein nicht kleiner Theil auf der niedrigern Culturſtuffe (der Vermenſchlichung) zurück, und theilt die neuaufgekommenen Tugenden und Fehler nur in geringem Maaße; behält ſeine rohen Leidenſchaften, aber auch ſeine natürliche Art, recht und ſtark zu empfinden; erleuchtet ſeinen Verſtand nicht mit den neuen Kenntniſſen, aber verſtimmt auch ſein Gemüth nicht zu tändelnden Gefühlen; genießt wenige der neuerfundenen Bedürfniſſe und Bequemlichkeiten, aber bleibt ſeiner einfachen Lewensweiſe treu: — alles freilich — nicht aus freyem Entſchluß, ſondern theils durch herrſchende Standesſitte, theils und mehr noch durch beſchränkte Glücksumſtände.

---

*) Die Quellen dieſer Charakteriſtik von Büffon ſind — ein Aufſatz von Heraut de Sechelles in den Friedens-Präliminarien; die Werke des Chamfort; die Memoires der Madame Necker, u. ſ. w.

**) Den berühmten oder vielmehr berüchtigten Alcibiades hab' ich nicht der Mühe werth geachtet, dieſen Genien beyzugeſellen. Dieſer Grieche war ein kühner, tapferer, nicht-talentloſer Zierling, aber kein großer Mann ſeines Jahrhunderts.

Dieſe unverfeinerte, aber gewiß nicht verworfne oder verderbte Menſchengattung werde nur irgend Werkzeug in der Hand eines erleuchteten Geiſtes, eines großen Charakters! und ſie wird, auch in der Periode der Verfeinerung, Thaten thun, würdig der ſchönſten Tage des griechiſchen Groſſinns und des römiſchen Patriotismus.

War nicht das achtzehnte Jahrhundert unſres Europa das verfeinertſte? und welche Thatengeſchichte aller ſeiner Vorgänger mißt ſich würdig mit der ſeinigen? Welches andre ſtellt in der Menge, und in der Kraft, Großthaten im Reich der Tapferkeit, Großthaten im Reich der Wiſſenſchaft, Großthaten im Reich der Sittlichkeit?

Endlich aber giebt es ſelbſt unter der verfeinerten Menſchen-Klaſſe einen ausgeſuchteren Theil, der ſich, wenn nicht von allen, wenigſtens von den gröberen Flecken der Cultur rein zu erhalten weiß, und ſich nur mit ihren beſſern Eigenſchaften ſchmückt.

Dieſe bilden gleichſam das Edel-Geſchlecht unter der verfeinerten Klaſſe, und alles, was ihr von einer beſſern Menſchen-Gattung überhaupt erwarten oder fodern könnet, möget ihr von dieſem Edel-Geſchlecht fodern und erwarten.

Ihm ſchließt ſich eine andre, noch zahlreichere, aber minder-edle Gattung der Verfeinerten an: es ſind diejenigen, die, durch ein beſchränktes Mittelglück, von Uebertreibung der Verfeinerung und von dem Miß-

brauch ihrer ſchönen Gaben zurückgehalten werden: und ſo — durch dieſen äußern Zwang, verbunden mit einem ſchlichten Verſtandesgebrauch und ſittlichem Lebensanſtande, — vielleicht dennoch **mehr glücklich, als weiſe**, — **auf der Gränze ſtehen bleiben**.

§. 4.

Vermeidlichkeit der Fehler der Verfeinerung von einzelnen Menſchen; Unvermeidlichkeit derſelben von dem großen Menſchen-Haufen.

Und ſind dann die Fehler der Verfeinerung unvermeidlich? unvermeidlich etwa, wie anſteckende Krankheiten bey einer ungeſunden Luft; oder wie wenn jemand, der den Schnupfen hat, auch zugleich mit dem Huſten und mit fieberhaften Anwandlungen behaftet ſeyn muß? Hängen die guten und die ſchlimmen Eigenſchaften der Verfeinerung zuſammen, wie Blatt und Zweig? Erzeugen ſie ſich einander, als durch einen nothwendigen innern Bildungstrieb, wie Blumenſaame und Blumenkelch?

Da der Uebergang von der (durch Verfeinerung extenſiv und intenſiv vermehrten) Erkenntniß zur moraliſchen Handlung, und von dem Daſeyn der neuaufgekommenen Gegenſtände des Luxus zum zweckmäßigen Gebrauch oder zum Mißbrauch derſelben nur durch **Freyheit** geſchieht; ſo erhellet von ſelbſt, daß der Grund der Aneignung der ſchlimmen Eigenſchaften der Verfeinerung und beſonders der verfeinerten Sittlichkeit allerdings in der allgemeinen Gebrechlichkeit der menſchlichen Natur, keinesweges aber in der Verfeinerung und ihren guten Eigenſchaften ſelbſt liegt; daß

das Menſchen-Weſen durch die Schlüpfrigkeit der letztern zu den ſchlimmern gereizt, aber nicht genöthigt werden kann; daß es hier, wie bey allen Lokkungen zum Böſen, nur der tugendhaften Widerſtandskraft bedarf, welche daſſelbe in einer erleuchteten Vernunft, in dem angebornen Sinn für Moralität, und in der Freyheit findet, und nicht bloß zum Kampf gegen moraliſche Schwächlichkeit, ſondern ſelbſt gegen moraliſches Verderbniß immer finden würde.

„Denn, fragen wir hier mit Rouſſeau, wen nennen wir einen Tugendhaften, — frey alſo von „moraliſcher Schwächlichkeit und belebt von Thatkraft „für edle Geſinnungen und Handlunden? Den ehren „wir mit dieſem Namen, der ſeine natürliche Neigungen am Zügel zu führen weiß, der dem Ruf der Vernunft, der Stimme des Gewiſſens gehorcht. Beherrſche deine Neigungen, und du biſt tugendhaft. „Keine Tugend ohne Kampf. Das Wort Vertu (Tugend) bedeutet eigentlich Kraft, Stärke (ſo wie Tugend von Tüchtigkeit, Vermögen, Kraft, abgeleitet „wird). Tugend kommt nur einem Weſen zu, welches „ſchwach durch ſeine Natur, und ſtark durch ſeinen „Willen iſt: alles Verdienſt des beſſern Menſchen gründet ſich darauf."

Offenbar alſo iſt der Tadel der Schlüpfrigkeit der Verfeinerung nichts anders, als der Tadel menſchlicher Gebrechlichkeit überhaupt.

Stellen wir ein Bild des ächt-verfeinerten, das heißt des durch Verfeinerung moraliſch-

veredelten Menſchen vor uns hin, und halten dann einige wirkliche Charaktere des Alterthums und der neuern Zeit mit dieſem Gedanken-Bilde zuſammen!

Aufklärung, eine natürliche Frucht der bis zur Selbſtſtändigkeit entwickelten Vernunft, iſt dem edleren Geiſt ein erheiterndes Licht, bey deſſen erquickendem Schein er, über die Mißgriffe der Unwiſſenheit und über die Verirrungen des Aberglaubens erhaben, die Dinge nach ihrem wahren Werth und nach ihrer verhältnißmäßigen Brauchbarkeit würdiget, welche die anordnende Hand der weiſen Schöpferin in ſie gelegt. Durch Kenntniſſe und Betrachtungen der Art bildet er nur deſto leichter jenes Gefühl für Ordnung und Harmonie in ſich aus, welches die Grundlage des Moralſinns iſt: und thut aus Grundſatz, thut feſt und treu, und nach ſeinen beſten Kräften, was andre aus Laune, aus Gewohnheit, oder durch natürliches Gefühl geleitet, und eben deswegen nur zu oft ſehr läßig, thun.

Die vermehrten Bedürfniſſe, Bequemlichkeiten und Vergnügen macht er nur in ſo fern zum Gegenſtande ſeiner Wünſche, als ihr Beſitz und Genuß mit ſeiner Pflicht und ſeinen äußerlichen Verhältniſſen verträglich iſt. Eingedenk der leichtzubefriedigenden Foderungen der Natur von der einen, des Umfangs und der Wichtigkeit der Menſchen- und Bürger-Pflicht von der andern Seite, begnügt er ſich mit den minder-koſtbaren jener Gegenſtände des Luxus, wenn ihm der Genuß der koſtbaren verſagt iſt; beſchränkt ſo ſeine Begierde, und entgeht glücklich allen Verführungen einer gefährlich-vergeiſtigten Sinnlichkeit.

Unter allen Genüſſen der Verfeinerung erkieſt er ſich vorzüglich diejenigen, in welchen er ſein beſſeres Selbſt wie in einem reinen Spiegel und in einem veredelten Licht erblickt, die von der redenden und zeichnenden Gattung. Denn wie kann er ſeine Muße von Bürger- und Menſchen-Pflichten würdiger anwenden, als zur Beſchauung jeder ſchönen und erhabenen Geſtalt der reinen Menſchen-Natur, eine Beſchauung, welche ihm dieſelbe mit allen ihren Anlagen und Foderungen nur deſto ehrwürdiger macht, ſeinem Herzen für jede drükkende Lage, in welcher die herrlichen Kräfte der Menſchheit gelähmt, ihre heiligen Rechte gekränkt werden, nur ein deſto innigeres Intereſſe einflößt, und dies Intereſſe, in jedem wirklichen Vorfall, wo er helfen kann, in ihm ſelbſt bis zur reinen Thätigkeit erhöht.

So dachten, empfanden, handelten die Sokraten, die Xenophonten, die Platonen unter den Griechen: die Helvidien, die jüngern Plinius, die Antoninen unter den Römern; die Friedriche, die Frankline, die Howard, die Mendelſohne, die Garven, unter den Neu-Europäern. So erfreuten ſie ſich jeder ſchönſten Blüthe der Cultur, ohne daß der Wurm, der in dieſer Blüthe nagt, ihnen ſein verzehrendes Gift anſprützte.

Sokrates und Xenophon nützten ihrem Vaterlande, jener als Bürger und Soldat, dieſer als Feldherr: Plato als Denker und Jugendlehrer; alle drey als angenehme Geſellſchafter ihrer Mitbürger, als Verbreiter der Aufklärung durch Rede und Schrift: in den Stunden der Muße wohnten ſie einem Sophokleiſchen oder

Euripideiſchen Schauſpiel, einem muſikaliſchen Wettkampf, einer gymnaſtiſchen Uebung bey; gaben und nahmen an Beſuche von Denkern und Künſtlern, von gebildeten Handwerkern und Geſchäftsleuten: oder ſtärkten und vermehrten das ſchöne Licht ihres Geiſtes durch das Leſen der vortrefflichſten Dichter, Redner, Geſchichtſchreiber und Philoſophen der Nazion: oder vermehrten dieſe herrlichen Geniuswerke durch eigene Geiſtesfrüchte.

Auf gleiche Art nützten dem Vaterlande und der Welt, ergötzten und erheiterten ſich durch jeden edleren Genuß der ſchönen Kunſt die mit Recht bewunderten Seiten-Stücke der genannten Griechen-Charaktere unter den Römern und Neu-Europäern: und blieben erhaben über die Verderbniſſe der ſchlüpfrigen Verfeinerung ihrer Jahrhunderte.

So waren ſie alle, durch Verfeinerung, die gebildetern, die beſſern, und die glücklichern Menſchen!

Schwerlich wird irgend ein Menſchen-Weſen ſich überall und durchgängig in dieſer höhern, reinern Region der Verfeinerung, überall und durchgängig von den Verderbniſſen derſelben unangeſteckt, erhalten: und ſelbſt die bisher-angeführten, wahrhaft-edlen Geiſter trugen mehr oder weniger den einen oder andern Flecken von der allgemeinen Krankheit des Jahrhunderts. Aber niemand kann die M ö g l i c h k e i t beſtreiten, daß ſie auch von dieſen hätten u n b e r ü h r t bleiben können: und ihr Beyſpiel, welches in ihren Tagen gewiß nicht das einzige war, und zu welchem wir immer noch

Seitenſtücke aufſtellen können, beweiſet hinlänglich jene Möglichkeit durch die Wirklichkeit.

Wie mancher auch unter meinen Leſern thut der menſchlichen Natur die Ehre an, die immer freylich beſchränkte Zahl jener auserkornen Edlen zu vermehren? Welcher jüngere Geiſt entbrennt nicht von dem Wunſch, einer von ihnen zu ſeyn? Und wer zweifelt oder vielmehr verzweifelt an der Möglichkeit, ſich die Erfüllung dieſes Wunſches ſelbſt gewähren zu können?

Rein ſey das Herz, mit welchem die ſchönen Gaben der Verfeinerung aufgefaßt werden! und die aufgefaßten Gaben werden das auffaſſende Gefäß veredlen, nicht verunreinigen.

Was nun aber einzelnen ausgezeichneten Charakteren zu leiſten möglich iſt, iſt dem großen Menſchen-Haufen (unter welchem wir die Pöbel-Geiſter der vornehmern und der geringern, der gelehrten und der ungelehrten Welt befaſſen), wenn gleich nicht an ſich, wenigſtens moraliſch-unmöglich. Denn die Aufſchrift der geſammten Culturgeſchichte unſeres Geſchlechts war es von je her, und wird es immer ſeyn: die Menſchen ſind böſe; aber der Menſch iſt gut. (Rouſſeau.)

Der große Haufe iſt Sklave der Dinge, nicht Herr ſeiner Selbſt; er ſteht unter der blinden Nothwendigkeit der Materie, nicht unter dem Königsſcepter der Freyheit: er wird von dem gegenwärtigen Eindruck fortgeſtoßen, durch Neigung beſtimmt, von der Leiden-

ſchaft hingeriſſen, von der Mode beherrſcht, von der Gewohnheit tyranniſirt.

Unmöglich alſo iſt es, moraliſch-unmöglich für ihn, einem Strom entgegen zu ſchwimmen, in welchen gegenwärtiger Eindruck, Neigung, Leidenſchaft, Mode und Gewohnheit ihn fortwirbeln: unmöglich für ihn, ſich von den Fehlern der Verfeinerung rein zu erhalten.

Dieſe Schwachheit muß fallen, wo es irgend ſchlüpfrig iſt; dieſe Unbehutſamkeit angeſteckt werden, wo es irgend Anſteckung giebt; dieſer Sklave fröhnen, wo die Sklaverey, durch die Menge der Fröhnenden ſelbſt, weniger ſchändlich erſcheint.

Der Charakter der Menge, als Gegenſtand der Bearbeitung durch Cultur, beſteht darin, daß ſich ihr das Gute, Schöne und Wahre immer nur in der Geſtalt des Neuen empfiehlt; iſt aber dieſe veraltet, das Gute von ihr eben ſo leicht gegen das Schlimmere, das Rein-Schöne gegen das Gekünſtelte und Verſchrobene, das Wahre gegen geſchminkte Lüge vertauſcht wird; daß ihre Vorſtellungen unbeſtimmt, ihr Gefühl mehr ſtark als richtig, ihr Urtheil mehr durch die Außenſeite als durch das Innere der Sache beſtimmt wird, und ihre Wahl daher überall das Rechte faſt nur durch Zufall treffen kann.

Daher muß es auch nicht befremden, daß Intellectualität, Kunſtgeſchmack und Sittlichkeit der Menge, auch wenn ſie in allem dieſem ſchon die Linie des Rechten getroffen, unaufhörlich wechſeln und wandeln, und eben ſo leicht, ja noch leichter, von dem Beſ-

ſern zum Schlimmern (denn das Schlimmere ſchmeichelt gewöhnlich der Materialität der Sinne durch Neuheit, Mannigfaltigkeit und Anregung der Leidenſchaft) übergehen, als ſie vorher ſich aus dem Schlimmern zum Beſſern aufbildeten.

§. 5.

Kurze Dauer der Verfeinerung. Urſachen davon.

Da das, was man herrſchenden Geiſt, Zeitalter, Jahrhundert heißt, ſich gewöhnlich nach dem Charakter des großen Menſchenhaufens (nämlich nicht des gemeinen großen Haufens, ſondern der große Haufe unter den Verfeinerten), innerhalb der gegebenen Zeit- oder Raum-Begränzung, beſtimmt; da ſein Geſchmack meiſtentheils den Künſtlern Geſetze vorſchreibt, und ſeine Sittlichkeit die Geſellſchaften beherrſcht; ſo würde dieſer Charakter des großen Haufens und dieſer Einfluß auf das Ganze der Cultur gewiſſermaßen allein ſchon hinlangen, die ſo allgemein-bemerkte kurze Dauer der Blüthe ächter Verfeinerung zu erklären.

Allein, näher erwogen, fügen ſich hier mehrere Urſachen zuſammen.

Man erinnere ſich zuvörderſt an das, was wir im vorigen Abſchnitt §. 4. von der Periode der Unfruchtbarkeit, beſonders an großen Kunſtgenien, ſagten, welche gewöhnlich auf die Periode der höchſten Blüthe der Kunſt zu folgen pflegt: und man wird ſich faſt verſucht fühlen, zu glauben, daß das einmal gefundene Kunſt-Ideal die Kunſt ſelbſt beſchränke, und daß die Meiſterwerke großer Genien in dem Maas das

Aufkommen neuer verhindern, als ſie Ausbreitung des beſſern Geſchmacks befördern.

Man erinnere ſich ferner an das, was kurz vorher von der Schlüpfrigkeit des geſammten Cultur-Charakters beygebracht worden: und man wird in der Verfeinerung ſelbſt eine weſentliche Urſache der kurzen Dauer der Verfeinerung finden.

Da indeſſen Intellectualität, Kunſtgeſchmack und Sittlichkeit, nach ihren urſprünglichen Zügen, allen Gemüthern tief und unaustilgbar eingeprägt ſind, ſo tief, daß ſelbſt der ſchlaffe Taugenichts und der ſchwarze Böſewicht die wahre Geſtalt der Tugend nie verkennen können, und daß ſelbſt der verderbte Geſchmack, nach einer kleinen Gewöhnung an ein ächtes Genius-Werk, demſelben huldigen wird; ſo würden auch die ſchönen Denk- und Empfindungsformen, welche die Verfeinerung den Geiſtern und Gemüthern anbildet, ſelbſt bey dem großen Menſchenhaufen, länger in unvermiſchter Reinheit ſtrahlen, und daurender ſeyn, als wir's nun in der Culturgeſchichte der Völker finden; wenn nicht ungünſtige Zufälligkeiten von außenher ihre ſchnelle Verunſtaltung oder auch baldige Zertrümmerung mitbewirkten.

Bis jetzt noch zerſtörte ſich die Verfeinerung keiner Nazion blos durch ſich ſelbſt, blos durch ihre eigne Schlüpfrigkeit, oder durch die Verirrungen und Mißbräuche des großen Haufens: immer waren es mit unwiderſtehlicher Gewalt von außenher andringende ungünſtige Zufälligkeiten, welche das ſchöne Licht der Gei-

ſter verdunkelten, und den edlen Schwung der Herzen lähmten.

Hören wir das Zeugniß eines Geſchichtſchreibers über den Verfall der griechiſchen Cultur: „Eine Reihe verderblicher Kriege hatten die Kräfte „Athens geſchwächt, und es von der erſten Stufe, auf „welcher dieſer Staat vormals ſtand, zum zweyten und „dritten Rang herabgeſetzt. Der See-Dienſt, in wel„chem ſich die Bürger zu Piraten erniedrigten, hatte „die Sitten Athens nach und nach zu Grunde gerichtet; „die Liebe zum Vaterlande war abgeſtorben; die Frey„heit hatte ſich in Frechheit verkehrt; der kriegeriſche „Geiſt war dahin. So war Athen beſchaffen, als es „nebſt dem übrigen Griechenlande der Raub eines nörd„lichen Volkes wurde, welches ſich in langen Kämpfen „mit wilden Nachbaren geübt und geſtärkt hatte."

„So wie ehedem der Sieg über einen mächtigen „und gefürchteten Feind (über die Perſer) den Stolz „der griechiſchen Nazion geweckt, und ſie zu allen Un„ternehmungen in Krieg und Frieden mit Muth erfüllt „hatte; ſo ging mit der Unterwerfung unter einen ſieg„reichen Herrn (Philipp und Alexander von Macedo„nien) die Erhabenheit der Seele, der Enthuſiasmus „des Muths, der Wetteifer um Vorzüge verloren. „Der Patriotismus erſtarb; die Flamme des Genies „erloſch; mit der Hoffnung, das Ziel zu erreichen, ver„ſchwand die Spannkraft, welche vormals große Tha„ten erzeugte, und herrliche Werke geboren hatte. „Ganz Griechenland war in einen Zuſtand der Erſchlaf„fung geſunken. Die edleren Blüthen des Geiſtes fühl-

„ten den Hauch des Despotismus, welcher von Mace„donien aus über Griechenlands Fluren wehte, und „die Quellen des Wohlſtandes nicht weniger, als die „Quellen des Geiſtes, welche die Gärten der Grazien „befruchtet hatten, verſiegen machte.“

Leichter noch, als die auf ihrem eigenen vaterländiſchen Boden erwachſene, mit dem eigenthümlichſten Nazional-Charakter geſtempelte, durch ihre eigne Kraft gepflegte und erhaltene ſchöne Griechen-Cultur, war die römiſche auszuwurzeln, die nie eignen Boden, wenig eignen Charakter hatte, und ſelbſt in ihrer höchſten Blüthe immer ſehr einſeitig und ſehr beſchränkt war.

Aber laßt uns auch das Zeugniß der Geſchichtſchreiber über den Verfall der römiſchen Cultur abhören!

„Große Fähigkeiten waren, ſeit Tiber, unter den „despotiſchen Regierungen der Kaiſer verhaßt. Sich „durch Redlichkeit und Muth zu erheben, galt für „Hochverrath; Schmeichelen und Kriecheren gegen den „Despotismus aber, machte beliebt, und verſchaffte „Ehrenſtellen. Das Edle und Große verſchwand ſo„wohl aus dem öffentlichen Leben, als aus den Schrif„ten der Dichter, Geſchichtſchreiber und Redner. Die „Beſchäftigung mit der Poeſie ward ein Gewerbe, und „die Anzahl der Dichter vermehrte ſich, welche die Be„gierde, Mecänaten zu finden, nicht angebornes Ta„lent, befeuerte. Die Beredſamkeit, die für keine große „Angelegenheiten des Vaterlandes jetzt noch ihre Stim„me erheben durfte, artete in Deklamazion aus. Die „Philoſophie ſelbſt ward Deklamazion und ſpruchrei-

„ches Wortgeſchraube, ſo wie gewiſſe allbeliebte, und „freylich auch nicht talent-loſe Höflinge, z. B. ein L. „Annäus Seneca, den Ton anſtimmten. Endlich er„lag der Staat dem Druck militairiſcher Tyranney zu„erſt ſeiner eignen Legionen, dann der barbariſchen Völ„ker, die, unter römiſchen Heeren zur Kriegszucht „gewöhnt, das Reich zerſtückten."

Mag alſo immerhin Verfeinerung eine gewiſſe Erſchlaffung über Geiſt und Gemüth einer Nazion verbreiten: ohne den alles-überwältigenden Andrang zufälliger politiſchen und moraliſchen Zerrüttungen würde ſie, blos ſich ſelbſt überlaſſen, unter Griechen und Römern, eine ſchönere und längere Blüthen-Zeit, wenn gleich nicht ohne mannigfaltigen Wechſel von intellectuellem Froſt, äſthetiſcher Dürre, und moraliſcher Fäulniß, durchlebt haben.

Unter Neu-Europens verfeinerten Nazionen bietet uns hier Frankreich, ſeit der Revoluzion, ein höchſt auffallendes Beyſpiel dar.

Aller Königs-, Maitreſſen- und Miniſter-Despotismus, unter den XIV, XV und XVI Ludwigen, konnte der fortſchreitenden Cultur des geiſtreichen Volks keine Schranken ſetzen, keine — bis zur Ueberfeinerung: — ein klarer Beweis, daß neu-europäiſche Cultur tiefer wurzelt, ſelbſtändiger und unabhängiger iſt, als es die griechiſche, als es insbeſondere die römiſche war.

Unter der blutigen, menſchen-mörderiſchen Dictatur eines Robespierre allein, dieſem ſchauderhafteſten Phänomen des achtzehnten Jahrhunderts und der

ganzen chriſtlichen Vorzeit, ſahen wir mit Grauſen in Frankreich urplötzlich eine Art von Interregnum der Wiſſenſchaft, der Kunſt, der Sittlichkeit entſtehn: die verfeinertſte Nazion Europens ſchien, während dieſer Zeit, eine Cannibalen-Horde, die ſtolzeſte eine vor ihren Treibern zitternde Sclaven-Rotte geworden zu ſeyn, die aufgeklärteſte der Weisheit und den Muſen Vertilgung geſchworen zu haben. Bonaparte's Milde ſtellt alles, ſtellt die Nazion ſich ſelbſt wieder her: und Franzoſen — ſind wieder Franzoſen; nur, ſelbſt jetzt noch nicht, bis zur gänzlichen Verwiſchung aller Spuren des einſt erduldeten Terrorismus. —

Attoniti novitate mali. *Ovid.*

Spaniſche, portugieſiſche, italieniſche Cultur, ſind, ſeit länger als anderthalb Jahrhunderten, wenige Augenblicke der Ermannung ausgenommen, im Stilleſtande. Allein keinesweges durch ſich ſelbſt. Die Urſachen liegen vor Augen: es ſind eine abergläubiſche Religion, zerrüttete Verfaſſungen, und elende Staatsverwaltungen.

Brittiſche Verfeinerung als vernichtet, als gar nicht mehr exiſtirend anzuſehn, wie es in der That einige unſrer philoſophiſchen Britten-Haſſer thun, iſt lächerlich. Die Künſte der Technik, die redenden und die zeichnenden Künſte, blühen dort, nach wie vor: wenn gleich gegen die klaſſiſche Reinheit des Geſchmacks vieles einzuwenden iſt. Eben ſo beweiſen es die vielen, mit unbegreiflicher Raſchheit aufeinander folgenden Ausgaben irgend eines intereſſanten Werks

über mechaniſche Künſte, oder über Politik, oder in der Dichtkunſt, wie in der klaſſiſchen Litteratur, daß der Geiſt des Leſens, Denkens, Beobachtens in der Nazion ſich ungemein verbreitet: und liefern uns nicht brittiſche Kaufleute, Ladendiener, Soldaten, Pächter, — Reiſebeſchreibungen, Werke über militairiſche Expedizionen, über Verbeſſerung des Ackerbaues u. ſ. w. welche der erbärmlichen Schreibſeligkeit der Teutſchen Hohn ſprechen? Und an der neuerlichſt ſo verſchrienen brittiſchen Moralität dürften wir, dächt' ich, auch noch nicht verzweifeln! Alle Reiſende, die ſich mehrere Jahre hindurch in der Mitte der Nazion aufhielten, achten und lieben ihre Sitten. Nur müſſen wir freylich weder Sitten und Lebensweiſe der P—z, noch die Denk- und Handlungsart brittiſcher Kohlenführer und Matroſen, zum Maaßſtabe der Sittlichkeit des geſammten Britten-Volks annehmen, und uns in unſerm Urtheil durch keine mehr intereſſante, als wahre Reiſebeſchreibung irre leiten laſſen.

Auch von unſerm teutſchen Vaterlande würde es thöricht ſeyn, zu behaupten, daß ſeine Cultur ſtill ſtehe, oder ſogar im Rückſchritt ſey. Der franzöſiſche Krieg hat allerdings das Licht ſchöner Cultur, gerade in den Gegenden, wo es eben jetzt aufzudämmern begann; mit Schwert und Blut ausgelöſcht, und unſre weſtlichen und ſüdweſtlichen Mitbrüder in der intellectuellen, äſthetiſchen, und gewiß auch in der ſittlichen Bildung, wenigſtens um zehn Jahre zurückworfen. Aber in Teutſchlands übrigen Provinzen gewinnen Aufklärung und Geſchmack doch immer einen weitern und

feſtern

feſtern Boden. Auch der durch Kant in die Philoſophie wiedereingeführte Scholaſtizismus ängſte uns nicht als ein aller intellectuellen und äſthetiſchen Cultur vertilgung-drohendes Phänomen: es zerflattert gewiß nächſtens über dem Grabhügel des Mannes, der das trübe Dunſtgewölk zuſammentrieb.

Ueberhaupt: So lange keine alles-zerrüttende Umſtürzung der Dinge Grund und Boden der politiſchen Verfaſſung Europens zerwühlt; ſo lange uns noch Sicherheit der Perſon und des Eigenthums, Geſetze und Buchdrucker-Preſſe bleiben; ſo lange laßt uns an europäiſcher Cultur und ihrer Fortbildung nicht verzweifeln. Denn auch griechiſche und römiſche Cultur gingen, wie wir geſehn, nicht durch ſich ſelbſt zu Grunde; ſondern durch die Uebermacht unglücklicher politiſcher Ereigniſſe: und doch war Griechen- und Römer-Cultur lange nicht ſo tief gewurzelt, als es die unſrige iſt. (S. das fünfte Buch dieſes Werks.)

Eine Bemerkung nur noch, welche die geſammte Cultur trifft. Unfruchtbarkeit an intellectueller und äſthetiſcher Produktions-Kraft, ich meine, an großen Meiſterwerken in der Wiſſenſchaft oder in der Kunſt, beweiſt keinesweges Stillſtand in der Bildung einer Nazion. Oder machen ſich Denkmäler für die Ewigkeit, wie Waaren für den Markt? Finden Wiſſenſchaft und Kunſt zu jeder Zeit das zu ihrem Anbau geſchaffene Genie? Iſt's nicht nothwendig, daß die Nazion, daß insbeſondere der jüngere Theil derſelben, ſich mit den ſchon daſeyen-

den Schriftſteller-Meiſterſtücken des Wahren, Guten und Schönen nähre, und ſie gleichſam in Saft und Blut der geiſtigen Bildung übergehen laſſe? Und thut dann das nicht auch eine jede Nazion, bey ungeſtörten bürgerlichen und politiſchen Verhältniſſen, ſelbſt während jener Periode der Unfruchtbarkeit an Geiſteswerken? Gerade zu einer ſolchen Zeit ſcheint die Cultur eines Volks an Ausbreitung (extenſiv) zu gewinnen, was ihr vielleicht an feiner-ausgebildeter Vortrefflichkeit (intenſiv) abgeht.

Hier enden wir alſo unſre Darſtellung der Epoche der Verfeinerung!

Da dieſe Epoche unter allen übrigen die zuſammengeſetzteſte, ſchwürigſte, und für die endlichen Reſultate über Heil und Unheil der geſammten Cultur fruchtbarſte iſt; ſo hofft der Verfaſſer, daß man ſeine Ausführlichkeit nicht Weitſchweifigkeit, ſeine Vielſeitigkeit der Ideen-Entwickelung nicht bloßen Wortreichthum, ſeine mannigfaltigen Abtheilungen nicht Gerüſt ohne Gebäude ſchelten wird.

Zwölfter Abſchnitt.

Uebergang von der Verfeinerung zur Ueberfeinerung oder Verunſittlichung.

§. 1.

Warum der Verfaſſer die Darſtellung der Epoche der Verunſittlichung der Darſtellung der Epoche der Verſittlichung voranſchickt?

Verfeinerung, haben wir eben dargethan, trägt in ſich einen Lebenskeim der Verſittlichung, und einen Todeskeim der Verunſittlichung, oder der Ueberfeinerung: es giebt daher eben ſowohl einen Uebergang aus der Verfeinerung in Ueberfeinerung, als in Verſittlichung.

Wir hätten dieſen letztern zuerſt betrachten, und mit der Verunſittlichung oder Ueberfeinerung, als einer Ausartung aller Cultur, ſchließen können. Alsdann hätten wir die Menſchheit von ihrer erſten Bildungs-Stufe an bis zur höchſten, in ununterbrochenem Fortſchritt zum Guten, zu ihrer Selbſtvervollkommnung alſo, betrachtet.

Da aber die Epoche der Verſittlichung, in ihrem ganzen Umfange genommen, ein Ideal iſt, zu welchem die menſchliche Entwickelung hinſtrebt; die Epoche der Ueberfeinerung oder Verunſittlichung dagegen nur ein vorübergehender Zuſtand iſt (wenn gleich der Rückfall aus der Verſittlichung in Verunſittlichung eben

ſowohl möglich bleibt, als es der Rückfall aus der Tugend zum Laſter überhaupt iſt); da ferner ſchwerlich ein menſchliches Gemüth gefunden wird, welches aus der Verfeinerung gleichſam geradeswegs, und durchaus unangeſteckt von irgend einem Verderbniß der Ueberfeinerung, zur Verſittlichung übergeht; ſo ſcheint es der Ordnung gemäß zu ſeyn, die Charakteriſtik der Verunſittlichung der Charakteriſtik der Verſittlichung voraufgehn zu laſſen.

§. 2.

Die Verunſittlichung oder Ueberfeinerung hat blos eine ſchlimme Seite; ſo wie die Verſittlichung blos eine gute Seite hat.

Die Epoche der Thiermenſchheit war, wegen des noch unentwickelten Charakters der Menſchheit, in Hinſicht auf Gutes und Böſes gleich-unbeſtimmt: dagegen ſprang jenes und dieſes, in den beyden Epochen der Vermenſchlichung und der Verfeinerung, gleich-ſtark hervor: weil es in den Uranlagen der menſchlichen Natur gleich-ſtark gegründet iſt.

Da nun aber die Epochen der Verunſittlichung und der Verſittlichung nichts anders als Fortſetzungen der Verfeinerung ſind, indem die erſtere das in der Epoche der Verfeinerung angekeinte Böſe, die andre das in ihr entwickelte Gute zur Ausbildung treibt; ſo machen beyde zuſammen erſt ein Ganzes aus, welches allerdings, wie wir es auch ſchon in dem erſten Bande des Werks beherzigten, in der Natur ſelten getrennt erſcheint, aber von dem Denker, der verſchiedene Begriffs-Abſchnitte auch durch verſchiedene Abtheilungen von einander ſondert, nothwendig getrennt werden muß.

Das Böſe der Verunſittlichung, ſo wie das Gute der Verſittlichung, gehen unmittelbar aus dem menſchlichen Willen hervor; und ſind alſo beyde — moraliſch, welches auch ſchon die Benennungen, Verunſittlichung und Verſittlichung, andeuten.

§. 3.

Feſte Grenzſcheide zwiſchen dem Böſen der Verfeinerung und zwiſchen dem der Ueberfeinerung; indem die Fehler der Verfeinerung Fehler aus Schwäche; die Fehler der Ueberfeinerung dagegen Fehler aus Bosheit, oder eines verderbten Willens ſind.

Je mehr der durch die Anhäufung und Vermannigfaltigung der Bedürfniſſe, Bequemlichkeiten und Vergnügen verſtärkte Sinnenreiz geſchmeichelt und befriediget wird; deſto unwiderſtehlicher gewinnt ſinnliche Begehrlichkeit im Menſchen eine gefährliche Obermacht über ſeine Intellectualität und moraliſche Freyheit.

So lange Intellectualität und moraliſche Freyheit in dem Menſchen dieſer Obermacht entgegenkämpfen, und nur aus Schwachheit unterliegen; ſo lange er alſo den beſſern Willen noch nicht erſtickt, am wenigſten aber in vorſätzliche Vermiſchung mit der ſinnlichen Begehrlichkeit übergehen laſſen, und die Geſetzloſigkeit der letztern nicht zum oberſten Grundſatz ſeiner Geſinnungen und Handlungen gemacht hat; ſo lange rechnen wir die ſittliche Verſchlimmerung zu den Gebrechen der Verfeinerung, und betrachten jene als einen ſchädlichen Auswuchs der letztern.

Sobald ſich dagegen die ſinnliche Begehrlichkeit den beſſern Willen des Menſchen ganz unterwürfig gemacht; ſobald Intellectualität und moraliſche Freyheit, weit entfernt, gegen die Triebe der Sinnlichkeit anzukämpfen, von dieſen vielmehr Geſetze annehmen, ſtatt ihnen ſelbſt Geſetz und Regel vorzuſchreiben; ſobald Unterwerfung an die ſinnliche Begier und Gehorſam gegen ihre durch Verfeinerung vermannigfaltigten, ja nur mehr gereizten Foderungen, auf Koſten und mit Hindanſetzung des Moralgeſetzes, Maxime und Grundſatz werden; ſo nennen wir dies Ueberfeinerung oder Verunſittlichung.

Es unterſcheiden ſich alſo Verfeinerung und Ueberfeinerung wie Schwachheit von Bosheit, wie Nachläßigkeit von Muthwillen, wie kraftlos-guter Wille von vorſätzlich-böſem, von böſem Willen κατ' εξοχην.

Ein Unterſchied, ſo beſtimmt, daß zwey ganz verſchiedene Gemüthszuſtände des Menſchen dadurch ſehr klar, unzweydeutig und miteinander unvermiſchbar, bezeichnet werden! Denn der Einwurf, daß Schwachheit und Bosheit, kraftlos-guter Wille und böſer Wille an ſich, nicht immer deutlich unterſchieden werden können, iſt, in Hinſicht auf unſre Darſtellung der Ueberfeinerungs-Epoche, ſehr gleichgültig.

Unſer Geſchäft iſt es, die Ausartung und die verderblichen Modifikazionen darzuſtellen, welche die menſchliche Anlagen durch einen böſen Willen, unterſtützt von allen Hülfsmitteln der Verfeinerung, erleiden. Die Anwendung der von uns angezeichneten Allgemein-

ſätze auf einzelne Menſchen oder größere Menſchen-Geſellſchaften (wir werden ſelbſt Beyſpiele einer ſolchen Anwendung geben) bleibt in jedem gegebenen Fall dem ſcharfſichtigen Menſchen-Kenner-Auge des Anwendenden überlaſſen. Er kann ſich in ſeinem einzelnen Urtheil irren: unſre allgemeine Regel bleibt richtig.

§. 4.

Unterſchied der Barbarey aus Rohigkeit von der Barbarey aus Ueberfeinerung.

Beherzigungswerth und für die Beſtimmung unſeres Begriffs von der Ueberfeinerung wichtiger iſt folgende Bemerkung.

Auch der nicht verfeinerte, auch der von aller edleren Ausbildung entblößte Menſch kann es ſich zur Maxime machen, jede Foderung thieriſcher Begierde zu befriedigen, und auf Koſten des Moralgeſetzes zu befriedigen: wovon wir an ſo vielen Schwelgern, verderbten Böſewichtern und Tyrannen auf den Thronen, und im Privatleben, in der allgemeinen Völkergeſchichte, wie in der täglichen Erfahrung, die Beyſpiele wahrnehmen. Die roheſten Nazionen Aſiens, Griechenland und Rom lange vor der Epoche der Verfeinerung, das licht- und cultur-loſe Mittelalter, hatten ihre Robertspierren und Marats, ihre Dantons und Carriers, und Avignonſchen Jourdans: und eben ſo finden wir verworfne Schwelger, Lüderliche, Grauſame, Herz- und Gefühlloſe jeder Art unter unſern Handwerkern, Lohnarbeitern und Bauern, die gewiß kein Strahl der beſſern Menſchen-Bildung angeſchimmert hat. Und haben wir

denn nicht ſelbſt in der Einleitung zu dieſem zweyten Buch, im erſten Theil des Werks, die Ueberfeinerung als einen Rückfall in den roheſten Zuſtand der Barbarey betrachtet?

Aber nur da, wo der Menſch mit einer über alle menſchlichen Verhältniſſe und Pflichten erleuchteten Vernunft, mit der Kenntniß und dem Vermögen jedes edleren Genuſſes der ſchönen Kunſt, — mit allen Vorzügen der Verfeinerung alſo, — nicht nur moral-widrige Maximen verbindet, ſondern dieſe unſchätzbaren Vorzüge ſelbſt auch einzig als Mittel der Befriedigung ſeiner ſträflichen Begierden, als Mittel ihrer tiefern Begründung, ihrer Beſchönigung und Rechtfertigung gebraucht, — nur da iſt, nach unſerm Begriff, die Rede von Ueberfeinerung oder Verunſittlichung.

Der überfeinerte Schwelger, Wüſtling, Tyrann, beſitzt alſo alle Kenntniſſe eines erleuchteten Geiſtes, alle Erfoderniſſe des geiſtigſten und edelſten Genuſſes. Er könnte, eben durch die gereinigte und erweiterte Kenntniß menſchlicher Pflichten und Verhältniſſe, nur deſto edler handeln; aber er braucht dieſe Kenntniß nur — zur ſophiſtiſchen Verwirrung und Umſtürzung alles Rechts, aller Pflicht: er könnte ſich durch jeden feinſten, der ſchönſten Seele würdigen Genuß für ausgeübte edle Handlungen belohnen, zu neuen aufmuntern, und allgemeiner Liebe, allgemeiner Achtung ſich erfreuen; aber er handelt nur unmoraliſch, um höchſt unedel und grobſinnlich zu genießen.

Er ſpricht von Aufopferungen, und hat Millionen in auswärtigen Fonds; er rühmt die Weisheit und das

Glück ſeiner Staatsverwaltung, und zerſtört deſſelben Handel und Manufakturen; er rechtfertiget die Maaßregeln des gränzenloſeſten Despotismus durch Grundſätze aus dem „Esprit des loix;“ vertheidiget die blutdürſtigſte Tyranney mit des menſchenfreundlichen Genfer Philoſophen Contrat social in der Hand; dekretirt, wie einen heiligen Senatsbeſchluß, Glauben an Gott und Unſterblichkeit; und ſchickt, noch an demſelben Tage, Schaaren unſchuldiger Mitbürger zur Guillotine hin.

Das Sittenverderbniß der roheſten Barbarey und der ausgeartetſten Ueberfeinerung können ſich daher, dem Grade und den Wirkungen nach, ganz gleich ſeyn: aber die wirkenden Triebfedern und Beſtimmungsgründe ſind ſehr verſchieden. Denn dieſe Triebfedern ſind Unwiſſenheit, natürliche Heftigkeit, und charakteriſche Gemüthsrohigkeit in der erſten Epoche; muthwillige Sophiſtik, alles-berechnender Egoismus, und entſchloſſener Vorſatz in der andern. Wenn es aber gleich zugeſtanden werden muß, daß ſich den Laſtern der Barbarey ſehr oft auch die Triebfedern der Verbrechen der Ueberfeinerung, und dieſen wiederum die Triebfedern der Laſter der Barbarey beymiſchen; ſo iſt doch in den Verbrechen der Ueberfeinerung immer nur ſo viel Ueberfeinerung und Verunſittlichung, als die ihr eigenthümlichen Triebfedern dabey mitwirken.

Mithin hätten wir nun auch, nach dem bekannten und höchſt-zweydeutigen Allgemein-Satz: „daß höchſte Verfeinerung die höchſte Barbarey iſt“: diejenige Barbarey, in welche der Menſch durch

Mißbrauch der Verfeinerung zurückſtürzt, von jener durchaus-culturloſen, urſprünglichen, und im eigentlichſten Sinne des Worts benamten Barbarey, durch ſehr beſtimmte Begriffe unterſchieden.

§. 5.

Art und Weiſe des Ueberganges von der Verfeinerung zur Ueberfeinerung oder Verunſittlichung.

Wenn, wie Kant mit Recht zu behaupten ſcheint, menſchliche Freyheit ein unerklärbares Geheimniß iſt, an welchem aller metaphyſiſche Tiefſinn und aller pſychologiſche Scharfſinn ſcheitern muß; ſo würden wir offenbar etwas ſehr vergebliches unternehmen, wofern wir uns anmaßen wollten, hier Aufſchlüſſe darüber zu geben: Wie man aus einem Schwächling ein Böſewicht wird? oder, um unſern vorigen Ausdruck zu brauchen: Wie ein kraftlos-guter Wille allmählich ein böſer Wille wird? Wie überhaupt böſer Wille möglich iſt?

Eine viele Jahre hindurch unterhaltene fehlerhafte Denk- und Empfindungsweiſe, möge ſie Gegenſtände des phyſiſchen Bedürfniſſes, der Wiſſenſchaft, der Kunſt oder der Sittlichkeit betreffen, geht allmählich in Verhärtung, lange Gewohnheit in eine zweyte Natur über: ſonderbare Verwirrung der Umſtände, Verlegenheit, Nothdrang, oft auch ununterbrochenes Glück bey der bisher-befolgten Lebensweiſe, verdichten gleichſam (consolider) jene Verhärtung, befeſtigen dieſe zweyte Natur: und dieſe unerweichliche Verhärtung, dieſe befeſtigte zweyte Natur, heißt — böſer Wille.

So kann allenfalls der Pſychologe den böſen Willen im Menſchen erklären: auch iſt dies gewiß die Stufenfolge des allmählichen Fortſchrittes von Unvorſichtigkeit zu Vorſatz, von Fehler zu Laſter, von Laſter zu Verbrechen: wenigſtens ſind es gleichſam die ſinnlichen Beſtechungsmittel der überſinnlichen moraliſchen Freyheit. Dem Transcendental-Philoſophen genügt dieſe Erklärung nicht: aber ein Werk praktiſcher Philoſophie, wie das unſrige, kann, unbeſchadet ſeiner Gründlichkeit, die ſpitzfündigen Fragen des Transcendentalismus unbeantwortet laſſen.

In andern Fällen bewirken Macht, Reichthum, Müſſiggang, der bloße Ruhm ſogar, dieſelbe menſchliche Ausartung.

Mit Recht ſagt der ganz im klaſſiſchen Geiſt des Alterthums gebildete Britte Temple (nicht der berühmte Miniſter dieſes Namens), in ſeinen moraliſchen und hiſtoriſchen Denkwürdigkeiten, im Abſchnitt von der unbeſchränkten Gewalt als der Verderberin der beſten Herzen: „Was kann der Mäßigung, der Menſchlichkeit, der unpartheyiſchen Gerechtigkeit gefährlicher ſeyn, als das Bewußtſeyn, daß man über alle Verantwortung und Einſchränkung erhaben iſt; daß, wenn wir unſre Stimme ertönen laſſen, die Billigkeit und die Geſetze ſtillſchweigen müſſen; daß alle, die ſich uns nähern, anſtatt gegen unſre muthwilligſten Kränkungen der Gerechtigkeit und der Menſchenliebe etwas einzuwenden, noch weniger aber ſie zu tadeln oder zu zähmen, dieſelben vielmehr billigen müſſen und

werden? Wie oft iſt ein ſolches gefährliches Bewußtſeyn, eine ſolche verderbliche Zügelloſigkeit der einzige Bewegungsgrund, die alleinige Urſache der unglaublichſten Ausſchweifungen? Sie verwirrt alle Begriffe von Recht und Unrecht; ſie vermiſcht den Schuldigen mit dem Unſchuldigen; ſie läßt Verbrechen ungeſtraft, und rächet Fehler der Unvorſichtigkeit mit gränzenloſer Strenge."

Die Grauſamkeit der Tibere, der Wahnſinn der Caligula's, die abentheuerliche Kunſtliebhaberey der Nerone, die ungeheuren Verſchwendungen der Heliogabale, der Jacobinismus und Terrorismus in der franzöſiſchen Revoluzionsgeſchichte — beurkunden, unter zahlloſen andern Beyſpielen, auf eine für die menſchliche Gebrechlichkeit faſt entehrende Art, die Wahrheit des obengeſagten Allgemein-Satzes.

Reichthum flößt Verachtung gegen ſein Widerſpiel, die Dürftigkeit, Geringſchätzung gegen beſcheidenes Verdienſt, gegen prachtloſe, blos-ſchöne Kunſt, gegen nackte Tugend, ein, verdreht dadurch alle moraliſche Begriffe und alle Ordnung der Dinge, zu deren Umſtürzung er ſeinem Beſitzer mächtige Mittel darreicht.

Müſſiggang und gänzliche Hingebung an Genußſucht verweichlichen den Menſchen allmählich ſo ganz, daß er, gleichgültig gegen jeden beſſern Grundſatz, und gegen jede edlere Geſinnung, nur die Maximen unerſättlicher Genußſucht, oder auch Habſucht, um die Genußſucht zu befriedigen, befolgt.

Hoher Ruhm in Kunſt oder Gelehrſamkeit endlich verbreitet über Geiſter von einem gewiſſen moraliſch-zweifelhaften Gepräge eine Art von Schwindel, während deſſen Anwandlungen ſie, wie der glück-trunkene griechiſche Welteroberer, allgemeines Kniebeugen, Jupiters Weihrauch, und Jupiters Hekatomben fodern: und Chamfort bemerkt daher eben ſo wahr, als feinſinnig, daß, für gewiſſe Gemüther, gelehrter oder Künſtler-Ruhm keine geringere Prüfung ihrer Tugend iſt, als es für die Tiberen und Caligula's und Neronen die Oberherrſchaft und die Reichthümer der bewohnten Welt waren. Voltairs alles-niedertretender Stolz, Diderots alles Heilige beſpöttelnder und alles Wahre paradoxiſirender Uebermuth, Mirabeau's, des jüngern, unerſättlicher Ehrgeiz, rechtfertigen hinlänglich ihres Mitbürgers Behauptung.

Welch ein — ich möchte ſagen — titaniſches Wort des ſterbenden Mirabeau! der mit einem ſchon vom Geſchluchze des herannahenden Todes unterbrochenen Othem zu ſeinem Diener ſagt: „Lege zum letztenmale dieſen Kopf zurechte: nie wirſt du einem größeren ein Kiſſen unterbetten.“

Die dictatoriſche Ober-Gewalt, welche ſich die Scaliger, die Scioppen, die Burmanne, in dem Reiche der Gelehrſamkeit anmaßten, die gebieteriſche Sprache, welche ſie führten, die Verachtung, mit welcher ſie auf alles neben ſich herabſchauten, was beweiſen ſie anders, als den durch die Bewunderung blinder Anhänger erzeugten Wahnſinn des Ruhms? Ich kann in

dieſem Augenblick dem Leſer den Namen jenes Thoren von kaiſerlich=gekröntem Poeten nicht nennen, der, als einige gelehrte Ausländer ihm perſönlich aufzuwarten wünſchten, ſich ihnen den Tag nachher auf einem prächtig=umhängenen Lehnſtuhl, in Form eines Thrones, ſitzend, den Hals mit mehrern goldenen Ketten (Geſchenken der Fürſten, denen er in ſeinen Gedichten geſchmeichelt) umhangen, ſtumm und unbewegt darſtellte, keine Frage an die Beſuchenden that, und keine ihrer Fragen beantwortete.

So viel von der Verunſittlichung durch Veranlaſſungen von außenher.

Endlich aber giebt es auch gewiſſe natürlich=bösartige Gemüther, welche alle edlere Bildung, und alle geläuterte Begriffe über die Dinge und über die menſchliche Würde, wie ein ſteinigter Boden den reinſten Samen, aufnehmen; in deren grober Sinnlichkeit, von den hohen Vorzügen des Wahren, Schönen und Guten undurchdrangen, die Erkenntniß des Wahren nur den Hang zur Trugliſt, die Empfindung des Schönen nur niedrige Genußſucht, die Pflicht=Gebote des Guten nur Haß gegen das Gute und gegen die Guten erweckt. Gemüther dieſes Gepräges bilden den ſcheuslichſten, ſchwärzeſten Bodenſatz der Verunſittlichung; ſie hatten nie das ſchöne Weſen der Verfeinerung in ihre innere Bildung aufgenommen; ſie ſpielten nur, und ſpielten tückiſch, mit den Schatten der der edleren Cultur: ihre endliche gänzliche Ausartung

und Verunſittlichung iſt **nicht ein Fall** ins Schlimmere, ſondern ein **Fortſchritt auf ihrem natürlichen Wege**: das Böſe iſt **nicht ihr Gift**, **ſondern ihr Element**: der unüberwindlichſte **böſe Wille verändert** nicht, ſondern **vollendet** nur **ihre Natur**. Von dieſem Gepräge ſcheinen mir die allberüchtigten **Buſire**, die **Phalaris** und **Verren** des Alterthums, die **Robespierren**, die **Marats**, die **Carrier's**, die **Billaud de Varennes**, und ihre ganze blutſaugende Brüder-Schaar, geweſen zu ſeyn.

Den Uebergang von der Verfeinerung zu der Verunſittlichuug, beſonders aber die Art, wie derſelbe bey mehr ſchwachen, als bösartigen Gemüthern, mit immer-raſcherem Fortſchritt erfolgt, zeichnet Plato mit lebendigen Farben in ſeinem Gemählde von dem bethörten Jünglinge.

„Endlich gewinnt die ſinnliche Begehrlichkeit die „Obermacht über den beſſeren Willen: und hierauf „wird die Schamhaftigkeit, welche nun Albernheit „heißt, mit Gewalt zur Flucht genöthiget; die Mäßigung, welche man Unmännlichkeit nennt, mit Schmähungen überhäuft, und fortgejagt; die Enthaltſamkeit und die Beſcheidenheit im Aufwande, welche man „als das armſelige Gewand einer rauhen und ſclaviſchen Denkungsart beſpöttelt, wird, unter Begleitung vieler unnützen Begierden, über die Grenze „geſchafft."

„Nachdem die Seele von dieſen Einwohnern völlig „gereiniget iſt, halten der Uebermuth, die Zügelloſig„keit, die Wohlluſt und die Unverſchämtheit ihren „glänzenden Einzug, begleitet von einem großen Ge„folge, mit Kränzen geſchmückt, und umtönt von „ſchmeichelnden Lobgeſängen, in welchen der Ueber„muth als edle Freymüthigkeit, die Zügelloſigkeit als „Freyheit, die Wohlluſt als das Wohlſeyn, und die „Unverſchämtheit als Mannhaftigkeit, geprieſen wer„den." (S. Plato's Republik, achtes Buch.)

Dreyzehnter Abſchnitt.

Darſtellung der Epoche der Verunſittlichung, zuvörderſt in Hinſicht auf die Sittlichkeit.

Da die Verunſittlichung, nach dem von uns aufgeſtellten Begriff, nichts anders, als eine von der moraliſchen Schwächlichkeit der Verfeinerung zum böſen Willen übergegangene Ausartung des Menſchen iſt; ſo müſſen auch alle Laſter der groben Verunſittlichung den Fehlern der Verfeinerung nicht weniger parallel laufen, als wir die Fehler der Verfeinerung den Vorzügen und Vollkommenheiten derſelben parallel gehen ſahen.

Der Klügeley ſtellen wir alſo gegenüber A) moraliſche Sophiſtik; dem verſtärkten Hange zum Vergnügen B) Schwelgerey; der Empfindeley und

Schlaff=

Schlaffheit C) moraliſche Abtödtung oder gränzenloſen Egoismus; der Glänz- und Flitterſucht D) Ueppigkeit und Frivolität; der Liebeley E) Lüderlichkeit; der moraliſchen Heucheley F) Ruchloſigkeit.

Denn dieſe verſtärkten Benennungen entſprechen allein dem durch verkehrte Grundſätze und böſen Willen verſchlimmerten Gemüthszuſtande.

Der Verfaſſer berichtet ſeine Leſer zum voraus, daß er in den folgenden Paragraphen weniger bey Allgemeinheiten verweilen, und mehr durch lebendige Beyſpiele charakteriſiren wird.

§. 1.

Moraliſche Sophiſtik.

Es war ein Zug voll tiefer Bedeutung, wenn Plato in dem eben angeführten Gemählde die ausgetriebenen Tugenden mit häßlichen Namen, die einziehenden Laſter mit ſchönen und wohlklingenden bezeichnen läßt.

Vernunft und Gewiſſen halten dem Menſchen, beſonders in den Tagen der Aufklärung, ihre Fackel, bey deren hellem Schein er den Weg des Lebens richtig wandeln ſoll, ſo nah und ſo unwiderſtehlich vor das Auge, daß er, wenn er nun einmal auf unrechtem Wege wandelt, ſich gezwungen ſieht, jene Fackel ſich ſelbſt zu verdunkeln, ihr ſchönes Licht zu ſchwächen, und ſeine milderwärmende Kraft abzukälten, damit er ſich von den Vorwürfen der Vernunft und des Gewiſſens nicht zu oft beunruhiget, und auf ſeinem Irrpfade verzögert, zurückgehalten fühle.

Sehet da den Urſprung der moraliſchen Sophiſtik!

Der Menſch verfälſcht ſeine Vernunft durch Verdrehung ihrer allein=wahren Anſichten und der dieſen Anſichten entſprechenden Zweckmäßigkeiten: er verfälſcht ſein Gewiſſen durch Grundſätze, Maximen und Geſinnungen, die er aus der Denk= und Handlungsweiſe des großen Haufens, nicht aus der der beſſeren Menſchen, aus der unreinen Maſſe geſammleter Erfahrungen über den Gang der Leidenſchaften und über die Wege, ſein Glück zu machen, nicht aus dem Heiligthum ſeines Innern, ſeines beſſern Selbſt, geſchöpfet hat. Vorſätzlich, muthwillig nimmt er den Schein für Wahrheit, herrſchende Vorurtheile für Grundſätze, die Sitte des großen Haufens für die Regel des Lebens: vorſätzlich und muthwillig ſetzt er, in ſeinen Geſinnungen und Handlungen, die Meinung der Wahrheit, die Mode der Natur, die willkührliche Uebereinkunft der unabänderlichen Natur der Dinge entgegen.

Durch dieſe verkehrten Anſichten, in ſinnreiche Sentenzen gebracht, ſucht der Menſch alſo die beſſern Belehrungen der Vernunft, durch dieſe Grundſätze, in prunkenden Maximen ausgedrückt, die Anmahnungen des Gewiſſens zu betäuben, zu beſchwichtigen. Dies ſind die ſelbſtgemachten Kinder=Klappern, wodurch er das Geſchrey der Furien, — das Geſchrey der beleidigten Vernunft, der gekränkten Natur, des verletzten Gewiſſens, — in ſeinem Herzen zur Stille bringen will. Und es gelingt ihm mehrentheils. Ein ſatani=

ſcher Wille kämpft glücklich dagegen an, wenn er auch nie vollkommenen Sieg erhält.

Auf dieſem Wege alſo bildet man ſich nach und nach eine Art von praktiſcher Lebensphiloſophie, die aller Wahrheit, allem Recht, aller ſittlichen Ordnung gleichſam ins Angeſicht widerſpricht; eine Philoſophie, deren Prämiſſen aus Vorurtheilen, Meinungen und Uebereinkünften zuſammengeſetzt, deren Mittelſätze aus dem gränzenloſeſten Egoismus geſchöpft ſind, und deren Reſultate auf Verachtung alles göttlichen und menſchlichen Rechts hinführen: aber auch eine Philoſophie, welcher man um ſo viel hartnäckiger anhängt, je mehr dieſe Anhänglichkeit eine nothwendige Bedingung der falſchen Gewiſſensruhe, oder vielmehr der ſträflichen Sicherheit in Sünden iſt. Vergebens werdet ihr Laſterhafte dieſer Art durch Vernunft oder Religion zu beſſern Geſinnungen zu leiten ſuchen: ihre Philoſophie ſteht feſt in ihrem Gemüth, wie eine Statüe von Bronze auf einem Piedeſtal von Marmor.

Axiomen und Lehrſätze dieſer Philoſophie der moraliſchen Sophiſtik werden wir in den folgenden Paragraphen häufig anzuführen Gelegenheit finden. Hier alſo nur einige — wie zur Probe.

„Alles Gut des Volks gehört dem Könige": das war dem Abt Terray, wie er ſelbſt ſagte, oberſter Grundſatz ſeiner Finanz-Verwaltung: ein Grundſatz, bey welchem er dann auch am Ende dahin kam, daß er, als einige Deputirten der Provinzen ſich bey ihm über die ſträfliche Ungerechtigkeit gewiſſer Auflagen, die man ihnen abfoderte, bitter beſchwerten, zur Antwort gab:

„Aber hab' ich denn dem Volk irgend geſagt, daß meine Auflagen von der Gerechtigkeit dictirt ſind?“

„In dieſer Welt muß man entweder Hammer oder Amboß ſeyn.“

„Seyd in alle Weiber verliebt: und ihr machet ſicher euer Glück.“

„Die Ehe iſt ein Joch; die Liebe eine Pein: man muß ſich verheyrathen ohne Ehe; man muß lieben ohne Liebe.“

„Man muß nicht zu jeder Menſchen-Maske ſagen: ich kenne dich: man muß den Masken die Hoffnung laſſen, andre täuſchen zu können: ſonſt verdirbt man das Vergnügen des großen Maskenballs, Geſellſchaft, und ſich ſelbſt — ſein eigenes.“

Die gangbarſten, unzweydeutigſten moraliſchen Begriffe erhalten, nach den Grundſätzen dieſer Philoſophie, einen von dem gewöhnlichen ganz verſchiedenen Sinn, die gebräuchlichſten Worte eine ganz entgegengeſetzte Erklärung.

Ein philoſophiſcher Denker, der von überhandnehmendem Sittenverderbniß ſpricht, heißt ein Grübler, ein Menſchenhaſſer; ein andrer, der für eine zweckmäßigere und ſittlichere Zuſammenordnung der geſellſchaftlichen Verhältniſſe Wünſche thut, ein Schwärmer; ein junger Menſch von Verdienſt heißt ein Menſch von Geburt, Rang, Annehmlichkeit; eine Frau von Verdienſt — eine hübſche, eine galante Frau: Natur nennt man Gemeinheit, ſchlichte Kunſt Alltäglichkeit, Ziererey Glanz, ſinnlichen Reiz pikant, die Tugend ein altes

Wort ohne Sinn, Religion Aberglauben, Glauben an Gott, Vorſehung, Unſterblichkeit — Märchen der Vorzeit.

Man paart oft Worte, die eine Zunge, welche Vernunft ſpricht, nie zuſammen ausſprechen ſollte: une belle Infidelle, une belle Dannée, le beau Criminel, eine ſchöne Ungetreue, eine ſchöne Verdammte, ein ſchöner Verbrecher: Worte und Begriffe, die ſich, ſo zuſammengeſetzt, offenbar einander aushöhnen.

Eben daher aber auch die Ueberraſchung, mit welcher Leute von ſolchen Grundſätzen, ſolcher Sprach-Art, unverdorbene Naturmenſchen ſich ausdrücken hören.

„Dieſe Leute da, ſagte eine Pariſer-Weltdame von dem berühmten Helvetius und ſeiner Frau, einem Ehe-Paar, welches die Liebe der Tugend, die Tugend der Liebe zugeführt hatte, „dieſe Leute da ſprechen die „Worte „Mann, Frau, Kinder", ganz anders aus, „als wir Leute vom Ton."

Herabwürdigung und Verſchwärzung der menſchlichen Natur, unaufhörliches Beſtreben, zu jeder gerühmten Edel-That irgend eine tadelnswürdige Triebfeder aufzufinden, das Laſter als nothgedrungene Vertheidigungswaffe gegen die allgemeine Weltſitte zu rechtfertigen, oder als unentbehrliches Mittel, Glück zu machen, zu entſchuldigen, allen denkenden Menſchen ſeine Sophismen unterzulegen, allen handelnden ſeine Geſinnungen ins Herz zu ſchieben — das ſind die natürlichen Folgen der moraliſchen Sophiſtik.

So alſo wirkt die Sinnlichkeit zur Verfälſchung des Verſtandes und des moraliſchen Gefühls!

§. 2.

Schwelgerey.

Gemüther, die einmal von allem, was Natur, Wahrheit, Recht und ächter Geſchmack heißt, abgeirret ſind, finden, wie der rohe Wilde in der Trunkenheit, nur in der gänzlichen Betäubnng des Geiſtes durch den Rauſch lärmender Vergnügen und thörichter Ausſchweifungen Genuß und Befriedigung. Sie ſcheinen nur einen Magen zu haben, um ihn zu überfüllen; eine Vernunft, um allerley neue Verfeinerungen des Vergnügens auszuſinnen; eine Phantaſie, um die ausgeſonnenen zu carricaturiren; einen gewiſſen Geſchmack für ſchöne Kunſt, um ihre grobe Sinnlichkeit deſto lüſterner zu reizen.

Daher — die Orgies grecques, die fêtes d'Adam, die fêtes nocturnes unter der Regentſchaft des Philipp von Orleans: daher die soupers au petit Cabinet, die Parcs aux Cerfs, und die wohllüſtigen Schauſpiele der Kleinen des Audinot unter der Herrſchaft Ludwigs *XV*, oder vielmehr ſeiner Maitreſſen, Pompadour und Dubarry. Daher der Mißbrauch — ſelbſt des Wahren, Schönen und Guten, als neuer Reizmittel zu unnatürlichen, häßlichen, moraliſch-unwürdigen Genüſſen. Man hört eine moraliſche Vorleſung an, um von einem erſchöpfenden Vergnügen aufzuathmen: man geht in's Schauſpiel, um ſich zu einem wilden Gelage Appetit zu wecken: man hört eine ſchmelzende Muſik an, um in die Arme einer feilen Schöne deſto entzückender hinzuſinken: man verbindet den feinſten Geſchmack mit der ſchändlichſten Ausſchwei-

ſchweifung, um die letztere, wie man ſich auszudrücken pflegt, deſto intereſſanter, deſto pikanter zu machen.

Ein in ſeiner Art einziges Beyſpiel gab die berühmte Operntänzerin, Mamſell Guimard. Faſt bis zur fürſtlichen Ueppigkeit bereichert durch die Geſchenke ihrer vornehmen Liebhaber, gab ſie gewöhnlich, in jeder Woche, drey Abendſchmäuſe, in welchen ſie ihren mannigfaltigen Geſchmack für Aufwand, für Künſte, und für Sittenloſigkeit, befriedigte. Bey dem erſten waren vornehme Edelleute und Perſonen von Range gegenwärtig: beym zweyten befanden ſich Schriftſteller, Künſtler und gelehrter Männer; das dritte Souper war einem Bacchusfeſte gleich: die ſittenloſeſten Weiber gaben ſich hier den ungezügeltſten Begierden preis.

Und für allen dieſen Aufwand von Kunſt und Geld und eigenen Bemühungen was haben dieſe Leute? Mittagsmähle ohne Verdauung, Soupers ohne Vergnügen, Beyſchläfe ohne Liebesgenuß. — Du biſt gerächet, unverdorbene Natur!

§. 3.

Moraliſche Abtödtung, oder gränzenloſer Egoismus.

Man verzeihe dem Verfaſſer, ſich einen Ausdruck zur Bezeichnung moraliſcher Verderbtheit aus dem Munde der Schwärmer zu borgen. Irdiſche Abtöddung ſeiner Selbſt nennen dieſe in ihrer religiöſen Sprache jene gänzliche Abgeſtorbenheit aller Begierden und Leidenſchaften der Sinnlichkeit, aller Wünſche und Hoffnungen der Erde. Moraliſche Abtödtung heißt mir — die frevelhafte, zu Grundſatz und Geſin=

nung eingewurzelte Verachtung alles Rechts, aller Pflicht und aller Würde der Menſchen-Natur; die Abgeſtorbenheit für allen Moralſinn und alles moraliſche Intereſſe; die gänzliche Vernichtung ſeines beſſern Selbſt. Das Synonym, gränzenloſer Egoismus, erklärt ſich von ſelbſt.

Hier ſind einige der zahlloſen Beyſpiele aus der Geſchichte alter und neuer Zeiten von einer ſolchen moraliſchen Abtödtung.

Indem Sylla, der zu allen Künſten griechiſcher Verfeinerung erzogene und gebildete Sylla, von der Tribune herab an den verſammleten Senat eine Rede hält, werden, ſeinem kurz vorher gegebenen Befehle gemäß, in einem angränzenden großen Saale, 6000 römiſche Bürger hingerichtet. Die Zuhörer, von dem Wutgeheul der Sterbenden geſchreckt, fahren zuſammen, ſchauern auf. „Es iſt nichts, unterbricht ſich der Redner ganz kaltblütig, ich laſſe da einige unruhige Köpfe ihre Unruhe mit dem Kopfe büßen": (seditiosi pauculi jussu meo occiduntur.) *Seneca* de clement. Lib. I. c. 12.

Der römiſche Statthalter L. Quintus hatte einen ſchönen Knaben, den er, nach Griechen- und Römer-Sitte, liebte, aus Karthago mit ſich nach Gallien genommen. Unaufhörlich beklagte ſich der Liebling, daß der Statthalter ihn gerade vor einem Fechterſpiel, welches er ſo gern mit-angeſehen hätte, Rom zu verlaſſen genöthiget hätte. Eines Tages, indem ſie bey Tiſche ſitzen, wird die Nachricht gebracht, ein vornehmer Gallier ſey mit ſeiner Familie zu den Römern übergekom-

men. Der Statthalter verlangt ihn zu ſehen, um ihn ſeines Schutzes zu verſichern. Der vornehme Gallier tritt herein; der Römer ſpricht mit ihm durch einen Dollmetſcher. Während der Unterredung flüſtert L. Quintus dem Liebling in's Ohr: „Da du ein Fechter= „ſpiel verſäumt haſt, würd' es dich lüſten, dieſen Gal= „lier ſterben zu ſehn?" Der Knabe, kaum im Ernſt, bezeugt ſeinen Beyfall: in dem Augenblick zieht der Statthalter ſein Schwert, und ſpaltet dem Gallier, indem er mit ihm ſpricht, den Kopf. (Livius XXXIX, c. 42.)

Ein gräßliches Seitenſtück zu dieſem Gemählde römiſcher Verwilderung iſt folgende That eines Herrn Maugyron aus der neuern franzöſiſchen Geſchichte.

Dieſer Menſch fand ſich im ſiebenjährigen Kriege als Lieferant bey dem franzöſiſchen Heere. Sein Koch wird als Marodeur ertappt: man kommt und meldet's ihm. „Ich bin mit meinem Koch wohl zufrieden, antwortet er: aber mein Küchen=Junge mißbehagt mich." Er ruft den letztern, und giebt ihm einen Brief an den Grand=Prevot. Der Unglückliche geht hin, wird ergriffen, betheuert umſonſt ſeine Unſchuld, und wird aufgehangen.

Das natürliche Gefühl für Sittlichkeit und Unſittlichkeit mahlt ſich oft in aller ſeiner Kraft in einem einzigen Wort, welches es zur Bezeichnung gewiſſer Tugenden oder auch Laſter ſchafft.

Die verworfenen Zech= und Schwelge=Geſellen des Herzogs=Regenten nannte das Pariſer Volk die Geräderten (les Roués). In einem jener abſcheu=

lichen Gelage wird von dieſen Geräderten ſelbſt die Frage aufgeworfen: Warum man ihnen gerade dieſen Namen beygelegt? Die Antwort iſt: „Weil ſie alle bereit wären, ſich für den Prinzen rädern zu laſſen.“ Der Prinz nimmt das Wort, und ſagt: „Nein; ſondern deswegen, weil ihr alle werth ſeyd, gerädert zu werden.“

Welch ein ſchauderhaft-bedeutungsvoller Ausdruck für gänzliche moraliſche Verworfenheit! Welche Geſellſchaft! und welch ein Prinz, Vorſteher dieſer Geſellſchaft!

Kein Beyſpiel mehr von ſolcher entehrenden Ausartung menſchlicher Natur! Man läuft zu ſehr Gefahr, ſich ſeiner eigenen Gattung zu ſchämen.

Aber bemerkenswerth, obgleich ſehr natürlich, iſt es, daß Menſchen, die mit ſo hohem Stolz auf ihre Gattung herabſchauen, und alles wegwerfen, ſich ſelbſt verachten, und ſich ſelbſt wegwerfen. Denn warum nicht? Sind ſie nicht auch von dieſer Gattung?

Ils vont en poste à Verſailles eſſuyer des mépris
Qu'ils reviennent ſoudain rendre en poſte à Paris.

Voltaire, la Vie de Verſailles.

„Sie gehn nach Verſailles, und holen ſich dort Verachtung; dann ſetzen ſie ſich auf die Poſt, und geben ſie ſogleich in Paris wieder zurück.“

Man ſpuckt dieſen Leuten ins Geſicht, wiſcht ihnen das Angeſpuckte mit dem Fuß wieder ab, und ſie danken noch, und gehen hin, und rühmen ſich der

Gunſt, die man ihnen erwieſen. Dieſer beleckt mit zierlicher Zunge den Schaumlöffel, jener ſchluckt ihn ganz hinunter; beyde, um ihren Gönnern gefällig zu seyn. Es ſind die wahren „Ritter John Falſtaff" im Reich der Sittlichkeit.

Die ungeheure Leere, der moraliſche Abgrund, welcher, durch die Vertilgung alles Moral-Sinnes, in der Seele entſtanden, wird dann mit dem gränzenloſeſten Egoismus ausgefüllt. Der König glaubt, der Staat ſelbſt zu ſeyn, hält die Schatzkammer des Staats für die Schatoulle zu ſeinen kleinen Vergnügen (menus plaisirs), und das Reich mit allen ſeinen Menſchen-Millionen für ſein disponibles Eigenthum. Der Miniſter kennt nur die Mittel, ſich in ſeinem Poſten zu erhalten, und ſich zu bereichern. Frankreichs unzeitiger Verflechtung in den amerikaniſchen Krieg von 1777 lag eine merkantiliſche Spekulazion der Miniſter zum Grunde. (S. Lettres historiques, politiques et critiques, Vol. I.) Wie der Miniſter das Wohl der Nazion ſeiner Gewinnſucht, ſo opfert der Feldherr das Leben von Tauſenden ſeinem Ehrgeiz auf, eine durchaus unfruchtbare, folgenloſe Schlacht zu ſchlagen, und Siegsdepeſchen an ſeinen Hof zu ſchicken!

§. 4.

Ueppigkeit und Frivolität.

Dieſe vielköpfigten, alles verſchlingenden und alles wieder ausſpeienden Ungeheuer, geboren im Schooß einer ſchwächlichen, aber eiteln Mutter, Glanz- und Flittersucht!

Nichts iſt mehr ſchön ohne Pracht, nichts wohlſchmeckend ohne Koſtbarkeit, nichts gefällig ohne allgemeines Aufſehn zu erregen: Liebesgenuß ſelbſt reizt nur durch die ungeheuren Geldſummen, womit man ihn erkauft. Das iſt Charakter der Ueppigkeit.

Als Ludwig *XV* ſtarb, fand ſich's, daß ſeine Miniſter ihm, blos zu Befriedigungen ſeiner Ueppigkeit, 100,000,000 Livres hatten vorſtrecken müſſen.

Der Prinz von Gemenē und ſeine Gemahlin machten, unter Ludwigs XVI Regierung, einen Bankerot von 30 Millionen Livres.

Mamſel Grandi von der Oper beklagt ſich eines Abends, daß ſie einen Liebhaber verloren, von dem ſie, in fünf Wochen, 1000 Louisd'or zum Geſchenk erhalten: und fügt den Entſchluß hinzu, daß ſie nicht eher einen Liebhaber annehmen werde, als bis er ihr einen Wagen, zwey engliſche Pferde, und wenigſtens 200 Louisd'or jährlich zur Unterhaltung derſelben geben würde. Den Tag darauf erhält ſie einen prächtigen Wagen mit zwey ſchönen engliſchen Pferden, drey Reitpferde, und 130,000 Livres im Wagen. Es war ein General-Pächter, der auf dieſe Art ſeinen Namen in den Jahrbüchern Cytherens verewigen wollte.

Ernſt wird zum Spiel, Spiel wird zu Ernſt; Geſchäft zum Scherz, Scherz zum Geſchäft; das Heiligthum der Menſchen-Rechte wird mit Füßen getreten. Das Wohl der Nazionen wird den augenblicklichen Aufwallungen der Laune preis gegeben; die wichtigſten geſellſchaftlichen Verhältniſſe werden als ein Gewebe be-

trachtet, welches man, nach Gefallen, hier auflöſen, dort anknüpfen kann; große Staatsämter werden durch witzige Einfälle und feingewandte Complimente erlangt. Weiber präſidiren im Staatsrath, Zierlinge im Kriegsrath. Die Miniſter jüdeln, die Feldherren tändeln, die Diener der Gerechtigkeit ſpotten der Geſetze, die Geiſtlichen der Worte des Himmels; alle ſchwelgen; das Volk ſeufzt, und erheitert ſich einſtweilen durch (Vaudevilles) Gaſſenlieder auf ſeine Plagegeiſter.

Das Neue und Sonderbare der ungeheuren Contraſte, die unverträglich-ſcheinende Miſchung des Ernſtes und des Scherzes, des Heiligſten mit dem Unheiligen, des Größten mit dem Kleinſten — dies allein ſcheint den moraliſch-ausgeleerten, durch Genüſſe jeder Art erſchöpften und kraftloſen Geiſtern einen gewiſſen Schwung geben zu können.

Das — iſt Charakter der Frivolität.

Welche Umkehrung aller moraliſchen Begriffe, welche Herabwürdigung alles Großen, und Hochachtung für alles Kleinliche, verräth es, wenn die Königin Marie Antoinette von Frankreich folgendes Lied, welches der witzige Boufflers, höchſt wahrſcheinlich ironiſch, auf ſie dichtete *), ſelbſt-gefällig mit eignem Munde ſang:

---

*) Die Königin hatte dem poetiſchen Ritter aufgetragen, auf ſie, die Königin, ein Lied zu dichten über das, was die Welt von ihr ſagte. Daher der Refrain „On dit.“ Der Ritter überreichte ihr das hier mitgetheilte Lied: und die Königin fand es ſo allerliebſt, daß ſie's mit eignem Munde zu ſingen pflegte.

Voulez-vous savoir les „on dit,"
qui courent sur Thémire?
On dit, que par fois son esprit
paroît être en délire.

— —

Elle sait si bien faire
que sa déraison,
fussiez-vous Catin,
auroit l'art de vous plaire.

Vous donne-t-elle un rendez-vous
de plaisir, ou d'affaire?
on dit, qu'oublier vous et l'affaire,
pour elle, c'est misère.

— —

Se revoit-on près d'elle,
Adieu tous ses torts.
Le tems même alors
s'envole à tire-d'aile.

Sans l'égoisme rien n'est bon;
c'est la sa loi suprême;
aussi s'aime-t-elle, dit-on,
d'une tendresse extrème.

— —

Laissez lui son système. etc.

Aber dieſe Königin ſprach auch mit der berühmten Modehändlerin, Mamſell Bertin, mehrere Stunden des Morgens nacheinander, über die möglich=beſte Art ihres heutigen Kopfputzes; nahm Stunden in der Schauſpiel=Kunſt bey dem Schauſpieler Michu; und erſchien des Abends ſelbſt, als Soubrette, auf der Bühne.

Mamſell Arnoulx, eine Operntänzerin, welche mit dem Biſchof von Orleans in Verbindungen ſtand, hatte die Benefizien-Liſte (feuille des benefices) unter ihrer Direktion. Sie gab das Bisthum von Graſſe (Fett) einem Abbé, der wegen ſeines ſchlanken und magern Körpers merkwürdig war: ein gewiſſer Kerſaint erhielt durch ſie das Commando von einer Fregatte, Iphigenie, blos weil er ein großer Bewunderer der Oper dieſes Namens war, in welcher Mamſell Arnoulx die vornehmſte Rolle ſpielte.

Liebe, verbunden mit eitler Prachtſucht, nährt am ſchädlichſten die Frivolität. Von einem ſeiner Mädchen ſagte ein Prinz von Conti: „Ich „habe ſie genommen, ich weiß nicht, warum? ich „halte ſie nun, und weiß nicht, wozu? ſie hat mir „ſchon über tauſend Louisd'or gekoſtet, und ich weiß „nicht, zu welchem Zweck.“

Madame Jourdan, mit dem Zunamen, die kleine Gräfin, eine berühmte Pflegerin ſchöner Mädchen, machte im Jahr 1778, zum Erſtaunen aller ihrer Gläubiger, bankerott. Sie bewies durch die regelmäßigſten Rechnungen, daß ihre ausſtehenden Schulden noch einmal ſo viel betrügen, als ihre Schulden-Maſſe. Sie zeigte zugleich, daß verſchiedene Edelleute ihr an 380,000 Livres ſchuldig waren. Während dieſer Bankerott das herrſchende Stadtgeſpräch in Paris war, ereignete ſich ein anderer, eben ſo merkwürdiger. Das berühmte Erziehungs-Inſtitut, *le College*

Du Pleſſis, erklärte ſich außer Stand, zu zahlen: es bewies, daß ſeine Bilanz zu ſeinem Vortheil ausfiele, wenn es ſeine ausſtehende Schulden bezahlt erhielte. Und dieſe Schulden — hatte es von verſchiedenen adelichen Familien, für die Erziehung ihrer Kinder, Väter, und ſelbſt Großväter zu fodern, welche alle in dieſem Inſtitut erzogen wurden, und ihre Penſion noch nicht bezahlt hatten.

„Welch ein Adel, ruft hier der Charakter-Schilderer mit der Energie eines Tacitus aus, welch ein Adel! er bezahlt weder ſeine Lehrer, noch ſeine Kupplerinnen!

Die franzöſiſche Nazion, wenigſtens der Pariſer-Theil derſelben, war zu einem hohen Grade der Frivolität ausgeartet.

Im Februar des Jahrs 1779, bey der traurigen Niederlage der vereinten franzöſiſch-ſpaniſchen Flotte, waren der verwundete Graf d'Eſtaing, und die zahlreichen Truppen, welche vor Havannah umkamen, der Gegenſtand der Unterhaltung einiger Tage: von dem verrenkten Fuß der Tänzerin Guimard waren, zu derſelben Zeit mehrere Wochen nach einander, die Geſellſchaften voll: und ihre Wiederherſtellung wurde viel mehr bejubelt, als der Ruin der franzöſiſchen See-Macht bedauert ward.

Eine unglücklich-vertheilte Opern-Rolle erhitzte die Pariſer nicht ſelten (ſo wie auch ehedem das römiſche Volk ſeine Schauſpiele) eben ſo leicht und faſt noch mehr, als der Mangel an Brod.

§. 5.

§. 5.

Lüderlichkeit und Weiber-Herrſchaft.

Lüderlichkeit! ein ſchändliches Wort für einen entehrenden Begriff! Laſſet uns unſre Sprache nie ſo entnerven, daß wir nicht den verworfenen Taugenichts und den ränkevollen Böſewicht mit voller Kraft des Ausdrucks und nach ihren grellſten Contraſten brandmarken könnten.

Bey einem meiner Spaziergänge unter den Linden in Berlin hörte ich einſt aus dem Munde eines jungen Handwerksgeſellen ein Wort fallen, welches die menſchliche Natur beydes in ihrer Gebrechlichkeit und in ihrer angebornen Würde zeigt: „Nein, ſagte er zu ſeinem „Neben-Sitzer, einen Abend, eine Nacht, auch wohl „einen halben Tag, halt' ich's aus, ſo im Luderlager „hinzuſchlendern: aber zwey, drey und mehrere Tage „nach einander, wie mein Camerad, — es iſt mir un„möglich."

Allein gerade der ſeinem Cameraden ähnlichen Charaktere giebt es, beſonders in den höhern Ständen, eine große Menge.

Ueberhaupt ſcheinen mir keine andre der menſchlichen Fehler leichter auszuarten und unaustilgbarer einzuwurzeln, als der Hang zum Trunk und zu den Ausſchweifungen des Geſchlechtsgenuſſes. Selbſt ſchwere Krankheiten bringen, nach ſehr gewöhnlichen Erfahrungen, die Sünder nur ſelten, oder höchſtens auf kurze Zeit, zur Beſinnung. Die Urſache davon liegt ohne Zweifel darin, daß dieſe Laſter unter allen übrigen die grobſinnlichſten, die körperlichſten ſind,

wo alſo der Geiſt gegen die materiellſte Maſſe der Sinnlichkeit und gegen ihre allerſtärkſte Begierden anzukämpfen hat. Und welch ein Geiſt? Ein Geiſt, deſſen Schnell-Kraft die laſtende Maſſe ſchon matt gedrückt hat. In beyden Laſtern findet der erſchlaffte Geiſt des Verunſittlichten jene Betäubung, die ſeiner Trägheit, und dann jene Reizbarkeit, die ſeiner immergeſpannten Lebenskraft ſo einzig ſchmeichelt. Daher herrſchen auch Trunkenheit und Ausſchweifung im Geſchlechtsgenuß als die Königinnen im Reiche der Lüderlichkeit.

Der Trunkenheit, als eines Laſters, welches uns auf längere Zeit dem vernunftloſen Thier ähnlich macht, ſcheint man ſich mehr zu ſchämen. Daher auch der Beobachter überall nur wenige Sprüche und Maximen darüber, — wenige im Verhältniß zu denen über die Vergnügen des Geſchlechtsgenuſſes, — in der Culturgeſchichte findet.

Aber offner und unerſchöpflich iſt man über die Ausſchweifungen im Geſchlechtsgenuß; indem man ſich darauf ſtützt, daß ſie zur Erhaltung des Menſchengeſchlechts nothwendig, durch die Ehe öffentlich ſanctionirt, durch die Stimme der Geſellſchaft, ſelbſt in unerlaubten Fällen, nicht geradezu proſcribirt, ja, bey einem gewiſſen Grad des Sittenverderbniſſes für durchaus gleichgültig, und, bey einem noch tiefern Sittenverderbniß, ſogar für ehrenvoll erklärt ſind.

Die Maximen der überfeinerten Menſchen ſprechen die herrſchende Denkungsart über Liebe und Liebeley,

über Weiber-Umgang und Mädchen-Keuſchheit, unverhohlen aus.

„Die Liebe, ſo wie man ſie da in der Geſellſchaft vorfindet, iſt nichts anders, als der gegenſeitige Austauſch zweyer Phantaſien, und die Berührung zweyer Epidermen. Dank der Leidenſchaft für die Weiber! Der bravſte Mann muß entweder Eheherr, oder Cicisbee, oder ein Lüderlicher, oder ein Ohnmächtiger ſeyn.“

„In der Ehe iſt nur das reel, was ſehr geſcheut iſt, und nur das intereſſant, was närriſch iſt. Alles übrige iſt — feile Arithmetik.“

„Ungebundne Liebe gefällt mehr, als eheliches Verhältniß, aus demſelben Grunde, wie Romane mehr anziehen, als Geſchichte.“

„Von einem Mädchen, die mehrere Liebhaber nach einander begünſtiget, aber jedem, bis zur Zeit, wo das Verhältniß aufhört, ſich ganz hingiebt, heißt es in dieſer Sprache: Sie lebt ſo züchtig, wie man, außerhalb der Ehe und außerhalb dem Cölibat, nur immer leben kann.“

Ueber den Ehebruch denkt man mit Fontenelle: „Weiß man es, ſo iſt es Kleinigkeit: weiß man es nicht, ſo iſt es vollends ein Nichts.“

Ueberhaupt ſetzt man in dieſer Epoche auf Männer-Keuſchheit gar keinen Werth; Weiber-Keuſchheit hat nur den, den ſie ſelbſt ſich ſetzt entweder durch eigne Tugend, oder durch äußere Schwierigkeiten, ſie zu beſiegen.

So ſchwache und ſo eitle, ſo geſuchte und ſo gefeyerte Geſchöpfe, als es die Weiber in der Epoche der

Verfeinerung und beſonders auch der Ueberfeinerung ſind, ermangeln nicht, den zu ihren Füßen knienden Sclaven, einſt ihren ſo genannten Herren, den Scepter zu entreißen und ihn mit eigner Hand zu ſchwingen. Sie vermännlichen ſich in dem Grade, als die Männer ſich verweiblichen. Aber wehe der Sittlichkeit; wehe jeder häuslichen Tugend; wehe dem ächten Kunſtgeſchmack bey jener Vermännlichung, wie bey dieſer Verweiblichung! Die Sittlichkeit wird beyden Geſchlechtern, was die Schminke den Weibern iſt: die ſchönen Tugenden des häuslichen Stilllebens ſchwinden hin: der Kunſtgeſchmack wird matt und kraftlos.

„Unter unſern franzöſiſchen Weibern, ſagt Rouſſeau, ſind diejenigen die geſuchteſten, die das mehreſte Geräuſch machen, die am öfterſten Geſellſchaft bey ſich ſehen, die am gebietriſchſten den Ton angeben, die über alles urtheilen, abſprechen, aburtheilen, und den Talenten, den Verdienſten, den Tugenden ihren Grad beſtimmen, ihren Platz anweiſen. Unſrer Dichtkunſt, unſern Gefühlen, unſerer Philoſophie, unſerer Politik ſogar — ſieht man's ſogleich an Styl und Ideen-Gang an, daß ſie nur zur Unterhaltung hübſcher Weiber arbeiten."

Jeder ernſte Sitten-Richter bedauert die Periode dieſer Weiber-Herrſchaft über die Nazion unter den XIV und XV Ludwigen, eine Herrſchaft, welche noch mehr durch die Maitreſſen-Regierungen dieſer Könige, als durch den verliebten Charakter der Franzoſen, begünſtiget ward. Jeder Kunſtkenner betrauert die Kleinlichkeit, welche dieſe Wei-

ber=Herrſchaft dem Charakter ihrer redenden und zeichnenden Künſte aufgeprägt hat; wenn er gleich auch noch einen andern vortheilhaftern Zug des franzöſiſchen Kunſtgeſchmacks aus derſelben Weiber=Herrſchaft (Leichtigkeit, Munterkeit, feinen Takt und durchgängige Haltung) abzuleiten weiß.

Zu dieſem Einfluß, zu dieſer geſetzgebenden Kraft gleichſam, erhoben ſich die Weiber in keinem andern Staate Neu=Europens!

Auch waren die Sitten des weiblichen Geſchlechts in keinem andern unſrer Staaten bis zu dieſem Grade der Allgemeinheit verderbt, als in Frankreich; hier prunkten ſie öffentlich mit einer Menge von Liebhabern; ſprachen öffentlich aller Schaam und aller Tugend Hohn; die vornehmſten und geiſtreichſten gaben ſich den niedrigſten, den verworfenſten Wüſtlingen hin.

Einige unter ihnen erhoben ſich aus der Dunkelheit der Volksklaſſe bis zu Gaſtmählern, die ſie an große Herren und große Damen gaben, ſahen Prinzen und Prinzeſſinnen bey ſich, und waren gewiſſermaßen öffentlich=anerkannte, aber mit prunkendem Anſtande beſuchte, Luſt=Dirnen, deren eigentliches Gewerbe jedermann wußte, niemand zu beſprechen achtete.

Eitelkeit, Glanz= und Gefallſucht verſchlangen dieſe kleinen weiblichen Geiſter ſo ganz, daß ſie ihren eignen erwachſenern Töchtern den Beyfall der Männer beneideten. „Ach! ſagte die dreyzehnjährige Tochter einer ſolchen Pariſerin, meine Mutter misgönnt mir

die paar Männer, denen ich zu gefallen das Unglück habe, ſo ſehr, daß ich ſie ſchon oft habe um Vergebung bitten wollen, mich geboren zu haben."

Einzelne Seitenſtücke zu dieſen Sitten und dieſer Denkart der Weiber ſtellen London, Wien, Hamburg, Berlin ſogar, das geldarme und durch Geldarmuth tugendreiche Berlin ſogar, auf. Aber der hohe Grad der Allgemeinheit des Verderbniſſes blieb Frankreich, blieb Paris eigenthümlich.

§. 6.

Ruchloſigkeit.

Moraliſche Heucheley ſuchte die Fehler der Verfeinerung zu verſtecken: Ruchloſigkeit trägt die Abentheuerlichkeiten, die Laſter, die Verbrechen der Ueberfeinerung zur Schau: das iſt die erſte Stufe ihrer Verſunkenheit: dann aber ſucht ſie dieſelbe mit Grazie zu überfirniſſen: das iſt die zweyte Stufe.

Hab' ich's euch denn geſagt, daß meine Auflagen von der Gerechtigkeit dictirt wären? ſagt der Abbt Terray (ſiehe oben) zu dem gedrückten Volk.

So oft Marie Antoinette von dem Miniſter Calonne eine große Geldſumme foderte, pflegte er ihr zu antworten: Iſt's möglich, ſo haben Ew. Maj. das Geld ſchon: iſt's nicht möglich; ſo will ich's Ihnen zu verſchaffen ſuchen.

Ich hatte bey dem Heer einen Lieferanten, erzählte ein franzöſiſcher Ober-General aus der Geſchichte des ſiebenjährigen Krieges, dem ich, da er durch ungeheure Unterſchleife die Truppen mehreremale in Verlegenheit

geſetzt hatte, mit dem Galgen drohte. Der Menſch antwortete mir ganz frech: „Mein Herr General, Einen, der anderthalb Millionen Livres in Vermögen hat, hängt man nicht.“ Ich weiß nicht, wie es zuging, fuhr der General weiter fort: der Unverſchämte machte ſich derſelben Betrügereyen in der Folge öfter noch ſchuldig. Aber er ward doch nicht gehangen. Die Geſellſchaft lachte über die Naivität des Ober-Generals.

Der franzöſiſche Curé vor der Revoluzion zweifelte, der Prälat ſpöttelte, der Biſchoff machte öffentlich den Ungläubigen: der Cardinal lachte über den Zweifler, über den Spötter, und über den Ungläubigen.

Der Herzog von Richelieu trug die ihm eigenthümliche Bürger-Verachtung ſo öffentlich zur Schau, daß er keinen Bürger-Namen anders, als gebrochen und halbverſtümmelt ausſprach: und als er das Gräsliche der Schlacht bey Ettingen ſchilderte, war dies ihm ein Zug des höchſten Entſetzens, daß die adelichen Körper mit den gemeinſten bürgerlichen durch einander aufgehäuft dalagen.

Als der Prinz von Guemené den ungeheuren Bankerott von 30 Millionen Livres gemacht hatte, durch welchen mehrere tauſend franzöſiſche Familien in Armuth geſtürzt wurden; hatte der Bruder des Prinzen, der Großalmoſenpfleger von Frankreich, die Stirnloſigkeit, öffentlich zu ſagen; „Einen ſolchen Bankerott konnte nur ein Prinz von Rohan und ein König von Frankreich machen.“

So trugen alſo die Miniſter ihre Ungerechtigkeit, die Generale ihre Undiſciplin, die Geiſtlichen ihren Un-

glauben, die Vornehmen ihre Volksverachtung, die Prinzen ihre Bankerotte, unverhohlen zur Schau, prahlten damit, oder ſpotteten darüber.

War das weibliche Geſchlecht minder ruchlos?

Der junge Menſch da, ſagte jemand in einer Geſellſchaft, ſcheint mir ſchlechte Sitten zu haben. Ey nicht doch, verſetzte eine Dame: er kennt unſer Geſchlecht: damit hat man Königinnen.

Madame, redete ein Mann ſeine Frau, in Gegenwart ihres Liebhabers, ſeines Nebenbuhlers, an: der Mann da hat Anſprüche auf euch: aber er hat es, in meiner Gegenwart, an der ſchuldigen Achtung gegen euch fehlen laſſen. Das werd' ich nie leiden. Er behandle euch, nach Gefallen, wenn ihr mit ihm allein ſeyd: aber in meinem Beyſeyn beobachte er den Anſtand.

Welch ein Hohn gegen die Heiligkeit des Ehebetts und gegen die öffentlichen Sitten — dieſe Foderung des Anſtandes!

„Ich habe zwey ganz verſchiedene Jahrhunderte der Sittlichkeit durchlebt, ſagte ein geiſtreicher Mann: in dem einen ſuchte man das Laſter zu verſtecken; in dem andern prahlt man damit."

Der Mann hatte Recht: dieſe beyden Modifikazionen der Unſittlichkeit bezeichnen höchſt wichtige Grenzpunkte des unſeligen Fortſchritts der Unſittlichkeit.

Aber die höchſte Vollendung der Ruchloſigkeit iſt es, wenn ſie, mit Grazie überfirnißt, ſogar in einem gefälligen Gewande auftritt.

In dieſer Kunſt, das Laſter zu ſchmücken, hatt' es niemand weiter gebracht, als der berüchtigte Herzog von Richelieu, deſſen Memoires und deſſen Privatleben wir nicht anders, als mit empörtem Unwillen gegen franzöſiſches Sittenverderbniß vor der Revoluzion geleſen haben.

Alle ſeine Nebenbuhler, ſagt der Geſchichtſchreiber von ihm, übertraf der Herzog in der Kunſt, das Laſter mit allen Annehmlichkeiten der Manieren, mit allen Grazien des Witzes herauszuputzen, ihm die verführeriſchen Reize einer unterhaltenden Munterkeit zu leihen, welche das Böſe, das ſie thut, in Zeitvertreib verkehrt, und ſich des moraliſchen Aergerniſſes freut, welches ſie giebt. Er konnte ſich ſchmeicheln, der beſte Zögling des berüchtigten Grafen von Grammont, ſo wie ihn Hamilton in dem Werk dieſes Namens aufgeſtellt hat, zu ſeyn.

Dies Buch, Memoires du Comte de Grammont, war gleichſam das Breviair und Studien-Buch des jungen franzöſiſchen Adels: es hat vorzüglich mitgewirkt, eine Art von Schule angenehmer Unſittlichkeit und reizender Verkehrtheit zu ſtiften. Das erſte Verdienſt dieſer Schule war, „bey den Weibern ſein Glück zu machen": das zweyte, „ſie zu betrügen": das dritte, „ſie der Entehrung und öffentlichen Aushöhnung preiszugeben." Das letztere war für dieſe Menſchengattung der reizvollſte Genuß.

Aber in dieſer Schule der Unſittlichkeit vollendete man ſich noch durch ein Talent; es war das Talent des Betrugs und der Büberey im Spiel,

welches gleichfalls für eine adeliche Artigkeit galt, und worin der Graf Grammont ſich zuerſt als Meiſter verherrlichet hatte.

Die Wut, in dieſer Gattung der Unſittlichkeit zu glänzen, verbreitete ſich ſogar bis in die unterſten Stände der franzöſiſchen Nazion. Hieraus entſtanden denn höchſt-lächerliche und abentheuerliche Karrikaturgeſtalten, die es verdienten, auf dem Theater vorgeſtellt zu werden. Sie wurden's: ein nicht kleiner Theil der damaligen Stücke der Bühne ſchilderte Sitten und Lächerlichkeiten dieſer Art. Aber die theatraliſche Darſtellung ſelbſt ſchien die lächerlich-gemachten Charaktere in der Geſellſchaft nur zu vermehren: ein Phänomen, welches ſich nur in der Mitte einer bis zum tiefſten Sittenverderbniß herabgeſunkenen Nazion zeigen kann; wo das allgemeine Verderben das allgemeine Urtheil verfälſcht; wo, durch eine Art von Umkehrung aller natürlichen Ideen und einer gänzlicher Vergeſſenheit aller Moral, das Gemählde des Laſters mit einer verabſcheuungswürdigen Naivität für ſeinen Lobſpruch genommen wird; und wo man das als ein zur Nachahmung aufgeſtelltes Muſter betrachtet, was der öffentlichen Verachtung und dem öffentlichen Unwillen preis gegeben wird.

Sollte ein Rubens die perſonifizirte Ruchloſigkeit mahlen; ſo würd' er ihr wahrſcheinlich den Blick der Furie, Schlangenhaar der Meduſa, hochrothe Flammenwangen der rächenden Nemeſis, und Cerbers Lippen geben: würde ihr in die eine Hand einen zarten, lieblichen Knaben zum ſchändlichen Geſchlechts-Miß-

brauch, in die andre Hand ein bluttriefendes Schwert legen; würde unter dem einen der wild um ſich her ſtampfenden Füße eine zertrümmerte Geſetztafel, unter dem andern den muthwillig=zertretenen Leichnam eines von ihrer Mordluſt getödteten ausgehungerten Armen ſchildern.

Aber mit ſchauderhafterer Energie, als der flämiſche Mahler in dem höchſten Schwunge der Begeiſterung mit ſeinen kräftigen Farben es vermöchte, ſchildert ein philoſophiſcher Rubens, durch intellectuelle und moraliſche Begriffe, in folgendem Dialog, die vielleicht denkbar=höchſte Ruchloſigkeit:

Dialog.

Der geiſtliche Nunzius Pamphili und ſein Secretair.

Nunzius. Was ſagen die Leute von mir?

Secretair. Man beſchuldiget euch, euren nahen Verwandten vergiftet zu haben, damit euch ſeine Güter zufielen.

Nunz. Es iſt wahr, ich habe ihn vergiftet, aber aus einer andern Urſache ... dann weiter? ...

Secret. Auch Signora ... habt ihr, ſagt man, durch Gift aus der Welt geſchafft, weil ſie euch treulos geworden.

Nunz. Das hab' ich gethan: aber ich fürchtete die Entdeckung eines Geheimniſſes, welches ich ihr anvertraut hatte. Ferner ...

Secret. Euren Pagen, ſagt man, habt ihr mit dem veneriſchen Uebel angeſteckt.

Nunz. Gerade das Gegentheil: er hat mich damit angeſteckt. ... Iſt's das alles?

Secret. Man hält euch nicht für den Verfaſſer eures allerneuſten Sonnets.

Nunz. Nichtswürdiger! — zur Thür hinaus.

Jeder commentirende oder äſthetiſirende Zuſatz zu dieſem Gemählde würde Zweifel an ſeiner hohen Wirkung oder an ſeiner eignen Selbſtverkündigung beweiſen.

Der Verfaſſer hat in dieſem Paragraphen, wie in den bisherigen dieſes Abſchnittes, mehr Geſchichte, als allgemeine Grundſätze und Beobachtungen vorgetragen: weil die menſchliche Natur in der Epoche der Verunſittlichung, leider! ſich in einer ſolchen Ausartung zeigt, welche man ihr, durch bloße Schlußfolgerungen aus jenen ihren urſprünglich=ſchönen und großen Anlagen, ſchwerlich anmuthen würde.

Die Culturgeſchichte des vornehmeren, oder, um uns richtiger auszudrücken, des ſchlimmeren Theils der franzöſiſchen Nazion, beſonders ſeit dem Tode Ludwigs XIV, bis zur Revoluzion, war eine ſolche Geſchichte der Verunſittlichung: daher wir auch unſre Beyſpiele und Thatſachen aus dieſer Geſchichte insbeſondere entlehnten.

Denn in England ward das Laſter durch einen gewiſſen Bürger=Geiſt, in Teutſchland und in den nördlichen Reichen durch Nazional=Phlegma und Armuth, in Spanien und Italien durch religiöſe Scheu, heilſam gebändiget, daß es wenigſtens nie weder dieſen Grad des Sittenverderbniſſes erreichen, noch bis zu dieſer Allgemeinheit ſich verbreiten konnte: wenn gleich einzelne Beyſpiele von Schwelgerey, Frivolität, Lüder=

lichkeit und Ruchloſigkeit, beſonders auch in der britti= ſchen Geſchichte der letztern funfzig Decennien, den an= geführten franzöſiſchen nicht nur gleich kommen, ſon= dern oft wohl gar ſie hinter ſich laſſen.

Vierzehnter Abſchnitt.

Darſtellung der Epoche der Verunſittlichung in Hinſicht auf Technik, Intellectualität, Kunſtgeſchmack, bürgerliche Ver= faſſung und Religion.

Der eigenthümliche Charakter der Epoche der Ver= unſittlichung betrifft allerdings die ſittlichen Anlagen. So wie es aber faſt unmöglich iſt, daß ein unſittlicher Menſch mit dem ſittlichen einerley Neigungen, einer= ley Begriffe über die Dinge, einerley Kunſtgeſchmack, einerley politiſche und religiöſe Grundſätze haben könne; ſo färben ſich auch gleichſam die phyſiſchen Bedürfniſſe und Neigungen, die Technik, die In= tellectualität, der Kunſtgeſchmack, die bürgerliche Ver= faſſung und die Religion, in der Epoche der Ueberfeine= rung, mit der Farbe der Unſittlichkeit.

§. 1.

Die phyſiſchen Anlagen.

Trunkenheit, Ausſchweifung im Geſchlechtsgenuß, und unaufhörliche Schwelgerey, welchen der verunſitt= lichte Menſch, nach unſern Beobachtungen in dem vo= rigen Abſchnitte, ergeben iſt, ſind Extreme von Sin=

nen=Genüſſen, und von Sinnen=Genüſſen der gröbſten, materiellſten Gattung. Deswegen ſpitzen ſie auch, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, die körperlichen Werkzeuge, womit ſie genoſſen werden, bis zur höchſten Schärfe; und treiben die ſinnliche Empfänglichkeit bis zum geſpannteſten Reiz.

Da nun jeder oft wiederhohlte Genuß, wenn er noch Reiz haben ſoll, geſteigert oder wenigſtens mannigfaltiger modificirt werden muß; ſo findet ſich die Phantaſie eines ſolchen Menſchen in einer immerwährenden Spannung, ſein Begehrungsvermögen in dem Zuſtand eines unſtillbaren Reizes, um jene Extreme von Vergnügen irgend noch durch einige Grade zu erhöhen, oder ihnen auf eine andre Weiſe Neuheit und Anmuth zu erhalten.

Es iſt bekannt, auf welche abentheuerliche Verirrungen dieſe Lüſt= und Wüſtlinge zuweilen verfallen: weil es immer ſchwer iſt, Dingen, die ſelbſt ſchon ein Aeußerſtes ſind, noch irgend etwas hinzuzuthun. Aus dieſer unnatürlichen Uebertreibung, oder, um den Künſtlern einen Ausdruck abzuborgen, Ueberladung grobſinnlicher Vergnügen, aus dieſem Zwange der Genußwerkzeuge zur Erhöhung der Genüſſe, entſteht dann eine gewiſſe Abirrung der phyſiſchen Triebe von dem Wege der Natur; die von der Hand der allgütigen Mutter den Trieben vorgezeichneten Grenzen werden übertreten, niedergeriſſen; das ihnen eigenthümlich vorgeſteckte Ziel verrückt; ſie ſelbſt, die Triebe, werden verfälſcht, verderbt, um da noch zu fodern, wo Befriedigung unmöglich iſt, und, mit ihren

beſchränkten Kräften, der Schwelgerey einer unbeſchränkten Phantaſie parallel zu gehen.

So verderbt die Phantaſie die Sinne; und der Wille redet noch, wenn die Natur ſchon ſchweigt!

Dieſe innere Stimmung des Menſchen zeichnet ſich dann auch ganz natürlich auf ſeinem Geſicht, und in ſeinem ganzen Aeußern ab. Ein mattes Auge, eine gerunzelte, gleichſam ſorgenvolle Stirn, hängende Wangen, ein ſtarres Hinbrüten, ein ſchwankender, unſtäter Gang, verrathen ſeine Schlaffheit und Abgeſpanntheit. Ein andermal rollt und funkelt ſein wildes Auge, als ob es ſo eben einen neuen Gegenſtand der Schwelgerey aufgeſpäht hätte: das ſonſt blaſſe Geſicht glüht dem Genuß entgegen: die Sprache iſt ſchnell, kurz, abgebrochen, als wenn er nur Zeit zum Vergnügen, nicht zum Reden hätte: ſein Gang iſt raſch und wie von ſchwelgeriſchen Hoffnungen beflügelt: alles verkündiget den Zuſtand höchſter Spannung, in welchen ihn irgend ein neuer Reiz verſetzt.

§. 2.

Technik.

Wir reden hier nämlich von dem Einfluß, mit welchem der in einer verderbten Nazion verbreitete Geiſt der Schwelgerey auf die mechaniſchen Künſte und deren Anbauer, die arbeitende Volksklaſſe, wirkt.

Die ungeheure Vermannigfaltigung der Künſte der Pracht, des Vergnügens, und der Schwelgerey, welche die üppige Sittlichkeit ſchafft und pfleget, hebt

das ſchöne Gleichgewicht auf zwiſchen den Künſten, die blos zur Ausſchmückung des Lebens dienen, und zwiſchen denen, welche die unentbehrlichen Bedürfniſſe und nothwendigen Bequemlichkeiten des Lebens herbeyſchaffen; zwiſchen dem Genuß der wohlhabenden Klaſſen in der Nazion, und zwiſchen der Thätigkeit der arbeitenden; zwiſchen dem Wohlleben der Stadt- und zwiſchen der glücklichen Mäßigkeit der Land-Bewohner. Die Künſte des Luxus werden ungeheuer belohnt, die nothwendigen und unentbehrlichen kärglich bezahlt; eben dadurch aber vermehren ſich die Bearbeiter der erſtern in dem Maaß, als die Bearbeiter der letztern ſich verringern. Die Reichen ſchwelgen unaufhörlich, um ein müßiges Daſeyn zu tödten; die Armen müſſen unaufhörlich arbeiten, um ein nützliches zu friſten. Die Bewohner der Städte verſchwenden; die Anbauer des Landes darben.

Man hat den beredten Genfer-Miſanthropen vielfältig ſiegreich widerlegt: aber unwiderleglich ſtehen folgende von ihm aufgeſtellte Grundſätze über den Luxus da:

„Schwelgerey und frivole Prachtſucht, im größern wie im kleinen Staat, zerſtören Glück und Wohlſeyn des Arbeiters und Handwerkers, um die Menge von Dienern und von Unglücklichen zu ernähren, welche ſie ſelbſt in Unglück geſtürzt. Unter dem Vorwande, den Armen Nahrung zu reichen, die man lieber nicht hätte arm machen ſollen, ſtürzt man den übrigen arbeitenden Theil der Nazion in ſchmachtende Dürftigkeit. Der Luxus ernährt hundert Arme in unſern Städten, und mordet tauſende auf dem Lande: der Arbeiter hat keinen

Rock,

Rock; weil einige Leute galonnirte Kleider tragen müſſen. Wir brauchen koſtbar-gewürzte Bouillons in unſern Küchen; deswegen fehlt es ſo vielen Kranken an einer ſtärkenden Suppe: wir bepflanzen unſre Tiſche mit theuren Liqueurs; deswegen trinkt der Bauer nur Waſſer: wir brauchen Puder in unſern Perücken; deswegen haben ſo viel Arme kein Brod."

„In dem Maaß, als die Künſte der Schwelgerey ſich vervielfältigen und ihre Herrſchaft ausbreiten, müſſen die nöthwendigen Künſte, z. B. der Ackerbau, vernachläßiget werden. Der Landbauer, verachtet und herabgewürdiget, verurtheilt, ſein Daſeyn zwiſchen Arbeit und Hunger hinzuzehren, verläßt ſeine Felder, um in die Städte zu ziehn, und hier das Brod zu ſuchen, welches er dorthin bringen ſollte: die Fluren liegen brach: die Landſtraßen ſind mit unglücklichen Menſchen bedeckt, die entweder Betteley oder Straßenraub treiben, und früher oder ſpäter ihr unglückliches Leben auf dem Miſthaufen oder auf dem Rade enden werden."

Uns mag in dieſer Rouſſeauiſchen Darſtellung manches übertrieben ſcheinen: von dem ehemaligen Zuſtande Frankreichs iſt ſie das allertreuſte Gemählde.

Wäre London nicht der allgemeine Ableiter aller, gewiſſermaßen in ganz England zuſammengehäuften, böſen moraliſchen Säfte; ſtänden hier der Dürftigkeit, ſo wie der Verderbtheit, nicht zahlloſe Wege der Liſt und des Truges offen, in deren Labyrinthe Colquhoun uns neulich verwunderungsvolle Blicke werfen laſſen; vereinigten ſich in dieſem Lande nicht tauſend andre

glückliche Zufälligkeiten zur Unterhaltung der allgemeinen Wohlhabenheit: ſein Zuſtand wäre längſt ſchon der Zuſtand des ehemaligen Frankreichs. Und doch! durch welche Nachrichten von der ſchmachtendſten Armuth von Millionen unter den ſtolzen Inſelbewohnern werden wir einſtweilen in den öffentlichen Zeitungen erſchreckt!

§. 3.

Intellektualität.

Gründliche Denker und enthuſiaſtiſche Bearbeiter einzelner Wiſſenſchaften kann es auch in Zeitaltern der Ueberfeinerung geben. (Siehe oben.)

Aber an thätiger Aufmunterung und an würdigen Belohnungen kann es ihnen (wenn anders das Zeitalter nicht, wie es zuweilen geſchah, aus einer Art von Laune und Grillenhaftigkeit, ſich eine oder die andre Wiſſenſchaft zu Lieblingsbeſchäftigungen erwählt) gar leicht fehlen.

Denn der herrſchende Zeitgeiſt iſt unter allen am wenigſten wiſſenſchaftlich: er liebt mehr Anmuth, als Gründlichkeit, mehr Leichtigkeit, als ſchwerfällige Syſtematik, mehr Witz, als ſchlichten Verſtand; mehr Geiſt, als Genie, mehr das Paradoxe, als die Wahrheit, mehr die Farbe der Wiſſenſchaft, als die Wiſſenſchaft ſelbſt. Denn der Beſitz gewiſſer Kenntniſſe, oder, wie der Weltton ſich auszudrücken pflegt, eine gewiſſe Teinture davon, bleibt ein unerlaßliches Erfoderniß der Ueberfeinerung.

Daher müſſen weitläuftige Wiſſenſchaften in abkürzende Compendien zuſammengedrängt, ihre Trocken-

heit durch einen anmuthigen Vortrag belebt, ihre ſtrenge Gründlichkeit durch allerley angenehme Abſchweifungen gemildert und herabgeſtimmt werden.

Bücher, wie Rochefaucaults Maximen, wie des Helvetius Werk vom Geiſt, wie Voltairs philoſophiſches Dictionnaire, gehören zu den geleſenſten, wegen der darin vorgetragenen, dem Zeitgeiſt des Jahrhunderts zuſtimmenden Grundſätze des Egoismus, des Materialismus, des Unglaubens und der Spötterey: und eben ſo alle diejenigen Werke, in welchen die oben erwähnte moraliſche Sophiſtik, dieſes Schooßkind der Verunſittlichung, entweder durch philoſophiſche Raiſonnements zum Syſtem erhoben, oder durch dargeſtellte Beyſpiele, aus einzelnen Erfahrungen, verſinnlichet wird.

Eine Bemerkung über das herrſchende philoſophiſche Moralſyſtem der Epoche der Verunſittlichung ſcheint mir hier nicht am unrechten Orte zu ſtehen.

Sowohl in der Epoche der Verfeinerung, als in der Epoche der Verunſittlichung, iſt das herrſchende Moralſyſtem das — Egoiſtiſche, im allgemeinen auch das Eudämoniſtiſche genannt.

Aber welch ein Unterſchied zwiſchen beyden Syſtemen! Der Egoismus der Verunſittlichung kennt keine moraliſche Geſetzgebung; er kennt nur die Regeln des ſogenannten Anſtandes (zuweilen kaum auch dieſe), und keinen Menſchen-Werth, als den Geburt, Rang, Titel, Reichthum, und höchſtens einige glänzende Talente des Geiſtes oder der Kunſt geben.

Auf den Egoismus oder Eudämonismus der Verfeinerung dagegen iſt es anwendbar, was Chamfort ſagt: Eine tugendhafte Handlung, eine edle Aufopferung ſeiner Selbſt oder wichtiger Intereſſe, ſind das Glücks-Bedürfniß einer edlen Seele, ſind die Eigen-Liebe eines wohlgeſinnten Herzens, ſind gewiſſermaßen der Egoismus eines großen Charakters. Wie man denn überhaupt höchſt unwürdige Geſinnungen und Handlungen mit den Grundſätzen des kategoriſchen Imperativs, ſehr edle und große mit den Grundſätzen des Egoismus und Eudämonismus, verbinden kann. Der gründlichſte Vertheidiger und bewundertſte Verſchönerer des Syſtems des Egoismus, Helvetius, war einer der edelſten Menſchen.

§. 4.

Kunſtgeſchmack.

Wo nur das beſonders-Hervorſtechende, das Glänzende, das Koſtbare gefällt; wo die Einfalt der Natur für gemein, die unverzierte Kunſt für alltäglich gilt; wo nicht unverdorbenes Gefühl, ſondern Eitelkeit über Kunſtwerke ausſpricht; wo nicht jenes reine, unſerer edleren Natur angeborne Bedürfniß das Schöne ſucht, ſondern Prunkſucht und Verſchwendung ſich damit brüſten wollen; wo Wohlluſt das Ideal des Schönen verweichlichet, und Stolz das Ideal des Erhabenen zum Schwulſt aufbläht; da hat der ächte Kunſtgeſchmack keinen Tempel, als — höchſtens einen Chineſiſchen oder Japaniſchen.

Eitle Menſchen! red' ich Kunſtliebhaber dieſer Gattung an; welchen Eindruck wollt ihr mir durch die nach

eurer Phantaſie verfertigten Kunſtwerke einflößen? Den Eindruck von eurem feinen Geſchmack? Aber der zeigt ſich viel mehr in einfachen Gegenſtänden, als in Ueberladungen mit Putz und Reichthum. Wollet ihr mich von eurer großen, ſchwungvollen Anſichts- und Geſinnungsart überreden? Aber Schwulſt iſt nicht Erhabenheit, und räumliche Ausdehnung (durch das Koloſſaliſche oder durch koſtbare Maſſe überhaupt), nicht Größe. Von eurem Gefühl für das Sanfte und Liebliche? Aber die Darſtellungen grober Luſtgier ſind weder das eine, noch das andre.

Mit kleinen Abänderungen ſind die angegebenen Zeichen eines verdorbenen Geſchmacks in den zeichnenden Künſten auf die Künſte der redenden Gattung anwendbar. Auch hier gefällt das Schwülſtige ſtatt des Erhabenen, das Weichliche ſtatt des Schönen, das grübelnd-fein Geſagte ſtatt des Verſtändlicheren, das ſpitzfündige ſtatt des Scharfſinnigen, das Spruchreiche ſtatt des Schlichten, das Prunkredneriſche ſtatt des Natürlichen.

Eben ſo muß die Tonkunſt ſich mit Trillern und künſtlichen Läufen, die Mimik mit hohen Sprüngen und labyrinthiſch-verſchlungenen Stellungen überladen; beyde zugleich müſſen den Charakter des Weichlichen und Wohllüſtigen annehmen, um zu gefallen.

Beyſpiele von dieſen verſchiedenen Kunſtgattungen anzuführen, iſt überflüſſig: der franzöſiſche Geſchmack, während dem ganzen XVIIIten Jahrhundert, kleine Ab-

ſchnitte ausgenommen, iſt Belag zu unſern Allgemein-Sätzen.

Da indeſſen **Veränderlichkeit** im Kunſtgeſchmack, wie in den Vergnügungen, eine auszeichnende Eigenthümlichkeit der Epoche der Verunſittlichung, ja der **Geſchmack** überhaupt alsdann nur **Mode** iſt; ſo kann der Zeitgeiſt, in ſeiner äſthetiſch-wetterwendiſchen Laune, einmal auch gar wohl, wie von ungefähr, die **rechte Linie treffen**: und traf ſie, ſelbſt in dieſer Epoche, nicht ſelten. In **derſelben** Laune verirrt er ſich aber auch oft in's **Flache, Gemeine, Pöbelhafte**: wovon gleichfalls Beyſpiele genug, ſelbſt in dem gegenwärtig-herrſchenden Geſchmack der teutſchen modiſchen Leſewelt, vor Augen liegen.

Wie wenig **ächte Kunſtwerke** fand man, bey allem Aufwande von Millionen, in Ludwigs XIV Verſailles, in Ludwigs XV petits apartements, in Marien-Antoinettens Trianon!

Reine, **unintereſſirte Schätzung der Künſtler**, und gehörten ſie zu den vortrefflichſten ihrer Gattung, iſt Menſchen von dieſer Leerheit des Gefühls, von dieſem unreinen und launigten Kunſtgeſchmack, faſt **unmöglich**. Der größte Künſtler iſt ihnen der am koſtbarſten bezahlte Lohnarbeiter, der ihrer Glanz- und Prunk-Sucht fröhnt. Wär' es möglich, ſie würden ihm die Hände abhauen laſſen, damit ſie, durch den Beſitz einiger oder auch nur eines einzigen Werks ſeiner Kunſt-Vortrefflichkeit, alle ihre Nebenbuhler überglänzen könnten. So bezahlte jene verſchwenderiſche Dame mit

ungeheuren Summen die Zerſtörung des Models einer gewiſſen Gattung von Tuch, damit ſie allein, den ganzen Winter hindurch, auf Bällen und Aſſembleen, in dieſer Tracht erſcheinen könnte.

„Aber, Meiſter Lodovico, rief der vom Dichter gefeyerte Cardinal von Eſte dem Arioſt zu, als er ihm und ſeinen Mitſchwelgern bey der Tafel einige Geſänge des Orlando Furioſo vorlas: „woher habt ihr alle das närriſche Zeug, was ihr uns da in Reimen erzählet?" Ja! ſo rief er ihm zu; und zahlte dem Dichter ſeine jährliche Penſion von baaren 100 Scudi!! und zwar ziemlich unrichtig!! (S. Arioſto's Lebensbeſchreibung.)

Ein Herr von großem Adel, de Caſtries, zur Zeit der brauſendſten Gährung des literariſch-moraliſchen Streits zwiſchen Diderot und Rouſſeau, rief, in einer Geſellſchaft, voll Erſtaunen aus: „Das „iſt unglaublich: alle Welt ſpricht nur von dieſen „Leuten: Leute ohne Stand, ohne Rang, Leute, die „kein eignes Haus beſitzen, die in Dachſtübchen woh„nen: es iſt unſer einem unmöglich, ſich an ſo etwas „zu gewöhnen."

Der Herzog von Richelieu fand in allen dichteriſchen Werken des Voltaire, der ihn ſelbſt in ſeinen Gedichten ſo häufig feyerte, keinen Vers ſchön, als den:

— — le Roi le premier
fut le soldat le plus heureux.

Als der Abbé Delille in einer Geſellſchaft ſeine vortreffliche Ueberſetzung des Virgiliſchen Gedichts vom Landbau vorgeleſen hatte; redete einer der Anweſenden

den Abbé an: „Nun, vortrefflichſter aller Ueberſetzer des Virgiliſchen Werks, gehen Sie hin, und laſſen ſich eine reiche Prälatur aus der Hand des römiſchen Dichters geben.“

Trotz dieſer Geringſchätzung des Künſtler-Genies, kann es in dieſer Epoche, wiederum blos aus Laune der ſo genannten Mecäne, auch anſehnliche Belohnungen und Aufmunterungen geben: wenn es Mode wird, dergleichen in die Idee des Prunks mitzubefaſſen. So war die Pompadour eine Beſchützerin des Voltaire, und wär's auch gern von Rouſſeau geweſen: ſo machte ſelten ein Prinz oder ein anderer Großer in Paris einen Bankerott, in welchem nicht Penſionen für Künſtler verſchiedener Gattungen, gute und ſchlechte durcheinander, angezeichnet waren: ſo wollten alle franzöſiſche Prinzen vor der Revoluzion für Kenner und Beförderer der Künſte angeſehen ſeyn.

§. 5.

Bürgerliche Verfaſſung.

Alle bisher entwickelten Modifikazionen der Sittlichkeit und der menſchlichen Anlagen überhaupt, welche in dieſer Epoche beſonders die Vornehmeren und Reicheren, als den herrſchenden und ton-angebenden Theil der Nazion, charakteriſiren, verſprechen derſelben keine glückliche Verfaſſung, und keine günſtige Staatsverwaltung. Wo, wie wir eben ſagten, die Miniſter ihre Ungerechtigkeit zur Schau tragen, die Feldherren in naiven Erzählungen über die Undisciplin in ihrem Heere lachen; wo (wie in England) die Richter ſich der ge-

ſinnreichen Vieldeutigkeit der Geſetze rühmen; und die Geiſtlichen öffentlich die Ungläubigen machen: da ſetzt ſich gar bald Leichtſinn und Intrigue an das Ruder der geſetzgebenden Gewalt; niedrige Gewinnſucht an das Ruder der richterlichen; und Menſchen-Verachtung, Schrecken um ſich her, das Schwert in der Hand, präſidirt der vollziehenden Gewalt: Principien-Loſigkeit herrſcht in der Verfaſſung, Beſtechlichkeit und Ungerechtigkeit in der Verwaltung: das Volk wird ein zins-, zoll- und laſt-tragendes Thier, deſſen Millionen Diſteln eſſen, um einigen tauſend Schwelgern, die ſich ſeine Regenten und Staatsverwalter nennen, Gold und Silber und jede wünſchenswürdige Koſtbarkeit zuzuführen.

In ſolchen Perioden geht Demokratie in Oligarchie über, wie in Griechenland; Ariſtokratie in Despotismus, wie in Rom nach Cäſars Dictatur; Despotismus in die gränzenloſe Herrſchaft der militairiſchen Gewalt, wie in demſelben Rom nach dem Tode des Kaiſers Commodus, und faſt das ganze dritte Jahrhundert nach Chriſti Geburt hindurch; Monarchie iſt bedroht, ſich in Republik, Republik in Ariſtokratie, Demokratie, Oligarchie, oder auch wohl in Einzelherrſchaft aufzulöſen, wovon die Geſchichte der neu-europäiſchen Staaten Beweiſe aufſtellt.

Selbſt in dem wohlgeordneten, feſt-zuſammengeſchloſſenen Mechanismus der Staatsverwaltung eines großen Friedrichs würden Intrigue, Hab- und Gewinnſucht allmählich und allmählich gewaltige Lücken reißen.

Denn was anders, als die bisher geſchilderten Wirkungen ſind zu erwarten von einer mächtigen, reichen und ſchlauen Menſchen-Kaſte, deren Geſinnungen und Handlungen nur zwiſchen Genuß und dem Erwerb der Mittel zum Genuß getheilt ſind? deren Genußſucht ſchrankenlos, deren Mittel zum Genuß oft ſo höchſt-eingeſchränkt ſind? Wie können die ſchändlichſten Egoiſten Patrioten, Verſchwender oder Geizige gute Staatsverwalter, Vernichter alles Rechts und aller Pflicht Staatsmänner ſeyn?

Alle dieſe unſeligen Einflüſſe der Verunſittlichung auf die Verfaſſung oder Staatsverwaltung eines Landes können zuweilen entweder durch lange Verjährung der Uebel gemildert, oder durch conſequente, beſonders aber durch despotiſche Maaßregeln verzögert, oder auch durch gewiſſe gute oder große Charaktere vernichtet werden. So hat z. B. Bonaparte dem fruchtbar-nahen Umſturz der franzöſiſchen Republik ſeinen großen Charakter allein entgegengeſtämmt: obwohl vielleicht auch er den Ausbruch des Uebels nur verzögert, nicht vernichtet hat.

§. 6.

Religion.

Dieſe moraliſche Sophiſten, dieſe immer-betäubten Schwelger, dieſe Ruchloſen, ſcheinen, durch die natürlichſte Folgerichtigkeit ihrer Grundſätze, Ungläubige, Gottesleugner, Religionsverächter ſeyn zu müſſen: auch ſind ſie's gewöhnlich; aber nicht immer.

Oft theilen ſie ſich, auf eine abentheuerliche Weiſe, zwiſchen Unglauben und Aberglauben; wie z. B.

in Frankreich zwiſchen Voltaire und Caglioſtro, zwiſchen den Encyklopädiſten und zwiſchen Schwedenborg. So ſpotteten die männlichen und weiblichen Schwelger Griechenlands über die Schauer-Gemählde eines Homer oder eines tragiſchen Dichters von dem Orkus; und ließen ſich (ſ. oben) in die Eleuſiniſchen Geheimniſſe einweihen. Roms Zierlinge dachten über die genannten Dichter-Gemählde mit den griechiſchen ganz gleich: aber ſie ſuchten in den Geheimniſſen der Iſis, des Apis, Vergebung der Sünden, Freyheit zu künftigen Laſtern, und Unſträflichkeit jenſeits des Grabes.

Die Urſachen dieſes ſonderbar-ſcheinenden Phänomens liegen nicht tief.

Dieſe Geiſter ſind ſelten gründlich erleuchtet, ſtehen, in Hinſicht deſſen, was dem Menſchen erkennbar oder nicht erkennbar, was ſinnlich und überſinnlich iſt, auf unſichern Füßen und grundloſem Boden: dieſe leeren, erſchöpften Gemüther verſinken, wenn ihnen, wie gewöhnlich, eine gewiſſe Denkkraft eigen iſt, bald in das Gefühl ihrer eignen Nichtswürdigkeit; bald in ein melancholiſches Hinbrüten über die Unermeßlichkeit der furchtbaren Macht, welche ſie aus der ganzen Schöpfung anſpricht. Jedes allerneuſt-geleſene Buch über die Religion dünkt ihnen das gründlichere, jeder neu-aufkommende Philoſoph der ſyſtematiſchere. In der Mitte zwiſchen beyden überraſcht ſie der Schwärmer mit ſeinen hohen Phantaſie-Flügen, und erfüllt ihre immergeſpannte Einbildungskraft; der Grübler mit ſeinen unbegreiflichen Wunder-Erſcheinungen, und führt ihrer ſinnlichen und geiſtigen Schlaffheit Gefühle zu,

deren ſie, bey den erſchöpfendſten Genüſſen, vielleicht ſchon ſeit Decennien entbehrten, — Bewunderung und Erſtaunen.

Wer ſieht nicht, daß Geiſter und Gemüther von dieſem unbeſtimmten Gepräge, an St. Evremont und an St. Paul (um mit Young zu reden) zugleich glauben; heute vor den Quaalen des Fegfeuers zittern, und morgen Gott verleugnen können?

In Frankreich ſagte jemand einſt zu einem Seifenſieder: „Nicht wahr, ihr ſeyd doch auch ein Deiſt?" Bewahre! antwortete der Seifenſieder; ich bin kein Deiſt, ich bin ein Anti=Gott (un Anti-Dieu, lautet es im Franzöſiſchen in dem atheiſtiſchen Seifenſieder=Jargon).

§. 7.

Auch die Epoche der Verunſittlichung iſt, wie die Epoche der Verfeinerung, nicht nothwendig unfruchtbar an edlen Handlungen moraliſcher Thatkraft, oder an trefflichen Kunſtwerken des Genies.

Alles, was in dieſer Hinſicht oben von der Epoche der Verfeinerung geſagt worden, iſt auch auf die Epoche der Ueberfeinerung anwendbar.

Von der letztern bemerken wir hier noch folgendes.

Ungeachtet der gänzlichen Geringſchätzung, mit welcher, nach unſrer bisherigen Charakteriſtik, verunſittlichte Menſchen Talente, Tugenden und Edelthaten anzuſehen pflegen: und ſo oft auch ihr Leichtſinn über das Größte und Merkwürdigſte hinſchlüpft, dagegen ihre Frivolität ſich an das Kleinſte hängt; ſo liegt doch

ſelbſt in ihrer Eitelkeit und Prunkſucht ein Keim zum Intereſſe, ſo wie für alles Ausgezeichnete, Hervorſtechende, Seltene, alſo auch für die glänzenden Tugenden der Tapferkeit, des Patriotismus, des Edelſinns. Nur müſſen dieſe Tugenden, um ihr Intereſſe zu erwecken, aller Welt in's Auge leuchten, und die allgemeine Bewunderung anziehn, damit ſie ſelbſt ſich, durch ihre Bewunderung dafür, vor aller Welt verherrlichen können: denn ſo erfoderts das Syſtem ihres Egoismus.

Nicht zu erwähnen, daß große und glänzende Thaten (für ſie gleichviel, ob gut oder böſe) durch das romantiſche Gewand, welches ſie tragen, die abentheuerliche Phantaſie dieſer Menſchen ſpannen und unterhalten: überdem aber auch nicht ſelten Mittel zum Erwerb großen Ruhms und großen Glücks werden. Das letztere könnte beynahe die Schlaffſten dieſer Menſchen-Gattung beſtimmen, ſich ſelbſt einmal an glänzende Thaten zu wagen.

Dann aber iſt es auch von einem Theil der verunſittlichten Menſchen wahr, was wir oben von den verfeinerten Schwächlingen ſagten, daß ſie, mitten unter den verächtlichſten Ausſchweifungen, ſich eine gewiſſe Maſſe von edlerer Thatkraft zu erhalten wiſſen, zu deren Entwickelung es nur glänzender Veranlaſſungen von außenher, ſpornender Ausſichten und großer Hoffnungen, bedarf.

Ein Charakter dieſes Gepräges war der oft genannte Herzog von Richelieu. Er verband, ſagt ſein Geſchichtſchreiber, mit ſeinen Laſtern einige Eigen-

ſchaften glücklich=organiſirter Seelen, und mit der Menge von Vorurtheilen, welche ſeine Vernunft ent=entehrten, einen feinen Geiſt, eine unerklärbare pſy=chologiſche Spähkraft, einen glücklichen und ſchnellen Takt; Talente, vermittelſt deren er in jedem Geſchäft, in welches er ſich verflocht, den Punkt der Schwürig=keit, und zugleich die Mittel, die Schwürigkeit zu be=ſiegen, entdeckte. Er wußte immer, was er wollte: gewiß keine Eigenſchaft gewöhnlicher Menſchen! und ungeachtet einer langen Reihe von abentheuerlichen Wi=derſprüchen in ſeinem Privatleben, ging er immer, ge=radesweges, zu ſeinem Zweck. Er hatte ſich, von ſei=ner frühſten Jugend an, ein Syſtem des Egoismus ent=worfen, welches er auch, ſein ganzes Leben hindurch, thätig befolgte: woraus allein ſchon eine kalte Seele und ein verkehrter, aber auch der prüfenden Ueber=legung fähiger Geiſt erhellet. Dieſer Plan erweiterte ſich ihm in der Folge unter den Händen mit dem Glück, welches ſeine Unterſuchungen begleitete, und mit den Hoffnungen, welche das Glück erzeugt; immer aber bezog er dieſen Plan auf Einen Hauptgegenſtand, auf ein Ideal von Glückſeligkeit, wie er es ſich nach ſeinen vorgefaßten Ideen und herrſchenden Leidenſchaften ge=ſchaffen hatte. Dies Ideal beſtand darin: allen mög=lichen Vergnügen nachzujagen; aus ihrer öffentlichen Bekanntwerdung ſelbſt eine Art von Ruhm, und ein Mittel, ſie zu vervielfältigen, ſich zu bereiten; dem Glück auf allen Wegen, die ſich ihm zugänglich zeigten, nachzulaufen; ſich in der Gunſt ſeines Herrn (des Kö=nigs) zu behaupten; einen Rang am Hofe zu haben;

und ein Gouvernement, wo er nach Willkühr ſchalten konnte: dies war's, was ihn mitten in der ſcheinbarſten Selbſtvergeſſenheit im Schooße ſeiner Lieblingsvergnügen einzig beſchäftigte. Und hiezu hatte niemand mehr Geſchick, jede Perſon und jedes Ding auskennen, und ſich, gleichſam immer-fertig, zum Gebrauch zu erhalten, wodurch ſeine Zwecke gefördert werden könnten.

Und giebt es dann nicht in dem Leben dieſes berühmten Lüſt- und Wüſtlinges und Sitten-Verderbers einzelne glänzende Stellen? War er nicht der Held von Porto Mahon? Hat er nicht in Genua, mitten in dem Pallaſt, in welchem den großen Männern der Republik Ehrenſäulen errichtet ſind, eine Statüe, ein Denkmal ſeiner Tapferkeit? Entſagte er nicht (was vielleicht mehr als alles Uebrige an ihm zu ſchätzen iſt) der Jagd, einem ſeiner Lieblingsvergnügen, auf immer, als er einſt das Unglück gehabt hatte, einen Menſchen zu erſchießen?

Es giebt, unter Richelieus Nachahmern und Nachahmerin und Nachfolgern, gewiß nur wenige von ſeinem feſten, ſichern Tritt im Böſen, wie im Guten: aber einzelne Schwünge und Geiſteserhebungen giebt es, ſelbſt in gewöhnlichen, oder auch ſonſt verſunkenen Seelen mehrere, als man gewöhnlich glaubt. Man widme nur einige Aufmerkſamkeit dem Gange menſchlicher Leidenſchaften und ihrer Macht über die Gemüther: und unſer Satz wird nicht mehr befremden.

Auch hat ja die franzöſiſche Nazion, ſelbſt nur bis auf die Epoche der Revoluzion gerechnet, in dem

XVIIIten Jahrhundert, manche vortreffliche Thaten zur See und im Felde gethan.

Einer der in den allerneuſten Zeiten berühmteſten brittiſchen See-Helden iſt, nach ſehr beglaubigten biographiſchen Nachrichten von ihm, ſo wie nach den Erzählungen der öffentlichen Blätter von ſeinem Verfahren bey gewiſſen Gelegenheiten, einer der ſittenloſeſten Menſchen.

Und warum ſollte das Jahrhundert der Ueberfeinerung an ächten Kunſtwerken durchaus unfruchtbar ſeyn? Spricht dann nicht ein wahrhaft-großes Kunſtwerk auch ſelbſt ein vereiteltes und verdorbenes Gefühl mit unbeſieglicher Macht an? Können große Belohnungen nicht auch wahre Künſtler-Begeiſterung entflammen? Hatten die Regierungen der Tibere, der Nerone, der Domiziane, nicht einzelne große Bildhauer, große Architekten, große Stein-Schneider? Waren es blos Mittelmäßigkeiten, Kleinlichkeiten, Frivolitäten der Kunſt, mit welchen ſich die eitle Liebhaberey dieſer Nichtswürdigen unterhielt?

So — in Frankreich; ſo in Brittannien; ſo überall — in derſelben Cultur-Epoche, wenn Schwelgerey und Reichthum die Kunſt würdig belohnten: obgleich, im Ganzen, ein gewiſſer Frohn der Kunſt an die Kleinlichkeit oder Weichlichkeit des herrſchenden Geſchmacks nicht zu verkennen iſt.

Leichter noch, und auf einem noch leichteren Wege, bilden ſich, auch in dieſer Epoche, die Meiſterwerke der redenden Kunſt.

Der Geiſt der Geſetze, das Buch vom Geiſt, ſo manches treffliche Produkt von Voltaire, die Encyklopädie, Rouſſeaus Werke, die Geſchichte der Niederlaſſung der Europäer in Indien, Groſset's, Bernard's, Dorat's, Berni's Gedichte u. ſ. w. ſind die ſchönen Erzeugniſſe des Jahrhunderts der XIV, XV und XVI Ludwige: Produkte, die, wenn ihnen gleich Ueberfeinerung hier, dort, einige ſehr bemerkbare Flecken angeſprützt, dennoch immer zu den trefflichen Kunſtwerken in der redenden Gattung gehören werden.

Der Schriftſteller verſchließt ſich in ſein Cabinet, vollendet ſein Werk, und ſtellt es alsdann vor den Augen des bewundernden Publikums auf. Der Künſtler muß erſt den Auftrag ſeiner Mecäne erwarten. Daher — die größere Leichtigkeit ſchriftſtelleriſcher Meiſterwerke, in der Epoche der Verfeinerung und der Ueberfeinerung, als derer des Bildhauers, des Mahlers, des Architekten.

§. 8.

Die Epoche der Ueberfeinerung iſt eine Epoche der Ueppigkeit, wie die der Verfeinerung eine Epoche des Hanges zum Vergnügen war.

Wir erinnern hier den Leſer an das, was wir im erſten Theil von der allgemeinen Beziehung der Cultur-Epochen auf die fünf Haupt-Modifikazionen des phyſiſchen Seyns beygebracht.

Alle Tugenden und alle Gebrechen der Verfeinerung haben, näher erwogen, ihren Grund in dem erweiterten Hange zum V e r g n ü g e n, zu mannigfaltigeren und feinern, beſonders auch geiſtigen Vergnügen.

Alle Fehler und Laſter der Ueberfeinerung leiten ſich aus der Ueppigkeit ab, unter welcher wir, im allgemeinſten Sinne des Worts, eine durchaus=verzärtelte Gemüthsart mit allen ihren größern und kleinern, fehlerhaften und bösartigen Aeuſſerungen verſtehen, wie ſie da in unſerer Charakteriſtik der Verunſittlichung von uns aufgeſtellt worden.

Funfzehnter Abſchnitt.

Einige beſondre Arten von überfeinerten Menſchen; Miſanthropen, empfindſame Melancholiker, bittre Lacher, allgefällige Weltlinge, und die ſo zu nennenden Moraliſch=Taubſtummen.

In keiner Cultur=Epoche eignet ſich jeder, der an der allgemeinen Fortbildung Theil nimmt, jeden charakteriſchen Zug derſelben an. So wie es große Menſchen=Maſſen giebt, welche von der Theilnahme an der allgemeinen Fortbildung ganz ausgeſchloſſen ſind; ſo giebt es andre, an deren Geiſtern oder Gemüthern nur dieſer oder jener Zug entweder einzeln für ſich, oder unter dem Gemiſch der übrigen vorzüglich haftet, und gewiſſe Modifikazionen als eben ſo viele Schattirungen hervorbringt, welche ſich in andern ganz anders miſchen.

Es iſt der Aufmerkſamkeit des Verfaſſers nicht entgangen, daß er ſchon der Epoche der Vermenſchlichung, ſo wie der Epoche der Verfeinerung, einen Abſchnitt,

wie den hier überſchriebenen, hätte beyfügen können. Aber die beſondern Charakter-Varietäten (Spielarten) ſchienen ihm dort zu wenig hervorſtechend, um ſie vorzüglich auszuzeichnen; hier, in der Epoche der Ueberfeinerung dagegen, ſchienen ſie ihm von dem Bilde, welches ſich der Leſer, nach den bisherigen Ideenentwickelungen, von einem überfeinerten und verunſittlichten Menſchen entwirft, zu abfallend verſchieden, als daß er ſie unangezeichnet übergehen konnte.

Zu dieſen Charakter-Varietäten überfeinerter Menſchen rechnet er alſo die Miſanthropen, die empfindſamen Melancholiker, die bittern Lacher, die allgefälligen Weltlinge, und die Moraliſch-Taubſtummen.

Die erſtern drey Arten, — die Miſanthropen, die empfindſamen Melancholiker und die bittern Lacher, entſtehen und bilden ſich durch beſondre Erfahrungen von der Bosheit und Verkehrtheit der Menſchen oder durch allgemeine Betrachtungen über ihr ſittliches Verderben und über ihr (ſcheinbar-) rettungsloſes Elend: die vierte Art, die allgefälligen Weltlinge, welche von den Gebrechen der Verunſittlichung gleichſam nur das leichtere und ſchuldloſere abſchöpfen, und durch eine Art von Gutmüthigkeit zu veredeln ſuchen, würde ich nennen die Zierlinge der Verunſittlichung: der letzte Charakter, die Moraliſch-Taubſtummen, befaßt jene zwiſchen Thor, Narr und Geck zweifelhafte Klaſſe von Menſchen, beſonders in der vornehmern Klaſſe, die, in den Schooß des Ueberfluſſes aller Ueppigkeiten der Verfeinerung und der

Ueberfeinerung verſetzt, entweder in ekle Langeweile oder in kindiſch=kleinliche Eitelkeit verſinken.

Er wird nöthig ſeyn, die einzelnen Züge dieſer verſchiedenen Charaktere auszumahlen.

§. 1.

Der Miſanthrop.

Es kann nicht geleugnet werden, und fließt ſelbſt aus unſern bisherigen Darſtellungen, daß, wenn die gröbern und roheren Laſter in der Epoche der Vermenſchlichung häufiger ſind, die feinern, geheimern, verſteckteren, nicht aus Unbeſonnenheit, ſondern aus kalter Ueberlegung und Berechnung hervorgehenden, in den Perioden der Verfeinerung und der Ueberfeinerung ſich in deſto größerer Menge häufen.

Da dieſe letztere Gattung von Laſtern ein wohlgebildetes Gemüth viel tiefer verwunden, als die erſtern; ſo ſieht man von ſelbſt ein, wie leicht in dieſen ſpätern Cultur=Perioden gewiſſe menſchliche Geiſter, die mit gerechten Anſprüchen auf Vorzüge in der Geſellſchaft, eine zarte, aber einſeitige Empfindlichkeit verbinden, und die ſich in ihren edelſten Abſichten, wie in ihren berechnetſten Entwürfen von den Ränken Anderer durchkreuzt ſehen, allmählich in einen gewiſſen Menſchen=Haß verſinken können.

Geiſter der Art übereilen ſich gewöhnlich in ihren Urtheilen über die Menſchheit, erheben ihre einzelnen beſchränkten Erfahrungen zu Allgemeinſätzen, ziehen ſelbſt von den einzelnen Erfahrungen nicht ihren vielleicht zu hohen Grad der Empfindlichkeit, den Be=

dürfnißdrang der Beleidiger, die unvermeidliche Verwickelung der Umſtände, ab: und witmen dann ihrem Haß, deſſen Pfeile ſie höchſtens nur auf ihre Beleidiger richten ſollten, das geſammte Menſchen-Geſchlecht.

Sorgfältiges Studium der Menſchheit in ihren mannigfaltigen Anlagen und Entwickelungs-Perioden kann uns vor einem ſolchen Menſchenhaß allein bewahren.

Eine andre Art von Miſanthropen bilden diejenigen, die, mit allesüberrennender Vordringlichkeit, auf den Wegen, welche gewöhnlich zum Glücke führen, nur zu bald anſtießen, und ſich ſtatt des Glanzes, in welchem ſie einſt zu ſtrahlen wähnten, in öde Dunkelheit vergraben mußten. Dieſe rächen ſich für zufälliges Misgeſchick an den Menſchen, für eigne Verſehen an fremden: ſie zürnen dem Stein, an welchem ſie ſich in der Hitze des Laufs den Fuß verletzten: und thäten weiſer, ihre Hitze in der Zukunft zu mäßigen; ſie haſſen die Menſchen, in deren Umgange ſie ſich wegen des erfahrnen Misgeſchicks tröſten ſollten.

Oft ſieht man auch Leute, die einen großen Theil ihres Lebens in dem unbeſchränkteſten Genuß aller erſinnlichen Vergnügen verſchwelgten, endlich durch Erſchöpfung und Ueberdruß in einen Gemüthszuſtand verſinken, in welchem ſie, jedes wohlwollenden Gefühls unempfänglich, wie zur Abtreibung der Langenweile und zur Ausfüllung ihrer ungeheuren Gemüthsleere, ſich aus dem Menſchenhaß eine Art von intereſſantem Phantaſieſpiel machen, bey welchem ſie ihre eigne Nichtswürdigkeit auf die ganze Gattung über-

tragen, ſich durch die Laſter und das Elend derſelben für ihre eigne Laſter, für ihr eignes Elend tröſten, und ſo allmählich von einem phantaſtiſchen Menſchenhaß zum wirklichen übergehn.

§. 2.

Der menſchenfreundliche Melancholiker.

Das häusliche Still-Leben, die ſitzenden Beſchäftigungsarten, der Denk- und Leſe-Geiſt, verbreiten in den Tagen der Ueberfeinerung einen gewiſſen Grübelſinn, ein Brüten und Schwärmen über religiöſe oder moraliſche Gegenſtände, über politiſche Verfaſſung und über allgemeine Angelegenheiten der Menſchheit, die wir, vermittelſt des großen Bandes, welches Europa um die Nazionen ſchlingt, in ihren mannigfaltigſten Unterarten, Abarten und Ausartungen kennen gelernt, und deren Entwickelungsgeſchichte, nach ihren verſchiedenſten Perioden, eine Reihe von ſechstauſend hinab, uns vor Augen liegt.

Wenn nun aber ein ſinniger und für das Wohl ſeiner Gattung zartfühlender Denker jene verſchiedenen Unterarten, Abarten und Ausartungen, und dieſe ſechstauſendjährige Geſchichte unſeres Geſchlechts, ſeiner Betrachtung unterwirft: welches iſt die Summe ſeiner Reſultate?

Ueberall ſieht er das Menſchen-Geſchlecht zwiſchen Laſter und Elend in der Mitte; einige Wenige im Schooß des Glückes ſchwelgend, und Millionen darbend; in dem, was unſer wahres Glück begründen, oder unſern Gram zerſtreuen, oder uns über alle Mühſeligkeiten tröſten ſollte, — in der bürgerlichen Verfaſſung, im

Kunſtgeſchmack, in der Religion, — erblickt er mehrentheils die grauſamſten Zerſtörungsmittel menſchlicher Glückſeligkeit: die bürgerliche Verfaſſung — ein ungeheurer, ſchwerfälliger, mit Ketten belaſteter Mechanismus, der zur Befriedigung des Ehrgeizes und Eigennutzes derer, die ihn ſchufen, zum Verderben von Millionen, ſpielt; der Kunſtgeſchmack — ein verführeriſcher Kuppler zwiſchen Vernunft und Sinnlichkeit; die Religion — abergläubiſch, unmoraliſch, blutdürſtig, mit den Schrecken der überſinnlichen Welt die wirklichen Uebel der ſinnlichen vermehrend. Die Menſchheit entwickelt immer mehr alle ihre ſchönen Keime, prägt jeden ihrer herrlichen Züge immer deutlicher aus: und die Folge davon iſt? der ungeheuerſte Contraſt zwiſchen der Einfalt der Natur und den Bedürfniſſen des entwickeltern Menſchen; zwiſchen ſeiner intellectuellen und moraliſchen Bildung; zwiſchen den Zwecken der Vernunft und den menſchlichen Einrichtungen. Er wird weiſer, um unglücklicher zu werden; er lernt mehr Dinge kennen, um mehr Dinge zu mißbrauchen; er bildet ſich feiner aus, um laſterhafter zu werden. Die ganze ſechstauſendjährige Menſchengeſchichte ſtellt uns nichts anders dar, als die zurückſchreckendſten Contraſte in einem Weſen, welches durch die Vernunft zum Glück und zur Tugend aufſtrebt, und durch die Leidenſchaft, bey jedem neuen Aufſchwunge dieſes Strebens in neues und tieferes Elend, in neue und gefährlichere Laſter zurückgeſtürzt wird. Welcher Rath, welche Rettung, welches Heil für eine Weſengattung, die ſelbſt durch ihre Vervollkommnung nur ſchlimmer und ſchlechter wird?

Wir haben da, der Leſer ſieht es von ſelbſt, im kurzen die melancholiſche Anſichten der Cultur-Geſchichte entwickelt, welche das Leben des berühmten Genfer-Philoſophen und Philanthropen ſo einzig trübten; welche aber auch ſein großes Genie aus dem Schlummer weckten, und allen ſeinen Schriften zur Grundlage dienten.

Selbſt das alles-verſchlingende Intereſſe, womit ſeine Schriften das Jahrhundert erfüllten, beweiſt die melancholiſche Stimmung des herrſchenden Zeitgeiſtes: Tauſende der edelſten Menſchen dachten und empfanden wie er; und in ſeinen Schriften reflektirten ſich ihre eignen Ideen, tönte ihnen der Wiederhall ihrer eignen Gefühle.

Möget ihr immerhin ſagen: es iſt thöricht, ſich um die Schickſale der Gattung zu härmen: thöricht, das Elend und die Laſter unſrer Vorfahren und unſrer Nachkommenſchaft zu beklagen: thöricht, in der allgemeinen Menſchenmaſſe ſein eignes Ich zu verlieren. Jene ſanfte Wehmuth über den troſtloſen Zuſtand der großen Angelegenheiten unſeres Geſchlechts, iſt nur ein ſchön ausgewachſener Zweig des wohlthätigen Mitleids, welches wir bey dem Anblick der Leiden unſeres nächſten Mitmenſchen empfinden: ſie beurkundet unſre Beſtimmung zu Bürgern der Welt, nicht zu Kleinſtädtern eines armſeligen Erdflecks. Und die trüben Anſichten der Culturgeſchichte, auf welchen eine ſolche philanthropiſche Melancholie beruht, ſind ſie etwa grundlos und chimäriſch? Wahrlich! wir werden in dem letzten Buche unſeres Werks einen ſchweren Kampf haben, um in die-

ſen Anſichten das Wahre von dem Falſchen, das Uebertriebene von dem Schlichtwirklichen zu ſondern, in der Cultur die Beſtimmung des Menſchen zur Tugend und Glückſeligkeit herauszufinden, den Schwärmer zu widerlegen, und den Melancholiker zu tröſten.

§. 3.

Der bittere Lacher.

Der Miſanthrop, der es, durch die Hand des Schickſals ſchwer gedrückt, oft mit dem beſten Herzen und mit den ſchönſten Gemüths-Anlagen zum Frohſinn iſt, fühlt ſeine ganze Seele durch den Menſchenhaß nach und nach gleichſam verſäuren, ſich jedem beſſern Eindruck verſchließen, und in dieſer Verſchloſſenheit an ſich ſelbſt und an dem Körper verderblich nagen. Er zwingt ſich zu einer andern, als der bisherigen ſchwarzen Anſicht der Dinge: er zwingt ſich, dieſe menſchen-wimmelnde Erde als einen ungeheuren Spieltiſch anzuſehen, zuſammengeſetzt von Thoren, Gecken und Abentheurern, wo alſo, eben weil es ein Spiel iſt, einige gewinnen, andre verlieren müſſen, und wo man zu ſeiner eignen Ruhe, und in Hinſicht auf das Urtheil der ganzen Spielergeſellſchaft, nichts beſſeres thun kann, als gute Mine zum ſchlechten Spiel zu machen.

Aber der Menſch iſt ein Geſchöpf von zu hoher Beſtimmung, als daß er ſich ſelbſt und ſeine Gattung als ein Geſchlecht von Thoren und Gecken aushöhnen; ſein Daſeyn zu ernſt, als daß er es blos als ein zweckloſes Spiel belachen könnte. Das verſuchte frohe Lachen wird ein bitteres, ein Lachen mit verhaltenem Ingrimm,

ein zähne=knirſchendes Lachen. So lacht Caſſius beym Shakespear, daß er noch irgend über etwas lachen kann.

„Ich kannte einen vortrefflichen Mann," erzählt ein geiſtreicher franzöſiſcher Schriftſteller, „dem die Thorheiten, Inconſequenzen und Lächerlichkeiten der Menſchen ein fruchtbarer Stoff der Unterhaltung zu ſeyn ſchienen. Mir dauchte es ſogar zu Zeiten, daß die abgeſchmackteſte Thorheit, die inconſequenteſte Ungerechtigkeit, die ausſchweifendſten Widerſprüche in dem Betragen der Menſchen, in ſeinem Geſicht die froheſten Züge hervorbrachten. Anfangs hielt ich den Mann, wie natürlich, für einen bösartigen, menſchenfeindlichen Charakter. Allein indem ich ihn ſorgfältiger beobachtete, fand ich am Ende das wahre Prinzip dieſer ſonderbaren Anſichtsart auf. Dies Prinzip war nichts anders, als eine tugendhafte Erbitterung des Gemüths, welche ihn lange unglücklich gemacht hatte, und die er nun durch Scherz und Lachen zu verdrängen oder wenigſtens zu übertünchen ſuchte: allein es war eine Art von Scherz, welcher man die vorſätzliche Abſicht, froh zu ſeyn, anmerkte; die aber, gewöhnlich in Bitterkeit und in ſchneidende Sarkasmen übergehend, ihre trübe Quelle verrieth."

Das griechiſche Alterthum ſtellt uns auch einen, wie es ſcheint, frohmüthigen Belacher der menſchlichen Dinge auf: er heißt Diogenes, der Cyniker. Sein Scharfſinn hatte ihn, wie den Genfer=Philoſophen in unſern Tagen, leicht zu der

Ueberzeugung gebracht, daß unſre zahlloſen erkünſtelten Bedürfniſſe, Bequemlichkeiten und Vergnügen die einzige Quelle unſres Elendes und unſrer Laſter ſind. Durch eine natürlich=rauhe Gemüthsart, und, — mehr noch als durch dieſe — durch den Stolz, eine philoſophiſche Sekte zu ſtiften, unterſtützt, machte er ſich von allen jenen Ueberflüſſigkeiten des Lebens glücklich unabhängig, und ſchränkte ſich auf die erſten, unentbehrlichſten Bedürfniſſe deſſelben ein. Von dieſer Höhe ſchaute er dann herab auf das Menſchengeſchlecht, als auf eine Heerde von großem und kleinem Vieh, dem es einzig um das möglich=ſchwelgeriſchſte Abgraſen ſeiner Weide zu thun iſt; welches ſich darum einander haßt und anfeindet, mit Hörnern und Füßen ſtößt und ſich verwundet, blutige Kämpfe beginnt, oft ſich für allen Genuß verſtümmelt, oft tödtet: wo deſſen ungeachtet der Sieger dem Beſiegten das Futter nur entreißt, um es ſich von ſeinem eignen Ueberwinder wieder entriſſen zu ſehen.

So dachte Diogenes; und in dieſem Styl ſprach er zu den Menſchen, und ſuchte ſie zu der Einfalt der Natur und zu der angebornen Freyheit ihres vernünftigen Seyns zurückzurufen; dann ging er hin, und wälzte ſich in ſeiner Tonne, und hatte von einem Alexander, der ihn beſuchte, nichts größeres zu bitten, als — ihm nicht die Sonne zu verſchatten.

Aber der zart= und wahr=fühlende Sterne hat Recht: „Nehmet dem Leben jene kleinen Verzierungen von Bequemlichkeiten und Genüſſen: was bleibt euch übrig? ein Skelett.“

Auch Diogenes wird oft mit Unwillen ſeinen Ranzen geſchnürt, und ſein Flußwaſſer mit der flachen Hand nicht immer ohne Ueberdruß geſchöpft haben. Aber hinter dieſer demüthig-ſcheinenden Entſagung aller Genüſſe verbarg ſich der für ein Gemüth, als das ſeinige, ſchmeichelndſte aller Genüſſe, philoſophiſcher Stolz: und ſein Lachen über die Kleinheit der Menſchen war Freude an ſeiner eignen Größe.

§. 4.

Der allgefällige Weltling.

Den Zierling der Ueberfeinerung nannten wir oben dieſen Charakter: den Richelieu in vergoldetem Duodez könnte man ihn auch nennen. Er iſt nicht böſe, und will es auch nicht ſcheinen: unausſprechliche Eitelkeit iſt ſein einziger Fehler. Daher ſucht er alle Gebrechen der Ueberfeinerung zu Annehmlichkeiten, ihre Laſter zu Tugenden zu verflächen und auszuglätten. Und dies gelingt ihm: er wählt von jeder Gattung des Schlimmſten der Ueberfeinerung das Möglich-Beſte.

Der oberſte Grundſatz ſeiner ſehr muſterhaften moraliſchen Sophiſtik iſt der: alles Gute mit dem möglich-gefälligſten und in die Augen fallendſten Anſtande zu thun; und beſonders in Beobachtung der Pflichten der ſo genannten kleineren Moral des Lebens höchſt gewiſſenhaft zu ſeyn. Seine Schwelgerey beſteht in einem unaufhörlichen Umher-Tändeln in Geſellſchaften, um ſeine zahlloſen Annehmlichkeiten bewundern zu laſſen; ſeine Frivolität — in der Be-

kleidung alles Großen, Würdevollen, ja ſelbſt Böſen und laſterhaften mit Schönheit und Anmuth in der Darſtellung durch Raiſonnement oder Erzählung: ſo daß ihr, ſelbſt wenn ihr ihn die Geſchichte einer mitangeſehenen Räderey eines Hochverbrechers erzählen hörtet, ſagen müßtet: „in ſeiner Erzählung ſtarb der Geräderte mit aller Grazie:“ ſein Egoismus beſteht in einer gänzlichen Hingebung an die äußeren und inneren Verzierungen ſeines Selbſt, aller ſeiner intellectuellen, moraliſchen, äſthetiſchen Umgebungen, um ſich dafür einen allbeliebten, allgefälligen Mann nennen zu hören. Verbrechen wär's, einen Mann lüderlich nennen zu wollen, der mit jeder Dame nur ſpricht, um ihr irgend etwas Schönes zu ſagen; und jeder die Hand drückt, blos um ſie zu verſichern, welchen unausſprechlichen Eindruck ſie auf ſein Herz gemacht. Und wer könnte an Ruchloſigkeit denken bey einem Charakter, dem Anſtand das höchſte Idol, deſſen erſter und letzter Lebenszweck Allgefälligkeit iſt; dem die Tugend ſelbſt nur ein Mittel mehr, ſein Ich zu verſchönern, und andern zu gefallen, iſt. Ich kannte einen in dieſer kleinen Manier einzig-großen Mann, welchen ich daher hier nur portraitiren durfte.

Erwartet von ihm alles, alles ohne Ausnahme: nur nicht Geradſinn, Schlichtheit, Kraft, Würde, Adel.

Das höchſte Böſe, deſſen er fähig wäre, würde ſeyn — ein leiſer, aber ſicher abgedrückter, ein ſchneidender, aber an der Spitze verſilberter Pfeil gegen einen ſeiner Spötter, oder gegen einen ſeiner Nebenbuhler in

der Allgefälligkeit; ein Lob, welches Tadel, ein Tadel, welches Lob ſcheinen könnte; ein in der Geſellſchaft ſcheinbar-zufällig hingeworfenes, aber des Aufhebens und Beſprechens gewiſſes Wort über die Unbedeutſamkeit eures Talentes, über die Verdächtigkeit eures Charakters; ein Bein-Unterſchlagen gegen einen ihm verhaßten Glücklichen, aber ein Bein-Unterſchlagen unter den höflichſten Verbeugungen und überredendſten Verſicherungen an den Niedergeſtürzten, daß es diesmal für ihn beſſer geweſen, zu fallen, als ungehindert fortzuſchreiten. Sollte ſeine ſchuldloſe Lammes-Artigkeit je ſo weit ſich ſelbſt untreu werden, daß er euch vergiftete: er würde ſich des mildeſten aller Gifte dazu bedienen, um den Ruhm der höchſten Gefälligkeit auch noch gegen den durch ihn Gemordeten zu behaupten.

§. 5.

Die Moraliſch-Taubſtummen.

Es giebt gewiſſe menſchliche Geiſter, beſonders in den höheren und höchſten Ständen, welche, durch alles lärmende Geräuſch der Verfeinerung und ihres ganzen eiteln Schwarmes im Gefolge, nur betäubt zu werden ſcheinen, und darüber allen Sinn für Gutes und Böſes, allen Geſchmack an dem Angenehmen und Angenehmſten, an dem Schönen und Allerſchönſten verlieren. Sie eſſen und trinken, aber ſie genießen nicht: ſie ſehen und hören, aber ſie fühlen nichts: ſie ſprechen, aber ſie ſagen nichts: ſie ſind beſchäftiget, aber ſie handeln nicht: ihr Geiſt blinzelt, ihr Gemüth träumt, ihr Körper vegetirt. Es ſind die Cretins im Reich der

Moral: denn ſie haben alles andre vom Menſchen-Gebilde, nur nicht Seele: es ſind die Moraliſch-Taubſtummen: denn ſie geben keinen moraliſchen Laut oder Mißlaut von ſich, und verrathen auch durch keinen Zug ihres Geiſtes oder Gemüths, daß ſie die moraliſchen Harmonien oder Disharmonien anderer ihrer Mitweſen vernehmen, ſie behaglich oder mißbehaglich finden.

Ein ſolcher moraliſcher Cretin und Taubſtummer war unter andern der franzöſiſche Herzog von Aumont. Zwey Tage vor ſeinem Tode (er lag an der Gicht) hatte ihm ſein Arzt erlaubt, zu eſſen: und nun ſchien ihm alle ſeine Lebenskraft zurückzukehren: der Kranke kam ganz in das Gleis, in welchem er ſich, faſt ſein ganzes Daſeyn hindurch, ſeit mehr als vierzig Jahren, gedreht und wiedergedreht hatte; und dies beſtand darin: er ſpielte mit ſeinem Papagey; er rief ſeinem Diener zu: „bürſtet den Stuhl ab, reiniget die Kleider" u. ſ. w.; er ließ ſich ſeine allerneuſten geſtickten Weſten zeigen, er bezeugte ſeinen Beyfall über die allerneuſte Stickerey u. ſ. w. Mit ſolchen Vorſtellungen und Beſchäftigungen unterhielt er ſich noch zwey Stunden vor ſeinem Tode: und ſchlummerte dann, — ſchon im Leben ein Schatten von Menſch, — in's Reich der Schatten hinüber.

In denſelben Zuſtand moraliſcher Gefühlloſigkeit oder vielmehr Nullität ſtürzte Ludwig XIV ſeinen (ſchon verheirathet geweſenen) Dauphin durch einen ſultaniſchen Despotismus und durch die gänzliche Entfernung, in welcher er ihn von ſeiner Perſon und von aller Theilnahme an ernſten Geſchäften hielt. Da ſaß

er, der Erbe eines der glänzendſten Throne der Erde, ganze Tage hindurch, den Kopf auf dem Ellbogen geſtützt, die Ohren zugeſtopft, die Augen auf einen nackten Tiſch geheftet, und ſchlug mit einem Rohr gegen den Fuß. Auch ſtarb er, von keinem Diener bemerkt, und von keinem Wärter gepflegt.

Noch andre Geiſter ſind von einer leeren Prunk- und Pracht-Sucht, wie der Leib des Waſſerſüchtigen vom Waſſer, ſo angeſchwellt, daß ſie von Crőſus Reichthümern keinen andern Genuß, als den der befriedigten Prachtſucht haben würden.

Sie bewohnen das zierlichſte Palais der Stadt; ſie beſitzen den ſchönſten und größten Garten; ſie geben die koſtbarſten Gaſtmähler; ſie haben die ausgeſuchteſte Bibliothek; ſie penſioniren Gelehrte und Künſtler; ſie beſuchen Schauſpiel, Oper, Concert; ſie machen den gerühmteſten Schönen ihre Aufwartung, — nicht aus Sinn, Geſchmack, Wohlgefallen, Liebhaberey für alle dieſe Dinge; ſondern einzig, um im prächtigen Styl zu exiſtiren. Sie ſterben mit Gleichmuth, wenn ſie nur in einem mit Gold und Silber geſtickten Bett und in einem damaſtenen Schlafrock ſterben.

Von dieſer Gattung war der franzőſiſche General-Pächter Dangé, der ein Vermögen von 13 Millionen Livres hinterließ. Mehrere Tage nach einander, kurz vor ſeinem ihm ſelbſt ſehr gewiſſen Tode, und noch am Abend vor demſelben, nahm er in einem mit dem höchſten Luxus ausgeſchmückten Zimmer Beſuche von den vornehmſten Perſonen an, wobey er auf einem

einem mit ausſchweifender Koſtbarkeit geſchmückten Sopha ſaß: rings um ihn her wallte ein ſeidner mit der prächtigſten Stickerey verzierter Schlafrock, den vorn an der Bruſt ein großer Diamant zuſammenhielt. So ſaß der Sterbens-Kranke, ſeines ſchon herannahenden Todes gewiß, da, und ſprach mit aller Gleichgültigkeit von ſeinem Hinſchiede, — nicht aus philoſophiſcher oder religiöſer Seelen-Ruhe, (er, der ſein ganzes Leben hindurch für jene zu einfältig, für dieſe zu welt-klug geweſen war,) ſondern blos, weil er, in dieſer Haltung, und in dieſem Coſtum, mit Pracht ſtarb.

Es iſt Zeit, daß wir dieſes zweyte Buch beſchließen: wir eilen alſo nunmehr zu der Darſtellung der letzten Epoche.

Funfzehnter Abſchnitt.

Uebergang aus der Epoche der Verunſittlichung in die Epoche der Verſittlichung.

Wir ſagten oben, daß die Epoche der Verunſittlichung ſelbſt nur als ein Durchgang zu betrachten ſey, der, ſobald er nun geſchehen, dem Menſchen diene, ihn durch eigne Erfahrung vor dem Böſen zu warnen, ihn im Guten zu beveſtigen, die natürliche Schlüpfrigkeit ſeines Charakters in gründliche Geſetztheit zu verwandeln.

Die **Vernunft**, die in uns wohnt, und deren eigenthümliches Geſchäft es iſt, uns Gutes und Böſes kennen zu lehren, uns von dieſem zurückzuhalten, zu jenem anzuleiten, ſcheint, auf den erſten Anblick, gewiſſe Bürgſchaft dafür zu ſtellen, daß der Verunſittlichte, nach einer Reihe von warnenden Erfahrungen über die gänzliche Unnatürlichkeit und Verderblichkeit ſeiner Denk= und Handlungsweiſe, und durch das unvertilgbare Gefühl des ungeheuren Contraſtes derſelben mit ſeiner moraliſchen Beſtimmung, auf den verlaſſenen Pfad der Wahrheit, der Natur, und der Menſchen-Pflicht, zurückkehren werde.

§. 1.

Bey tiefverderbten oder durchausvereitelten Menſchen findet dieſer Uebergang ſelten ſtatt.

Allein ein lange=gewohntes und gleichſam tief=ausgetretenes Gleis der Ideen und Empfindungen, der Neigungen und Leidenſchaften, ſcheint das Gemüth allmählich jeder Aenderung unempfänglich zu machen. Die durchgängige Zuſammenſtimmung, welche ſich zwiſchen dem denkenden und begehrenden Theil, zwiſchen Vernunft und Sinnlichkeit, vermittelſt der verkehrten Grundſätze der moraliſchen Sophiſtik gebildet hat, und die nur ſelten durch die rauhen Einſprüche des allmählich betäubten Gewiſſens unterbrochen wird, begründet in dem Menſchen nach und nach eine ganz andre, ſeiner urſprünglichen entgegengeſetzte Conſtituzion: er wird gewiſſermaßen ein ganz anderes Weſen, als wozu ihn die Natur geſchaffen hatte: ſein Verſtand iſt, wenigſtens in Hinſicht auf

die wichtigſten und weſentlichſten aller Wahrheiten (des Rechts und der Pflicht) verkehrt; die Neigungen und Leidenſchaften, welche der Verſtand zügeln und leiten ſollte, beherrſchen ihn; einige ſeiner Triebe haben, durch unaufhörliche Spannung und unnatürlichen Reiz, ſogar eine ganz falſche Richtung genommen. Das ganze Menſchen-Weſen iſt gleichſam ein durch moraliſche Selbſtbefleckung aus ſich ſelbſt erzeugtes Ungeheuer, worüber die Vernunft erröthet, das Gewiſſen den Fluch ausſpricht, und in welchem der Schöpfer das Gebilde ſeiner Hand nicht mehr erkennt.

Man ſieht, wir reden hier von dem tiefſten Verderbniß des Geiſtes und des Herzens, zu welchem ein Menſch heruntersinken kann, zu welchem die Chriſtiernen, die XI Ludwige, die Cardinal Dubois, die Terray's, die Robertspierren, die Marat's, und ſo viele andre in der Mordperiode der franzöſiſchen Revoluzion berüchtigte Ungeheuer von Menſchen heruntergeſunken waren.

Bey Charakteren dieſer Art findet Aenderung und Umkehrung höchſt ſelten ſtatt. Es ſind Körper, welche ein verderbliches Gift bis in jede Faſer, bis in jeden Blutstropfen durchdrungen: ſie ſterben, wie dieſe den phyſiſchen, hoffnungs- und rettungslos den moraliſchen Tod.

So — die tief-verderbten; und eben ſo auch — die durchausvereitelten Gemüther!

Dieſe letztern ſcheinen zwar, eben durch ihre Kleinlichkeit und Schwäche, zugleich bieg- und lenkſamer,

neuer und beſſerer Anſichten der Dinge, neuer und beſſerer Grundſätze empfänglicher zu ſeyn.

Aber ein zu thörichten Eitelkeiten lang-gewöhntes und darin gleichſam gealtertes Gemüth härtet ſich, in ſeiner Denk- und Handlungsweiſe nach und nach nicht weniger ab, als ein tiefverderbtes: und ſeine Kleinlichkeit und Schwächlichkeit wird ein eben ſo unbeſiegliches Hinderniß ſeiner Umſchaffung, als in dem Tiefverderbten der böſe Wille: es fehlt ihm, bey einem guten Willen vielleicht, in demſelben Maaß an Kraft zu einer gänzlichen Selbſtänderung, als es dieſem, bey unleugbarer Kraft, an gutem Willen fehlt.

Abſolut-unmöglich indeſſen muß man die moraliſche Umſchaffung weder der tiefverderbten, noch der durchaus vereitelten Charaktere nennen. Einige, wenn gleich ſeltene, Beyſpiele ſolcher Umſchaffungen ſtellt uns die Geſchichte, ſtellt uns die Erfahrung auf: wenn es gleich höchſt ſchwer iſt, die Aufrichtigkeit und ächte Reinheit ſolcher Bekehrungen, wie die alten Theologen es nannten, mit Gewißheit zu würdigen.

Ueberdem müßte man dem Menſchen Vernunft und Freyheit, — himmliſche Gaben, die ihm, auch bey der tiefſten moraliſchen Ausartung, bleiben, — gänzlich abſtreiten, wenn man an der Möglichkeit dieſer Bekehrungen zweifeln wollte.

Die berühmteſten Beyſpiele von den letztern hat uns die chriſtliche Religion, und vorzüglich die katholiſche, aufgeſtellt. Es bleibt ein beneidenswerther Triumph der katholiſchen Religion, daß ſie,

nach den unwiderſprechlichſten Zeugniſſen, ſehr häufig, zügelloſe Schwelger zur ſtrengſten Enthaltſamkeit zähmte, ruchloſe Sünder in Andächtige umwandelte, ſtolze Prinzen und rauhe Krieger zu ſtrengen Mönchen umſchuf, und eitle Prinzeſſinnen in die Oede des Kloſters begrub.

Die Aufrichtigkeit auch dieſer religiöſen Bekehrungen kann einſtweilen bezweifelt werden. Aber nicht zu gedenken, daß die ſtandhafte und freywillige Ausharrung einiger dieſer Bekehrten in der neuen Lage und in der Ausübung der ſtrengſten Pflichten ihrer Aufrichtigkeit kein kleines Gewicht giebt; ſo bildet auch ſchon dieſer äußerliche Abſprung der neugewählten Lebensweiſe gegen die vorher-geführte, die damit verbundene Verachtung bey der ſo genannten Welt u. d. g. ein in der Geſchichte der Sittlichkeit merkwürdiges Phänomen.

Die zweifelhafteſten aller religiöſen Sünder-Bekehrungen ſind immer die auf dem Sterbe-Bette, z. B. die eines Grafen von Rocheſter durch den Biſchof Burnet. Offenbar fehlt hier immer der einzig-gültige Beweis, — die wirkliche Lebensänderung.

Wenn aber die chriſtliche Religion, und insbeſondre die ſinnlichſte Gattung derſelben, die katholiſche, die Bekehrung großer Sünder am häufigſten bewirkte; ſo ſollte man faſt den Schluß ziehen, daß dieſe Umſchaffung nur durch ſo außerordentliche, Geiſt-betäubende und Herz-erſchütternde Mittel, als die Schauer einer Welt der Ueberſinnlichkeit und die ungeheuren Quaalen einer Ewigkeit ſind, bewirkt und hervorgebracht werden könne.

Dieſes Bekehrungsmittel war, wie bey der gegenwärtigen Stimmung des Zeitalters, für den größten Theil der ſo genannten aufgeklärten Welt, für die Dubois, für die Terrays, für die Duc-Regents, verloren. Aber könnet ihr euch wohl überreden, daß, wenn der Herzog-Regent, durch eine der allerneuſten ähnliche Revoluzion, das Schickſal des Grafen von Artois, ſein Premierminiſter, der Cardinal Dubois, das Schickſal des Calonne, Terray daſſelbe Misgeſchick erfahren hätten, daß ſie durch dieſe Donnerſchläge des Unglücks würden auf den Weg des Rechten geleitet worden ſeyn? Laſſet euch die Sitten des verderbten Theils der ſo genannten franzöſiſchen Emigrirten ſchildern: und ihr werdet an einer ſolchen moraliſchen Umſchaffung mehr als zweifeln. (Ich ſage bedächtlich, des verderbten Theils der Emigrirten: denn es gab auch einen edlern, der ſich im Unglück wahrhaft-groß zeigte.)

Für Gemüther von dieſer Tiefe des ſittlichen Verderbniſſes ſcheint es alſo keinen Rettungspunkt zu geben! er iſt da! er liegt in ihnen ſelbſt; aber ſie benutzen ihn nicht. Die Natur iſt gerechtfertiget.

Beruhigend iſt es für den philanthropiſchen Beobachter, daß große Laſter, ſo wie großes Genie und große Tugenden, zu ihrer Entwickelung immer außerordentlicher Mittel und beſonders-günſtiger Lagen des Schickſals bedürfen, welche bey den allerwenigſten unter den Menſchen, die, fern von den Tiefen, wie von den Höhen des Lebens, nur ſeine flächſte Ebne bewandeln, zu-

treffen, und daß daher auch immer nur eine kleine Anzahl verhärteter Böſewichter gefunden wird.

Wie leicht indeſſen die ſchändlichſten und zerſtörendſten aller Leidenſchaften in dem großen Haufen der Menſchen bis zu den ſchauderhafteſten Ausbrüchen erwachen können, erhellet aus der Menge großer Verbrecher und Böſewichter, welche jede gewaltſame Revoluzion hervorzubringen pflegt, ungefähr ſo wie ein aufkochender Vulkan Tod und Verderben um ſich her verbreitet.

§. 2.

Menſchen, bey welchen die Schwachheit den böſen Willen überwiegt, ſind der Umkehr zur Verſittlichung vor andern empfänglich.

Es iſt ſchwer für den Beobachter, und iſt ſchwer für den Handelnden ſelbſt, zwiſchen Schwachheit und böſem Willen feſt zu unterſcheiden. Aber ich frage jeden ſchwachen und doch dabey gutmüthigen Menſchen: ob nicht in ſeine Schwachheiten nur zu oft auch Vorſatz, in ſeine ſo genannten Uebereilungen nicht auch einſtweilen böſer Wille ſich einmiſcht?

Hieraus iſt alſo von ſelbſt klar, daß die Gränzen zwiſchen der moraliſchen Schwächlichkeit der Verfeinerung, und zwiſchen der Willens-Verderbtheit der Verunſittlichung ſehr eng, und in vielen Fällen ununterſcheidbar, zuſammengehen. Denn ſelbſt auch verderbte Gemüther können zuweilen durch den erſten Eindruck der Dinge überſchnellt, und ohne allen böſen Willen zu Unthaten hingeriſſen werden. Daher wir auch nur die allerverderbteſten von der letzten Gattung, der morali-

ſchen Umſchaffung unfähig, und ſelbſt nicht einmal abſolut-unfähig, erklärten.

Da nun alſo kein Menſch immer nur aus Schwachheit, und kein Menſch immer nur aus Bosheit ſündiget; ſo iſt unfehlbar derjenige der moraliſchen Umſchaffung am empfänglichſten, bei dem Schwachheit den böſen Willen am meiſten überwiegt.

In ihm, in dem moraliſchen Schwächling (eben wegen dieſes Uebergewichts der Schwachheit über den böſen Willen nennt man ihn ſo), iſt gleichſam nur ein Theil der moraliſchen Organiſazion zerrüttet; in dem Tiefverderbten das Ganze; in dem erſtern iſt nur die Linie nicht recht gezogen; in dem andern die Regel ſelbſt, womit die Linie gebildet werden ſoll (Vernunft und Wille) verfälſcht: jener hat ſich verwöhnt, dieſer abgehärtet; jener verbildet, dieſer verderbt.

Daher alſo die größere Empfänglichkeit des Schwächlings, als des Böſewichts, für Beſſerung.

Aber auch der Schwächling muß ſich nicht, wie wir's oben an den durchaus-verderbten Seelen beklagen mußten, bis zur gänzlichen Beraubung der moraliſchen Selbſtkraft und Selbſtthätigkeit (Spontaneität) verwöhnt oder verweichlicht haben: denn dieſer braucht es allerdings zu einer ernſten und fruchtbaren Beherzigung ſeiner Fehler, ihrer ſittlichen Verwerflichkeit, ihren ſchädlichen Folgen; braucht es noch mehr zu einer thätigen Abkehrung des Gemüths von dem Laſter zur Tugend; braucht es am

meiſten zu einer ausdaurenden Beharrlichkeit auf dem neuen und beſſern Wege.

Warum befinden ſich neunzehn Zwanzigtheile des menſchlichen Geſchlechts, ſelbſt des hoch-cultivirten Menſchen-Geſchlechts, ihr ganzes Leben hindurch, bis ans Ende, in dem Zuſtande des unaufhörlichen Schwankens zwiſchen dem guten Wollen und dem ſchlimmen Handeln; zwiſchen der Liebe zur Tugend, und dem Hange zum Laſter; zwiſchen dem Gehorſam gegen die Vorſchriften der Vernunft und die heiligen Foderungen des Gewiſſens von der einen, und zwiſchen dem Frohn der Leidenſchaften von der andern Seite? Warum ſind ſie weder im Guten, noch im Böſen, feſt, conſequent, ſich ſelbſt gleich?

Es fehlt ihnen an der eben beſprochenen Selbſtthätigkeit und Selbſtändigkeit: nach jenem allgemeinen Trägheits-Geſetz der menſchlichen Natur, nach jenem debile atque elumbe, welches ſchon Cicero als den Erbfehler der Menſchen anerkannte, laſſen ſie ſich lieber gehen (se laisser aller), wohin gegenwärtiger Eindruck, Laune, Zufall, Vortheil ſie leiten, als daß ſie ſelbſt Hand anlegen, ſich kräftig zuſammennehmen ſollten. Ihre Laſterſcheu (oft auch nur ihr moraliſches Anſtandsgefühl) iſt zu ſtark, als daß ſie der Tugend ganz untreu werden ſollten; ihre Tugend- oder vielmehr moraliſche Anſtands-Liebe iſt zu groß, als daß ſie ſich dem Laſter ganz hingeben ſollten: ihre Vernunft zu ſophiſtiſch, als daß ſie nicht, nach Maaßgabe der Umſtände,

vom Laſter, wie von der Tugend, Vortheil zu ziehen ſuchten: und eben in dem letztern beſteht die Verwerflichkeit ihrer Denk- und Handlungs-Art.

§. 3.

Griechen und Römer kehrten nie aus der Epoche der Verunſittlichung in die der Verſittlichung zurück: den Franzoſen allein könnte man, ſeit Bonaparte's Regierung, eine Art von Verſittlichung zugeſtehn.

Griechen und Römer, einmal aus dem ſchönen Gleiſe der Verfeinerung in die Labyrinthe der Verunſittlichung geſchleudert, verloren ſich für immer in dem Gewühl niedriger und zerſtörender Leidenſchaften, unter dem Druck des Elends und des Despotismus, im wilden Gedränge politiſcher Erſchütterungen. Dann und wann dämmerte ein Strahl des edlern Kunſtgeſchmacks, und ſelbſt auch — wiewohl ſeltener — der beſſern Sitten, wenn etwa die Ptolemäer griechiſche Kunſt huldreich an ihren Hof nach Aegypten herüberwinkten; oder wenn in Rom, nach den Tiberen, Neronen und Domizianen, ein Hadrian, ein Antonin, ein Marc-Aurel, mit Sanftmuth und mit einiger Vorliebe für Kunſt und Wiſſenſchaft, den Scepter führten. Aber griechiſche Verfeinerung in Aegypten, und römiſche unter den genannten Kaiſern, hatten, einige Ausnahmen abgerechnet, mehr den Duft, als die volle ſchöpferiſche Treibkraft der Blüthe ihrer beſſern Tage: es waren mehr Erinnerungen an ehemalige Größe, als Produkte gegenwärtiger Größe: was man von den alten Muſterbildern des Geſchmacks nachahmte, war, wie alle Nachahmungen, matt und

ſeelen=los; was man ſelbſt hinzuthat, war überladen, verziert, mit prahleriſcher Gelehrſamkeit verſchattet. Doch bleibt den Griechen der Ruhm, daß ſie ſich, mitten unter allen politiſchen Schickſalswechſeln, bis auf die trübſelige Periode des barbariſchen Völker=Einbruchs in das römiſche Reich, als Männer von Geiſt, von Scharfſinn, von Gelehrſamkeit, als nicht unwürdige Geiſtesverwandte der Platonen und der Ariſtotele, zeigten. Und hatten ſie dann nicht, einige Jahrhunderte vorher, ihre Ueberwinder, die Römer, in die Schule genommen? ſie Sittenverfeinerung und ächten Kunſtgeſchmack gelehrt? Und ſahen ſie nicht ihre Schüler, auf eine Zeitlang, ſich ſelbſt über das Haupt wachſen?

Griechiſche und römiſche Sittengeſchichte, ſeit dem Verfall der Verfeinerung, flößet, ſo viel wir davon kennen, nur Abſcheu ein: und verliert ſich endlich in den trüben Schlamm der Barbaren=Periode, der Barbaren, welche die Römer einſt beherrſchten, und von welchen ſie nun beherrſcht wurden. Die Schwachheiten der Verfeinerung, die Verkehrtheiten der Verunſittlichung, die wilde Rohigkeit der Barbaren, alles zuſammen ergoß ſich, wie in einen unermeßlichen, bodenloſen Abgrund, und bildete einen eklen, ſcheuslichen Bodenſatz, den keine Herkuleskraft zu reinigen vermochte, und aus welchem, auf ein ganzes Jahrtauſend, dem europäiſchen Menſchengeſchlecht Unwiſſenheit und Unſittlichkeit zufloß.

Keine Rückkehr alſo — weder der Griechen, noch der Römer — zur Verſittlichung!

Die Periode der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaften in Neu-Europa war nicht ein Uebergang von der Ueberfeinerung zur Verſittlichung, ſondern ein Heraufarbeiten aus der roheſten Barbarey, begünſtiget durch die großen Muſter-Vorbilder des griechiſchen und römiſchen Alterthums.

Von keiner der in der Folge verfeinerten Nazionen Europens können wir ſagen, daß ſie in gänzliche Verunſittlichung herabgeſunken, wenn gleich die religiöſen Grauſamkeiten des ſpaniſchen Philipps II und ſeiner Alba's in den Niederlanden, der religiös-politiſche Fanatismus unter Carl I, und unter Cromwells Protektorat in Brittannien, und der dreyßigjährige Krieg in Teutſchland, im Reich der Wiſſenſchaft, der Kunſt, der Sittlichkeit, ungeheure Oeden und Wildniſſe ſchufen. Durch alles dies ward eine eben-beginnende höhere Bildung unterbrochen, aber keine vollendete zerſtört. Auch blühte ja die ſchöne Periode neu-europäiſcher Wiſſenſchaft, Kunſt und Sittenverfeinerung erſt nach dieſen vertobten Ungewittern auf.

Von den Franzoſen allein mögen wir ſagen: daß ſie die Periode der Verfeinerung und der Verunſittlichung durchlaufen, und, ſeit Bonaparte's Auftritt auf die conſulariſche Curule, in die Periode der Verſittlichung überzugehn angefangen.

Daß dieſe Nazion, unter allen ihren europäiſchen Schweſtern, die Tugenden und die Fehler der Verfeinerung am meiſten in ihre Litteratur, ihren Kunſtgeſchmack und ihre Sitten übertragen hatte; daß Despotismus,

Maitreſſen=Regierung, Miniſter=Satrapismus und Feudalismus franzöſiſche Sittlichkeit, wenigſtens in den hohern und höhern und höchſten Ständen, unausſprechlich verderbt hatten; und daß dieſes Sitten=Verderbniß, durch die Revoluzion noch mehr entwickelt, durch gräßlichere Zuthaten geſchwellt werden, darüber iſt nur Eine Stimme. Die geſammte revolutionnaire Regierung, beſonders unter der Herrſchaft des Jacobinismus, bis auf Bonaparte, kann als ein furchtbares Interregnum der Kunſt, der Wiſſenſchaft, der Sittlichkeit, vorzüglich aber der letztern, betrachtet werden. Oder ſind, in irgend einem Abſchnitte der geſammten Völkergeſchichte, moraliſche Sophiſtik, moraliſche Abtödtung und unbegränzter Egoismus, ſchamloſe Frivolität und Verhöhnung alles Heiligen, Grauſamkeit und Ruchloſigkeit, zu einer ſchauderhaften Höhe getrieben worden, als während der revolutionairen Regierung? Schien doch alles Licht der Aufklärung nur eine alles=vereheerende moraliſche Feuersbrunſt zu entflammen, in welcher ſelbſt die bisherigen Bildungsmittel der Sittlichkeit, Erziehung, Geſetz, Religion, wie im Rauch aufgingen!

Aber nun die mit des großen Conſuls Regierung begonnene Verſittlichung? In der That! ſie iſt noch ſo neu, ſo zart! alle ihre Züge noch ſo matt, ſo gar nicht ausgebildet! die Gemüther in jeder ſchönen oder auch bösartigen Kraftäußerung immer noch zwiſchen Furcht und Hoffnung eingeſchränkt, daß weder ihr Gutes, noch ihr Böſes in ſeiner ganzen Fülle zu Tage kömmt!

Doch bemerkt der philanthropiſche Beobachter nicht ohne Vergnügen, daß der ehemalige Fanatismus für Freyheit und Gleichheit in Genügſamkeit mit jeder — nur ruhigen und geſetzmäßigen — Regierungsform, die Grauſamkeit gegen Mitbürger von verſchiedenen Grundſätzen in Hinſicht auf politiſche Verfaſſung in Duldung; die einſt herrſchende Geſetzloſigkeit in Scheu vor gerichtlicher Strafe; die unſinnige Wut, alles Alte zu zerſtören, in den ſehnlichen Wunſch, das Zerſtörte wieder aufzubauen; der weltbürgerliche Wahnſinn, alle Völker der Erde durch Freyheit und Gleichheit zu beglücken, in das ernſte Beſtreben, das eigne Land zu dem ehemaligen Flor zu erheben, übergegangen.

Aus dieſer Umwandlung der Grundſätze und Geſinnungen erhellet wenigſtens, daß die ernſten Warnungen der höchſten Verunſittlichung, welche dieſer Nazion, über Ströme von Blut und Thränen hin, in's Ohr donnerten, nicht ganz unfruchtbar geblieben, und einige ſchöne Contraſte zum Vortheil der Gegenwart mit der fluchwürdigen Vergangenheit hervorgebracht.

Selbſt der beſſere Geſchmack, in den zeichnenden Künſten, wie in der Dicht- und Redekunſt, ſcheint die verlorne Spur allmählich wiederzufinden, und ſich ſogar mit einem neuen, kräftigern Schwunge zu beleben.

§. 4.

Die Veranlaſſungen zur Verſittlichung kommen jeder Menſchen-Maſſe mehr von außenher, als aus ihr ſelbſt.

Schon der einzelne Menſch, noch mehr aber große Menſchenhaufen, ſind träge, unbewegliche Maſſen, die

nur durch Anſtoß von außenher in Bewegung geſetzt, oder zu einer zweckmäßigeren Richtung beſtimmt werden können.

Dieſe Anſtöße von außenher ſind nun — eine beſſere Verfaſſung, oder auch nur ein beſſerer Einzel-Herrſcher; ein ſicherer, daurender Friede nach einem langen, alles-verwildernden Kriege; ein glücklich-vertheilter Mittel-Wohlſtand ſtatt unbegränzter Anhäufung der Reichthümer in einzelnen Familien; eine geläuterte Religion; eine verbeſſerte Erziehung.

Nur mit der Epoche der Freyheit begann in Griechenland die Epoche des beſſern Geſchmacks, und der Sittlichkeit. Ein Nerva, ein Trajan, ein Hadrian, ein Antonin, heiterten, durch ihre Regierung, die Finſterniß des römiſchen Despotismus und der römiſchen Verſunkenheit mit einigen höchſt-erquickenden Strahlen auf. In das verheerte Sachſen, Schleſien und Brandenburg kehrten, nach dem Hubertsburger Frieden, welcher den Verwilderungen des ſiebenjährigen Krieges Grenze ſetzte, Wohlſtand, Kunſt und Sittlichkeit mit neuen Segnungen ein. Die in neuern Zeiten ſo verſchrieene brittiſche Unſittlichkeit ſieht ihrer Beſchränkung entgegen durch die dort ſo allgemein-gefühlte Nothwendigkeit einer gleichern Vertheilung der ungeheuren Reichthümer einzelner Familien. Luthers Reformazion ſteuerte einer ungeheuren Menge moraliſcher Verirrungen und Ausſchweifungen. Der verbeſſerte Unterricht des Bürgers und Landmanns wird auch zur Verſittlichung mitwirken.

§. 5.

Am wenigſten unter allen ſcheint die Verſittlichung oder Wiedergeburt des menſchlichen Geſchlechts von der bloßen Einſchärfung des kategoriſchen Imperativs zu erwarten zu ſeyn.

Das laute Aufjauchzen der teutſchen Magiſter- und außerordentlichen Profeſſoren-Welt bey der erſten Ankündigung des kategoriſchen Imperativs, als eines Mittels gänzlicher Erneuerung und Wiederherſtellung des verfallenen Menſchen-Geſchlechtes, konnte jedem ernſten und durch geſchichtliche Thatſachen geübten Beobachter nicht anders, als kindiſch-lächerlich dünken. Man iſt thöricht genug geweſen, zum Beweiſe für die überſchwenglichen Wirkungen des neuen Moral-Prinzips die großen Wirkungen der politiſchen Grundſätze der Lacedämonier, oder auch des religiöſen Aberglaubens der alten nordiſchen Völker anzuführen. Aber man hat vergeſſen zu erwägen, in wie fern jenes abſtracte Prinzip (deſſen Wahrheit der Verfaſſer übrigens nicht bezweifeln will) auf eine ſinnlich-vernünftige Natur wirken kann? Man hat vergeſſen, zu erwägen, daß politiſche Grundſätze, auf Klima, Verfaſſung und Geiſt der Nazion genau berechnet, eine Kraft über die Sinnlichkeit ausüben, welche von der bloßen Abſtraction ſehr voreilig und ſehr unrichtig erwartet wird; vergeſſen, daß religiöſer Aberglaube ſelbſt die craſſeſte Sinnlichkeit iſt, welche ſogar den beſſern Hinſichten der Vernunft das Gegengewicht hält; vergeſſen endlich, daß blos neue Worte, keine neue Kräfte ins Gemüth gießen, und daß das bisherige neu-europäiſche Menſchengeſchlecht bey der Lehre vom

Gewiſſen (die im Grunde nichts anders, und, durch die Beymiſchung religiöſer Grundſätze, noch etwas Kräftigeres, Geiſterhebendres und Herzrührenderes iſt, als es die ſtein=harte und ſtein=kahle Lehre vom kategoriſchen Imperativ jemals ſeyn kann) erzogen, herangewachſen, und — in moraliſchen Verfall gerathen war.

§. 6.

Allmähliche Verſittlichung kann allein nur von den ungehemmten Fortſchritten in der Verbeſſerung bürgerlicher Verfaſſung und der Staatsverwaltung, in der Verminderung des Elends und der Verbreitung des Wohlſtandes, in der öffentlichen Zügelung des Laſters, und in der Verbreitung wahrer Aufklärung, erwartet werden.

Man ſage nicht, daß die genannten Mittel der allmählichen Verſittlichung ſelbſt ſchon die Verſittlichung vorausſetzen, welche ſie, nach unſrer Meinung, hervorbringen ſollen. Hat denn nicht Europa in allen dieſen höchſt=wichtigen Modifikazionen der menſchlichen Geſellſchaft bis dahin weſentliche Fortſchritte gethan, durch bloßes Zuſammentreffen günſtiger Umſtände, durch kluges Berechnen der Zufälligkeiten, durch mercantiliſches und politiſches Intereſſe, durch weiſe Berückſichtigung des unzertrennlichen Zuſammenhanges des einzelnen Intereſſe mit dem allgemeinen? Sind dies moraliſche, moraliſch=kategoriſche Bewegungsgründe?

Wie ſehr nun aber die Sittlichkeit durch die Läuterung, Verbeſſerung und Vermehrung dieſer Modifika=

zionen der menſchlichen Geſellſchaft gefördert werden könne, ſoll im letzten Abſchnitt dieſes zweyten Buchs von uns dargethan werden.

Nur beherzige der Leſer folgenden Paragraphen, der als ein Axiom unſerer geſammten Philoſophie der Culturgeſchichte angeſehen werden kann. Dies Axiom heißt:

§. 7.

In der geſammten Culturgeſchichte iſt immer nur von der öffentlichen, und höchſtens auch von der häuslichen Sittlichkeit die Rede; keineswegs aber von der innern, allein-ächten Sittlichkeit oder Herzens-Reinheit der Individuen: denn dieſe letztere kann allein durch Religion und Vernunft hervorgebracht werden, deren Wirkungen auf die Individuen ſelbſt aber durch keine äußerlichen Mittel geſichert werden mögen.

Wer blos die ſchönen und edlen Uranlagen unſres Geſchlechts betrachtet, der kann ſich ein durchaus verſittlichtes Menſchengeſchlecht gar leicht als wirklich denken: wer die Gebrechlichkeit unſerer Natur, vermittelſt der Schwierigkeit des Gleichgewichts zwiſchen Sinnlichkeit und Vernunft, zu jenen Anlagen hinzuthut, der wird an der Verwirklichung dieſes Ideals zu zweifeln anfangen: wer überdem die in's Unendliche zuſammengeſetzten und einander widerſprechenden Culturverhältniſſe der Geſellſchaft hinzudenkt, der wird ſeine Zweifel daran gar ſehr verſtärkt fühlen: wer aber die ſechstauſendjährige Entwickelungsgeſchichte unſeres Geſchlechts kennt, den gegenwärtigen hohen Grad der Aufklärung und den niedrigen Grad der in-

dividuellen, allein=ächten Sittlichkeit, im Verhältniß zu der Aufklärung, erwägt, und dann beherziget, daß das Menſchengeſchlecht in jeder Periode ſeiner künftigen irdiſchen Exiſtenz daſſelbe ſeyn wird, was es bis dahin durch ſeine urſprünglichen Anlagen war: der wird die Verwirklichung jenes Ideals, als einen ſchönen Morgentraum, aufgeben.

Er wird mit dem engliſchen Dichter Dryden ſagen:

How dull and how insensible a beast
is man, who yet would lord it over the rest!
Philosophers and Poets vainly strove
in every age the lumpish mass to move.

Satyr. of Dryden.

Welch ein ſtumpfſinnig und gefühllos Thier
iſt doch der Menſch, der Schöpfung anſpruchsvoller Herr!
Vergebens ſtrebten Philoſoph und Dichter,
nun ſchon ſeit ſechstehalb Jahrtauſenden,
die träge Maſſe zu bewegen.

Dies beherziget dann auch der Verfaſſer, ohne deshalb die Möglichkeit der Vermehrung einzelner, wahrhaft=ſittlich veredelter Individuen mit dem Fortſchritt der Cultur zu bezweifeln; eine Möglichkeit, die ihm ſogar Wahrſcheinlichkeit dünkt: weil, nach ſeiner Einſicht, die er künftig ausführlicher begründen wird, erhöhte Aufklärung und Cultur der wahren und ächten Sittlichkeit den herrlichſten Vorſchub leiſten, den aber der Menſch zu brauchen gewöhnlich zu träg' iſt.

Von dieſer wahren, innern Sittlichkeit gilt es nun im eigentlichſten Sinne, was der große Stifter des Chriſtenthums ſagt: „Sehet, das Reich Gottes iſt in euch!" Aeußerliche Mittel können den Menſchen dazu wecken und vorbereiten: aber ſie ſelbſt muß aus ihm ſelbſt hervorgehen, ſich in und aus ſeinem innerſten Gemüth heraus bilden. Religion und Vernunft mag man die innern Bildungsmittel der wahren Sittlichkeit nennen: aber vergebens wird man der Religion ihre Wirkungen auf das Herz durch körperliche oder geiſtige Beredſamkeit, und noch weniger durch ſinnlichen Pomp und Schmuck, vergebens der Vernunft ihre ſittlichen Wirkungen auf das Gemüth durch conſequente Grundſätze und bündige Schlußreihen, als unfehlbar zu ſichern glauben. Der einfältigſte Religionsvortrag kann oft das Herz am tiefſten rühren, der beredteſte es kalt laſſen: wenige Gemeinſprüche des geſunden Verſtandes leiteten manchen Edlen mit reiner Seele durch ein trug- und prüfungs-volles Leben; ganze Heere von gründlichen Philoſophen verloren ſich auf den Pfaden ſchändlicher Unſittlichkeit.

Es erhellet alſo von ſelbſt, daß es keine unfehlbaren Bildungsmittel der wahren Sittlichkeit giebt. Denn — das Reich Gottes iſt in uns!

Sechszehnter Abſchnitt.

Charakter-Darſtellung der Epoche der Verſittlichung, im engern Sinne des Begriffs.

Wenn uns alſo die bisherige Entwickelungsgeſchichte der Menſchheit kein vollkommnes Beyſpiel einer aus der Verunſittlichung zur Verſittlichung übergegangenen Nazion aufſtellt; ſo wird es für uns doch belehrend von der einen, und leicht von der andern Seite ſeyn, zu zeigen: welche verſchiedene Modifikazionen der verſchiedenen menſchlichen Anlagen ſich aus einem ſolchen Uebergange ergeben müßten? Iſt doch die ganze Geſchichte des einzelnen Menſchen, wie unſres ganzen Geſchlechts, gewiſſermaßen nichts anders, als ein Vorſchreiten in der Sittlichkeit oder auch in der Unſittlichkeit, eine Beſſerung nach vorhergegangener Verſchlimmerung, oder eine Verſchlimmerung nach vorhergegangenem beſſern Zuſtande! Ueberdem läßt ſich manche Lücke in der allgemeinen Geſchichte unſeres Geſchlechts durch die bloße Anſchließung auf die Geſchichte des einzelnen Menſchen glücklich erſetzen. Denn auch das ganze Geſchlecht lernt, ſo wie das Individuum, durch Fallen gehn, durch Fehltreten feſttreten, durch Schaden weiſe werden.

§. 1.

Phyſiſche Anlagen.

„Die immer-umherſchweifende, unaufhörlich-er-„hitzte Phantaſie verderbt die Sinne, und der durch „den übertriebenen Sinnen-Reiz bethörte Wille ver-„fälſcht die Triebe, leitet ſie auf Abwege der Unnatur.“ Welche Rettung für einen ſolchen Verwahrloſten?

Die Sinne ſtumpfen ſich ab durch den immer-ſtachelnden Reiz: die Triebe erſchlaffen durch die unna-türliche Spannung und gleichſam Verzerrung; die Ge-nußkraft erſchöpft ſich bis in ihre erſte Quellen; der Körper kränkelt. Da hat nun der Unglückliche ſtatt des Vergnügens, dem er ſo einzig nachjagte, Schmerz, ſtatt der Freude, die er bey allen ihren Flügeln zu haſchen wähnte, Ekel und Ueberdruß.

Eine Weile noch tobt die Phantaſie, das einzige, was in ihm noch die alte überſpannte Regſamkeit hat, in ihrer Wut fort, führt ihm vergangene Scenen des Vergnügens vor, plant über neuen. Aber körperlicher Schmerz und geiſtiger Ueberdruß gießen über die blü-henden Luſt-Gemählde der Phantaſie ein verdunkelndes, entſtellendes Schwarz: und auch dieſe phantaſtiſche Reize ſind, wie die wirklichen, für den Menſchen dahin.

In dem auf dieſe Art gleichſam ſinnlich-Ver-nichteten erwacht mit deſto ungetheilterer Kraft die Vernunft. Der Geiſt, von allen Phantasmen, die ihn bis jetzt umgaukelten, und ſein reines Licht verdü-ſterten, glücklich befreyt, biegt ſich auf ſich ſelbſt zurück,

forſcht in ſeinem Innern nach moraliſchem Erſatz jener ſinnlichen Verluſte, und findet dieſen Erſatz; — findet ihn in der heilſamen Erkenntniß des Verderblichen der bisher-unterhaltenen Grundſätze, der bisher-befolgten Lebensweiſe, findet ihn ſelbſt in der Schaam über dieſe ihm erſt ſo ſpät, und auf ſolchem Wege zugekommene heilſame Einſichten; findet ihn in der Erkenntniß nothwendiger Mäßigung des Vergnügens-Genuſſes; findet ihn in dem Entſchluß, künftig beſſere Grundſätze zu befolgen, und dieſe weiſe Mäßigung zu beobachten.

So wird der Ausſchweifling gewitziget! So ward mancher unbeſonnene Jüngling ein weiſer Mann! Mit feſteren Grundſätzen beginnt er die neue Lebensweiſe: denn er kennt, und kennt aus eigener Erfahrung, die Verkehrtheit der Sophiſtik des Vergnügens: mit feſtem Tritt bewandelt er den neuen Weg; denn er kennt beydes, die Blumen und das Gift, welche auf den labyrinthiſchen Irrpfaden zur Seite wachſen.

§. 2.

Technik.

Die Aufhebung des ſchönen Gleichgewichts, auf welchem die ganze Friedeſeligkeit des bürgerlichen Lebens beruht, des Gleichgewichts zwiſchen den Künſten des Luxus und zwiſchen den Künſten des Bedürfniſſes; zwiſchen dem Genuß des Wohlhabenden und der Thätigkeit des Arbeitenden; zwiſchen dem Wohl-

leben der Städte= und der Mäßigkeit der Land=Bewohner, — entgeht, mit allen daraus entſtehenden verderblichen Folgen, ſelbſt nicht der Bemerkung der hingegebenſten Schwelger. Der tieferforſchende Beobachter, der weithinausblickende Staatsmann, der rechtſchaffene Rathgeber am Thron, erkennen darin, wie in dem am klaren Horizont ſich bildenden trüben Gewölke, die Donner und Blitze des herannahenden politiſchen Ungewitters: und ſtreben, wo möglich, es durch weiſe Maaßregeln abzuleiten und gleichſam zu beſchwören.

Aber gewöhnlich iſt das Verderben ſchon übermächtig: die Redlichkeit der Turgots und die alles=berechnende Kaufmannsklugheit der Necker muß der ruchloſen Waghalſigkeit der Calonne weichen. Das Ungewitter bricht, mit aller ſeiner Verheerung, aus. Die gegenwärtige Generazion erliegt jetzt unter den Greueln und Freveln der Revoluzion, wie ehedem unter dem Druck des Despotismus und unter dem Muthwill der Schwelgerey. Der kommenden Generazion allein wird die warnende Lehre frommen: „Laſſet für einen ſchwelgenden Genießer nicht tauſend Arbeitende darben!"

§. 3.

Intellectualität.

Kein furchtbareres Phänomen in der geſammten intellectuellen und moraliſchen Welt für den menſchenfreundlichen Beobachter, als der Misbrauch aller Erleuchtung des Geiſtes und

Verfeinerung des Verſtandes zu der aus-ſchweifendſten Verunſittlichung: denn dieſes Phänomen lehrt ihn die ſchöne Verbindung zwi-ſchen Wahrheit, Tugend und Glückſeligkeit, — eine Verbindung, welche die Weisheit der Natur unzertrennlich geknüpft zu haben ſchien, — als ſehr locker und als höchſt ungewiß bezweifeln.

Aber er faßt ſich. Denn alle Aufklärungsmittel des Verſtandes und alle Veredelungsmittel des Herzens, das weiß er, können den Menſchen zur Sittlichkeit vorbereiten, nicht nöthigen.

Die Robertspierren, die Marats, die Col-lot d' Herbois, hätten ſie ihre eigne Epoche über-lebt, würden durch die unſeligen Folgen ihrer Revolu-zions-Philoſophie, dieſer ungeheuren Verdrehung großer Grundſätze zu den zerſtörendſten Zwek-ken, nie zur Beſſerung geleitet worden ſeyn: würden, höchſt wahrſcheinlich, auch unter der Regierung des Bonaparte, nur Meuterer und Mit-Verſchworne der Erfinder der gegen ihn gerichteten Höllen-Maſchine ge-weſen ſeyn.

Aber welche Nazion Europens würde jetzt noch, die Axiomen jener verabſcheuungswürdigen Revolu-zions-Philoſophie in der einen, die Geſchichte der Terro-rismus-Epoche in der andern Hand, eine gänzliche Umſtürzung ihrer bürgerlichen Verfaſſung wagen?

Erfahrungen, die für den Sünder ſelbſt verloren ſind, müſſen oft nur andern nützen.

§. 4.
Sittlichkeit.

Wenn wir oben als die charakteriſchen Eigenthümlichkeiten der überfeinerten Sittlichkeit anzeichneten — moraliſche Sophiſtik, Schwelgerey, gränzenloſen Egoismus, Ueppigkeit und Frivolität, Lüderlichkeit, und Ruchloſigkeit; ſo müßten wir die menſchliche Natur und ihre Beharrlichkeit in gewiſſen einmal angenommenen Formen wenig kennen, wollten wir hier behaupten, daß durch die Verſittlichung, gleichſam auf der Stelle und zur Stunde, die moraliſche Sophiſtik in feſte Grundſätze der reinen Moralphiloſophie, die Schwelgerey in Mäßigkeit, der engherzige Egoismus in allgemeine Menſchenliebe und Weltbürger-Sinn, Frivolität in wahre Schätzung der Dinge und in moraliſche Würdigung der Menſchheit, Lüderlichkeit in Enthaltſamkeit, und Ruchloſigkeit in heilige Schaam vor Unrecht und vor Frevel, übergehe.

Deſſen ungeachtet kann das, was wir in dem §. 1. von den phyſiſchen Anlagen ſagten, auch auf die Sittlichkeit angewendet werden. Das Innere des Menſchen iſt ein ſehr zuſammengeſetztes, aber auch ein innigſt-zuſammenhängendes Ganze. Umſchaffung der phyſiſchen Modifikazionen im Menſchen zieht Umſchaffungen in ſeinen ſittlichen nach ſich: zur Beſonnenheit zurückgekehrte Vernunft und beſſerer Wille bilden nur Ein großes Verſittlichungs- oder (mit den alten

Theologen zu reden) Bekehrungs-Prinzip, und der ganze Menſch kann wenigſtens mit Einmal ein ganz andrer ſeyn: wenn gleich die neuen Grundſätze ſich nur nach und nach in dem Gemüth befeſtigen, die alten Neigungen nach und nach geſchwächt, die verleiteten Triebe nur nach und nach in das verlaſſene Gleis der Natur eingelenkt werden können.

Und die bis dahin betäubte Vernunft zur Beſonnenheit zurückzuführen, den durch Laſter-Frohn gefangenen und gefeſſelten beſſern Willen zu entbinden und zu neuer Energie emporzuheben — dazu ſind die traurigen Erfahrungen von dem Verderblichen, Entehrenden und Sträflichen jener Extreme menſchlicher Ausartung recht eigentlich gemacht.

Die Annalen menſchlicher Ausartung, und die Annalen menſchlicher Veredelung ſind beyde gleich-belehrende und gleich-heilſame Erbauungsbücher für die Tugend: ſie wird durch den Anblick der Häßlichkeit des Laſters, wie durch die Beſchauung ihrer eigenen Vortrefflichkeit (um den Ausdruck des Ariſtoteles vom Trauerſpiel in die Moral zu übertragen) gereiniget, im Abſcheu vor dem Böſen, in der Anhänglichkeit an das Gute geſtärkt.

§. 5.

Kunſtgeſchmack.

Eine veränderte Art zu genießen, die Dinge zu beurtheilen, und zu handeln, erzeugt auch neue Modifikazionen des Kunſtgeſchmacks. Sind die erſtern die

richtigern in ihrer Gattung, ſo ſind es auch dieſe in der ihrigen. Der Verſittlichte kann nicht den verzärtelten Geſchmack des Weichlings, den rohen des Schwelgers, den verzierten des Frivolen, den profanen des Lüderlichen und Ruchloſen haben. Denn das Aeſthetiſch-Schöne (ſagen wir mit Rouſſeau) iſt das angeſchaute Moraliſch-Gute.

Betrift indeſſen der verſchlimmerte Geſchmack blos gewiſſe äußerliche Formen der Darſtellung, z. B. das Witzig-Froſtige, das Gekünſtelte in Sentenzen, das Uebertriebene in Gleichniſſen; ſo iſt er allerdings mit der Verſittlichung noch verträglich, und dieſe wird, als ſolche, keine Veränderung in demſelben hervorbringen.

Aber es erſcheine, eben in der Epoche des verſchlimmerten Geſchmacks, ein ausgezeichnetes Genie in der Gattung des Großen, wie Corneille; oder in der Gattung des Sanften und Rührenden, wie Racine! laſſe jener vor den Augen eines verwöhnten Parterres ſeinen Cid, dieſer ſeine Phädre aufführen! und das neue Licht wird den Geblendeten die Schuppen vom Auge wegſchimmern: die neuen Melodien werden ſelbſt die von den alten Disharmonien noch gellenden Ohren entzücken: die Herzen werden in den natürlichen Darſtellungen ſich ſelbſt erkennen, und ſympathiſiren.

So mächtig wirkt das Gefühl des wahren Schönen in der Kunſt! ſo mächtig ſiegt es Künſteley und Unnatur zu Boden! freilich nicht in allen Gemüthern gleich kräftig, und wie mit Einem Streich. Noch nach der

Aufführung seines Cid huldigte der große Corneille dem verwöhnten Geſchmack des franzöſiſchen Publikums, als wenn er ſich mit demſelben wegen ſeiner neu-zu-bewirkenden Veredlung des Geſchmacks ausſöhnen wollte, durch die Tragi-Comödie Clitander, welche ganz in dem geſchrobenen, froſtig-witzigen Styl ſeiner Vorgänger geſchrieben war. Aber bald riß ſein Genie das Publikum mit ſich fort; und er beherrſchte es unbeſchränkt.

Theorie der Kunſt und Kritik mögen durch die vergleichende Zuſammenſtellung des Beſſern mit dem Schlechtern ihre Grundſätze berichtigen, ihre Reſultate vermannigfaltigen. Aber nur durch aufgeſtellte große Muſter kann der herrſchende Geſchmack in den redenden, wie in den zeichnenden Künſten, verbeſſert werden.

§. 6.

Bürgerliche Verfaſſung.

Möge die Verfaſſung, welche durch die Verunſittlichung einer ganzen Nazion, oder eines großen Theils derſelben, hervorgebracht worden, monarchiſch oder oligarchiſch, ariſtokratiſch oder demokratiſch ſeyn: die guten Wirkungen der Verſittlichung werden in allen gleich ſeyn: Verminderter Druck des Volks, Beſtrafung ſeiner Plager, Einſchränkung der bisherigen Machthaber, feſtere Anziehung der bisher zu ſchlaff gehaltenen Zügel der Regierung, oder weiſe Nachlaſſung der zu ſtraff gehaltenen, Oekonomie des Staats ſtatt

der vorigen Verſchwendung, Liberalität ſtatt des vorigen Kargegeiſtes.

Beyſpiele zu allen dieſen politiſchen Modifikazionen liefert uns, wenn nicht immer die Regierungsgeſchichte, wenigſtens der Regierungsantritt ſo manches jungen Fürſten in monarchiſchen Staaten, welcher die Fehler der vorigen Regierung zu verbeſſern ſtrebt; ſo mancher neu-aufkommenden Parthey in ariſtokratiſchen oder oligarchiſchen Staaten, wie z. B. in Schweden nach dem Tode Carls XII. Mit der Regierung der Vorgänger zu contraſtiren, iſt in der neuen das erſte Geſetz: worüber dann nicht ſelten andre, und eben ſo weſentliche Gebrechen des Staats, vergeſſen werden.

In die Nazion geht, in dem monarchiſchen, wie in dem republikaniſchen Staat, mehr oder weniger, immer einiges von dem herrſchenden Geiſt der Machthaber hinüber: wenn gleich der bekannte Claudianiſche Spruch:

Regis ad exemplum totus componitur orbis.

Nach dem Beyſpiel der herrſchenden Macht formt ſtets ſich die Volkswelt.

manche Einſchränkung erleidet.

§. 7.

Religion.

Bisher waren die beſſern Volksbeherrſcher immer auch die ſorgfältigern Aufrechthalter der öffentlichen Gottesverehrung: auch ſcheint es der Vernunft gemäß zu ſeyn, daß ſie es zu allen Zeiten ſeyn müßten, wo-

fern wir anders nicht die allerneuſten teutſchen Mode-Philoſophen auf die Thronen ſetzen wollen. Sogar in Frankreich, wo der Atheismus Syſtem, der Unglaube Maxime, und Ruchloſigkeit herrſchender Geiſt geworden war, ſcheint man die Wiederherſtellung der öffentlichen Gottesverehrung, als eine nothwendige Verbeſſerungsmaßregel der bisherigen Geſetzloſigkeit, zu fühlen.

Das einzelne verſittlichte Individuum kann in dem Syſtem des Deismus, wie in dem Syſtem des Super-Naturalismus, oder auch, wenn ihm ein gewiſſer Grübelgeiſt natürlich iſt, in der unbedingten Reſignazion des Skeptizismus, gleiche Beruhigung finden. Denn knaben-artige Schwärmerey der Kantianer war das Axiom ihres neuen Moral-Syſtems, daß der moraliſchere Menſch immer auch der gottgläubigere ſeyn werde: da es, wie bekannt, von je her höchſt-edle Menſchen-Charaktere gab, und noch immer giebt, welche weder Gott, noch Vorſehung, noch Unſterblichkeit glauben: indem dieſer Glaube von gewiſſen Modifikazionen der Denk- und Empfindungsweiſe abzuhängen ſcheint, welche die Philoſophie bis dahin zu erforſchen noch nicht der Mühe werth geachtet.

§. 8.

Die Epoche der Verſittlichung kann als eine fortgeſetzte, aber immer feſter begründete, immer mehr ſich vollendende Verfeinerung angeſehen werden.

Der Leſer ſieht es, aus unſerer geſammten Darſtellung der Epoche der Verſittlichung, daß das

Schwankende, Unbeſtimmte, Ungewiſſe der Verfeinerung, ſelbſt durch die traurigen Thatſachen und Erfahrungen der Verunſittlichung, mehr Beſtimmtheit, Feſtigkeit, Gründlichkeit erhält; daß jede ihrer ſchönen Modifikazionen, z. B. Aufklärung, Hang zu geiſtigen Vergnügen, u. ſ. w. dadurch geläutert, jede ihrer ſchlimmern, z. B. Klügeley, Vergnügungsſucht, Eitelkeit und Glanzſucht, u. ſ. w. in die gehörigen Gränzen, welche durch die Verunſittlichung ganz niedergeriſſen wurden, zurückgewieſen, und in dieſer weiſen Gränzbeſtimmung befeſtiget wird; daß alſo, in Hinſicht auf die allgemeine Ausbildung der Menſchheit, die Epoche der Verunſittlichung als eine kräftige Warnung vor Ausartung, die Epoche der Verſittlichung als eine ſichere und feſtere Fortführung der begonnenen Ausbildung angeſehen werden muß.

§. 9.

Allgemeiner Zuſtand des gegenwärtigen und wahrſcheinlich auch des künftigen Menſchengeſchlechts.

Zwiſchen Verfeinerung, Verunſittlichung und Verſittlichung, ſchwanket dann das aufgeklärtere Menſchen-Geſchlecht unaufhörlich in der Mitte; hat bald im Ganzen, bald in einzelnen Theilen ſeiner Cultur, mehr von jener, und mehr von dieſer; eignet ſich dieſelben Modifikazionen bald im größeren, bald im geringeren Grade an, und entwickelt dabey ſein Gutes, wie ſein

Böſes,

Böſes, bald in alten, bald in neuen Formen, immer vielſeitiger und immer feiner. Seine Neigungen, ſeine Leidenſchaften, ſeine Unarten — bleiben dieſelben; ſeine Einſichten in das, was zu ſeiner wahren Beglükkung dient, werden immer heller und ausgebreiteter, ſo wie ſeine techniſchen Erfindungen ihm dieſe Beglückung immer mehr erleichtern: ſein Drang, alle äußerlichen und erkünſtelten Feſſeln des bürgerlichen Glücksgenuſſes wegzuſprengen, wird immer kühner: und mehr durch dieſe helleren Einſichten, durch dieſe gemeinnützige techniſchen Erfindungen, durch die einſtweiligen glücklichen Erfolge dieſes Dranges nach Verbeſſerung, als durch das wirkliche Moraliſch-Beſſerwerden der Menſchen, bildet ſich allmählich ein gewiſſer, aber unverkennbarer Fortſchritt der Humanität, oder der bürgerlichen und häuslichen Sittlichkeit, welche den Grund zur wahren ſittlichen Veredelung enthält, aber es ſelbſt noch nicht iſt. (S. §. 7. 8. Abſchnitt XV.)

§. 10.

Möglich-größte Verbreitung der Humanität oder Sittſamkeit unter die Bewohner der Erde, nicht aber kategoriſche Sitten-Reinheit der einzelnen Individuen oder größerer Menſchen-Klaſſen, muß als der Zielpunkt unſrer irdiſchen Vervollkommnung angeſehen werden.

Dieſer Satz iſt gleichfalls ein Axiom der Philoſophie der Culturgeſchichte, und verdient daher eine gründliche Erörterung.

Hervorbringung kategoriſcher Sitten = Reinheit durch äußerliche Mittel haben wir zuvörderſt in dem angeführten §. 8. als unmöglich beſtritten, und eben ſo in andern Stellen des Werks den unausſprechlich = lokkern Zuſammenhang zwiſchen Erweiterung und Erhellung der Einſichten des Verſtandes, und zwiſchen Veredlung der Geſinnungen und Handlungen des Willens beherziget.

Ferner: Wenn auch eine ſolche ächte Sittlichkeit in einzelnen Menſchen ſtatt finden kann; ſo läuft's doch aller Wahrſcheinlichkeit menſchlicher Thatſachen entgegen, daß ſie in größeren Menſchenhaufen zu erreichen ſtände. Ungleichartige Neigungen, entgegenſtrebende Leidenſchaften, einander durchkreuzende Intereſſe werden immer in jeder gemiſchten, größeren oder kleineren Geſellſchaft, den großen Haufen zu dem ſchlimmeren Theil machen.

Endlich: Die Vernunft ſieht es eben ſo wenig ein, wie ein durchaus gutes und zur höchſten ſittlichen Veredlung angeſtrebtes Menſchengeſchlecht auf dem bisher eingeſchlagenen Wege der Cultur fortwandeln könne, als wie die phyſiſche Welt ohne Stürme, ohne Erdbeben, ohne phyſiſche Uebel überhaupt, fortdauren könne.

So werden z. B. große Genies, deren Einwirkung auf die Menſchheit in jeder Epoche der Bildung höchſtwichtig iſt, beſonders, wenn es ihre Beſtimmung mit ſich bringt, durch Thatkraft auf große Menſchenmaſſen zu wirken, ſelten ohne regelloſe Leidenſchaften des Ehrgeizes, des Eigennutzes, gefunden werden. So würde

die Tugend ſelbſt an den gänzlich=ausgerotteten Laſtern ihren vorzüglichſten Wetz= und Prüfeſtein verlieren.

Demnach kann kategoriſche Sittlichkeit weder den einzelnen Menſchen, noch größeren Menſchengeſellſchaften, als der höchſte Zielpunkt vorgeſteckt werden, zu welchem die Natur das ganze Menſchengeſchlecht hinleitet: wenn gleich kategoriſche Sittlichkeit das ſelbſtgewählte höchſte Ziel des Strebens jedes menſchlichen Individuums bleiben muß.

Dieſer höchſte Zielpunkt kann alſo auch nichts anders ſeyn, als eine immer=allgemeinere Ausbreitung und Veredlung der Humanität, oder der Sittſamkeit und Tugend=Artigkeit (die Begriffe davon ſind oben genau beſtimmt), wodurch nothgedrungene Laſter immer ſorgfältiger erſchwert, vorſätzliche verhütet, ſie, die Tugend ſelbſt, die reine, allein=ächte, erleichtert wird.

Wir beſchließen nunmehr dieſes zweyte Buch ſehr zweckmäßig mit der Darſtellung des Ideals einer ſolchen Verfaſſung des Menſchengeſchlechts, welches der möglich=harmoniſchen Entwickelung menſchlicher Kräfte, der Beförderung wahrer Sittlichkeit, und menſchlicher Glückſeligkeit am meiſten zuſagt.

Siebzehnter Abſchnitt.

Charakter-Darſtellung der Verſittlichung, im weiteſten Umfange des Begriffs, als Ideal menſchlicher Vervollkommnung betrachtet.

Daß wir auf das ſchwärmeriſche Ideal eines durchaus-verſittlichten Menſchengeſchlechts — eines Menſchengeſchlechts alſo, in welchem zwiſchen Sinnlichkeit und Vernunft keine Disharmonie, zwiſchen Wille und That kein Mißverhältniß, zwiſchen dem Intereſſe des Einzelnen und dem Intereſſe des allgemeinen Wohls kein Unterſchied und kein Widerſpruch ſtatt fände — Verzicht thun, und aus Gründen Verzicht thun, haben wir oben unzweydeutig erklärt, und eben jetzt unſre Gründe für einen andern Zielpunkt des nach Vervollkommnung ſtrebenden Menſchlechts, als dieſes Ideal, vorgelegt.

Laſſet uns alſo, ſtatt deſſen, ein Muſterbild aufſtellen von derjenigen Verfaſſung des Menſchen-Geſchlechts, in welcher es ſeine Kräfte am harmoniſchſten entwickeln, am wenigſten leiden, am meiſten genießen, am wenigſten dem Laſter ergeben ſeyn, am meiſten der Tugend huldigen würde: oder wo es (um mit Condorcet zu reden) von allen Feſſeln ſeiner bisherigen Dränger befreyt, der Herrſchaft des Zufalls ſelbſt entzogen, und mit feſtem, ſicherem Schritt auf dem

Wege der Wahrheit, der Tugend und Glückſeligkeit wandelnd, dem philanthropiſchen Beobachter ein Schauſpiel darbietet, welches ihn für alle die Irrthümer, Verbrechen und Frevel tröſtet, die ſeine ſechstauſendjährige Geſchichte ſo tragiſch entſtellen!

Zufall, Vorurtheil, und Leidenſchaft beherrſchen die Menſchen: alle drey, geſetz- und regellos, machen ihr Elend und ihre Laſter.

Daher müſſen ſie beſtrebt ſeyn:

1) In alle Zufälligkeiten ihres irdiſchen Looſes, ſo viel möglich, vernünftige Zweckmäßigkeit zu bringen.

2) Sich von Vorurtheilen zu reinigen, und die Dinge nach ihrem wahren Werth zu ſchätzen.

3) Die Leidenſchaften der zur Geſellſchaft verbundenen Menſchen, ſo viel mit der allgemeinen Freyheit beſtehen kann, dem Gehorſam des Sitten-Geſetzes zu unterwerfen.

§. 1.

Wie wird in die Zufälligkeiten der menſchlichen Dinge die möglich-größte Zweckmäßigkeit gebracht?

Durch Erziehung werden zuvörderſt die von der Hand der Natur in die menſchlichen Geiſter wie auf's Gerathewohl geſtreuten Saamen jeder ſchönen und herrlichen Kraftäußerung hervorgerufen, und zu ihrer Entwickelung geleitet. Allgemeine Menſchenbildung zu dem Rechten, Guten und Schönen geht allem

übrigen vor: nächſt ihr aber muß theils auf die beſondern Anlagen der Zöglinge, theils auf die, dieſen Anlagen entſprechenden, oder wenigſtens wahrſcheinlichen künftigen Lebensverhältniſſe Rückſicht genommen werden. Eine einzige Original-Kraft der Natur im Menſchen, zur vollen Reife gefördert, bereicherte oft unſer Geſchlecht mit den wichtigſten Erfindungen, war ſein Ruhm und ſein Stolz. Deswegen ſollten in jeder Erziehungs-Anſtalt die Fähigkeiten der Zöglinge ſorgfältig ausgeprüft, und, ſo viel durch die Umſtände geſchehen kann, jeder ausgezeichnete Geiſt in die ihm von der Natur ſelbſt angewieſene Laufbahn verſetzt werden. Zu geſchweigen, daß Charaktere dieſer Art nur durch die Entwickelung der in ihnen ſchlummernden Anlagen ſich glücklich, ohne dieſe, unglücklich fühlen, und, verwahrloſt, nicht ſelten, aus dem Ruhm des Menſchengeſchlechts ſeine Schande werden. Die Unterſcheidungen in Gelehrte-, Bürger-, Kaufmanns-, Erwerb-, Handwerks-, Mädchen-Schulen u. ſ. w. dienen, die menſchlichen Kräfte ſchon frühe auf beſtimmte Ziele hinzurichten, und ſie in das Gleis einzuleiten, in welchem ſie einſt zur Zufriedenheit der Geſellſchaft mitwirken ſollen.

Zu nützlichen Zwecken vorbereitet, tritt der herangewachſene Menſch in die Geſellſchaft, und ſucht, durch einen, ſeinen natürlichen oder erworbenen Geſchicklichkeiten angemeſſenen, Wirkungskreis, ſich Selbſtſtändig-

keit in derſelben zu verſchaffen. Ungünſtiges Zuſammentreffen der Umſtände, Mangel an Geldvorſchub, Neid und Tücke ſind ihm entgegen. Ein Rettungs-Inſtitut, dem er Zeugniſſe ſeines Talents und ſeiner Ordnungsliebe vorlegt, entreiße ihn der Verlegenheit! Dieſem Inſtitut bleib' er auch empfohlen, wenn Krankheit ihn aufs Lager ſtreckt, oder wenn ſonſt unverſchuldete Zufälligkeiten ihn im Wohlſtande zurückbringen, oder auch wenn der Ertrag ſeiner Arbeit zur Unterhaltung einer zahlreichen Familie nicht hinlangt.

Vor andern mache man die Beförderung der Ehen und Verheirathung geſunder, wirthſchaftlicher Mädchen zum Augenmerk. Ein eignes ſittliches Ehe-Collegium wache darüber: jeder anſtändige Vater müſſe ſich wegen Verheirathung ſeiner wohlgezogenen Töchter, jeder anſtändige Mann wegen einer ihn beglückenden Lebensgefährtin, mit Zuverſicht an daſſelbe wenden können. Es habe Kenntniß von dem Stande, der Perſon, den wahrſcheinlichen Vermögens-Umſtänden der zu Verheirathenden! es verhehle dieſe Verhältniſſe keinem der Werbenden! So wird ein nicht kleiner Theil ſtill-erzogener weiblicher Geſchöpfe, die nun zu keines Mannes Kunde kommen, durch eine Heirath beglückt werden und ſelbſt beglücken! So wird guten Eltern eine der kummervollſten Sorgen erleichtert werden. So wird ſich manches glückliche Eheband knüpfen, welches nun ungeknüpft bleibt. Denn was wollet, was könnet ihr den zerſtörenden Ausſchweifungen des Geſchlechtstriebes zweckmäßiger

entgegenſtellen, als — glückliche Ehen? Wodurch allen den Ruchloſigkeiten vorbeugen, welche gewöhnlich im Gefolge dieſer Ausſchweifungen erſcheinen, als durch das häusliche Still-Leben? Wodurch die natürliche Rohigkeit der Menſchen zähmen, beſänftigen, als durch Familien-Glück?

Die Wittwe finde einen Verſorger, die Waiſe einen Vater und Erzieher in dem Staat!

Den verdienſtvollen, aber verlaſſenen Greis oder die Greiſin, nehme ein Prytaneum auf, und pflege ſie, den kleinen Reſt ihrer Tage hindurch, bis zum Grabe! Die Gebrechlichen, die durch Krankheit zu Geſchäften Untauglichen, verleben ihre Tage, oder warten die Wiederherſtellung ihrer Geſundheit ab, in öffentlichen Pflege-Häuſern!

Höchſt ſchätzenswerthe Vorſchritte hat die menſchliche Geſellſchaft, beſonders in den letztern Rückſichten, ſchon gethan. Durch den Calcul der Wahrſcheinlichkeit haben ſich Wittwen-Caſſen, Heiraths-Caſſen, Geſinde-Krankenhäuſer, Aſſekuranz-Geſellſchaften u. ſ. w., ſo wie andre menſchenfreundliche Anſtalten durch allgemeine Wohlthätigkeit, geſchaffen, und dauren und beſtehen ohne alle Laſt des Staats. Und faſt kömmt es mehr auf erweiterten Gebrauch der ſchon daſeyenden Rettungsmittel, als auf Erfindung neuer an.

Ueberhaupt aber werden die Vorſteher und Leiter des Menſchengeſchlechts nie ſorgfältig genug ſtreben

können, durch zweckmäßige Einrichtungen dem drohenden Elende der Menſchen vorzubeugen, dem wirklichen abzuhelfen: welches insbeſondere auch durch jede mögliche Verbeſſerung in der Geſetzgebung und Staatsverwaltung geſchehen muß. Denn nur von drückendem Elende befreyt, entwickeln wir ungehindert unſre Kräfte, genießen, ſo viel innerhalb unſerm Genußkreiſe liegt, unverkümmert der Güter der Natur, und entgehen, durch beydes, der Verſuchung zum Laſter, — welches uns freilich noch auf manchem andern Wege Schlingen legen kann. Aber Thätigkeit, verbunden mit einigem Genuß, iſt doch eines der ſicherſten und allgemeinſten Verwahrungsmittel gegen das Laſter.

§. 2.

Wie werden Vorurtheile am beſten ausgerottet, und heilſame Aufklärung verbreitet?

Die Erziehung, in ſo fern ſie die allgemeine Menſchen-Bildung betrifft, legt allerdings den Grund zur Aufklärung und zu den praktiſch-nützlichen Einſichten über Verhältniß und Werth der Dinge. Den Religionsvorurtheilen iſt, ſelbſt bis dahin, in den Schulen glücklich entgegengearbeitet worden. Aber gewiſſe Vorurtheile über Stand, Macht, Reichthum, Glücksgüter, über die Kunſt, ſein Glück zu machen, wirken, mit aller ihrer eigenthümlichen Verführung, erſt durch geſellſchaftlichen Umgang und im ſpäteren Alter: und jetzt erſt kann ihnen daher auch allein nur durch Aufklärung

am beſten entgegengewirkt werden. Eben ſo bedürfen die Menſchen auch, um ſelbſtbereitete Uebel zu verhüten, eines gewiſſen Unterrichts über Diätetik, über die möglich-zweckmäßige und möglich-vortheilhafte Bearbeitung ihres Gewerbes, über Verfaſſung, Geſetzgebung und Verhältniß des Unterthans zur Landes-Obrigkeit: Belehrungen, welche offenbar unendlich-erſprießlich, theils durch öffentlichen Unterricht in Predigten, theils durch beſtimmte Vorleſungen, theils durch Verbreitung gemeinnütziger Schriften, den Lehr-Bedürftigen beygebracht werden können.

Der Geiſt des Lichts und des Denkens kann überhaupt keinem, auch nicht den niedrigſten Ständen, ſchädlich werden, wenn gleich das letztere einſtweilen behauptet worden. Richtige Einſicht in die Natur der Dinge, mit welchen wir umgeben ſind, iſt das Licht, bey deſſen Schein wir alle am ſicherſten durch das Leben wandeln: und jeder wahre, rein-aufgefaßte Gedanke iſt eine neue Regel zu wohlgeordneten Handlungen, oder bereitet wenigſtens dazu vor.

Gelehrte Unerſättlichkeit der Wißgier aber wird ſelten in Geiſtern entbrennen, die, von den früheſten Jahren an, einen ganz andern Weg, als den des Forſchens und Denkens wandelten, deren alle Talente und Fertigkeiten mehr auf das praktiſche, als auf das ſpekulative gerichtet waren.

Ueberdem findet der unpartheyiſche Beobachter, daß weder das blos contemplative, noch das blos prak-

tiſche Leben den Wünſchen, ſo wie allen Zwecken der reinen Menſchen=Natur, aber wohl eine Miſchung von beyden, entſpricht. Mithin gehört Unterhaltung des Denkgeiſtes zu den nothwendigen Bedürfniſſen des veredelten Geſchäftlebens.

In dem gemeinen Mann den Denkgeiſt wecken und ſtärken, heißt ſeinen leidenſchaftlichen Theil durch den denkenden beſchwichtigen, heißt, ihm Gelegenheit darbieten, einige Erhohlungsſtunden mit geiſtiger Unterhaltung auszufüllen, die er ſonſt grob=ſinnlichen Schwelgereyen gewidmet haben würde, heißt, ihm einen Zug des edleren Menſchen=Charakters anprägen.

Man wende nicht ein, daß durch die ſteigende Cultur der Mechanismus der Technik immer zuſammengeſetzter werde; daß das Getriebe dieſes Mechanismus eine immer größere Anzahl von Menſchen zu ſeinem Umſchwunge erfodere; und daß daher die ſteigende Cultur ſelbſt eine nothwendige Urſache der Uncultur von wenigſtens zwey Dritteln des Volks in der Mitte des aufgeklärten Menſchengeſchlechts enthalte, als welches durch die Anſtellung bey dem Getriebe jenes Mechanismus unwiderruflich zur Gedankenloſigkeit und Geiſtesſtumpfheit verurtheilt ſey.

Ich erinnere hier zuvörderſt an das, was ich im erſten Theil von der Natürlichkeit mechaniſcher Beſchäftigungen ſelbſt für die thätigſten Geiſter, und von der

allgemeinen Anlage dazu geſagt: und wie wohlthätig es für den großen Haufen beſonders iſt, daß mechaniſche Geſchäftigkeit ſein Tagewerk, Geiſtesthätigkeit nur Neben-Sache für ihn ausmacht.

Dann aber bemerk' ich ferner: daß die Kunſt, wie die Erfahrung lehrt, immer glücklicher in Erfindung von Maſchinen iſt, durch welche Menſchenkräfte, wenn gleich nicht entbehrlich gemacht, doch anſehnlich geſchont und geſpart werden.

Endlich aber glaub' ich aus ſo manchen Phänomenen, welche ſich jetzt ſchon äußern, den Schluß ziehen zu können: daß die arbeitende Klaſſen der Nazionen dereinſt durch die Steigerung der nothwendigen Bedürfniſſe des Lebens, deren Preiſe ſie zum Theil ſelbſt beſtimmen, und bey deren Erhöhung gewöhnlich nur die verzehrende, nicht die arbeitende Klaſſe verliert, nach und nach entweder eine oder einige Stunden des Tages weniger, als bisher, ihr mechaniſches Geſchäft betreiben, oder in jeder Woche einen oder anderthalb Tage mehr, als bisher, ſich von dieſen Geſchäften werden losſagen, und feyern können; ohne dadurch dem Arbeitsertrag für ihren und ihrer Familie Unterhalt Abbruch zu thun: wovon wir ſchon jetzt an einem großen Theil unſrer Berliniſchen Handwerker die Beyſpiele ſehen, welche zu der Sonntags-Feyer gewöhnlich auch noch die der Montags- und Mittwochs-Nachmittage hinzuthun.

Bey einigem Unterricht in den frühern Jahren, und bey einiger Rege des Denkgeiſtes, würd' es alſo

dieſer Menſchen-Klaſſe nicht an Zeit, und, bey dieſem Reichthum an Cultur-Mitteln, auch nicht an Gelegenheiten fehlen, ihr mechaniſches Geſchäftsleben durch einige — Geiſtesbewegung gleichſam — zu veredeln, und ſich der Zahl der beſſern Geiſter anzuſchließen: wovon die Beyſpiele in unſern Tagen auch nicht ſelten ſind.

Uebrigens wird der Staat wohl thun, die Zahl mechaniſcher, durchausgeiſtloſer Beſchäftigungen ſo viel möglich zu verringern: wie man unter andern der preußiſchen Regierung den Vorſchlag gethan hat, die ungeheure Anzahl von Copiſten zu vermindern. Eben ſo behielt der berühmte Pombal bey dem Antritt ſeines Miniſteriums, von 3000 Copiſten, die er vorfand, nicht mehr als 30 bey.

Denn dieſe ununterbrochene Geiſtloſigkeit der Beſchäftigung verbreitet nicht nur eine gänzliche Betäubung und Dumpfheit über den denkenden Theil des Menſchen, ſondern ſcheint auch ſeinen leidenſchaftlichen Theil, gerade durch die gezwungene Unthätigkeit, in welcher ſie auch dieſen erhält, gelegentlich nur zu deſto rohern Ausbrüchen zu reizen: indem das Gemüth, welches ſich, bey jenem unſeligen Mechanismus, in einem Zuſtande findet, den man = 0 ſchätzen könnte, durch irgend eine zundervolle Veranlaſſung in heftige Bewegung geſetzt, nicht Maaß und nicht Gewicht kennt.

§. 3.

Wie werden die Leidenſchaften der zu Geſellſchaften verbundenen Menſchen, ſo viel mit der allgemeinen Freyheit beſtehen kann, möglich⸗enge beſchränkt, und dem Gehorſam des Sittengeſetzes unterworfen?

Gäb' es eine Regierung, welche es ſich zu ihrem eigenthümlichen Augenmerk machte, die Sitten der Nazion zu verbeſſern; ſo würde ihr Wahlſpruch kein anderer ſeyn, als der: „den Leidenſchaften der Menſchen die Hände zu binden, damit ſie nicht Böſes thun können, und ſie ihnen frey laſſen, um Gutes zu thun."

Eine ſolche Regierung der Sitten, wenn wir ſie ihren Cenſor⸗Stuhl neben dem Thron der politiſchen ſetzen laſſen wollten: welche Maaßregeln würde ſie befolgen? Welche Geſetze anſchlagen? Was würde ſie in unſern gewöhnlichen bürgerlichen Verfaſſungen ändern? und was hinzuthun?

Der vollziehenden, geſetzgebenden und richterlichen Gewalt unterworfen, würde ſie die Mängel von allen dreyen erſetzen: indem jede derſelben ſich nicht über das Gebiet der bürgerlichen Verfaſſung hinaus erſtreckt; ſie aber bis in das Reich der Sitten, der beſondern Lebens⸗ und Handlungsweiſe der Bürger in ihrem Privat⸗Kreiſe, ihren Richtſtuhl überträgt: und über moraliſche Tugend und Laſter, wie jene über bürgerliche, Ausſpruch thut.

So waren die Sitten in den alten Republiken, nicht, wie bey uns, etwas Zufälliges, oder dem Wurf

der Umſtände und der Laune menſchlicher Leidenſchaften überlaſſen: ſie waren nicht, wie bey uns, einer allgemeinen, unbeſtimmten Aufſicht unterworfen, welche damit zufrieden iſt, wenn ſie die ſtrafbaren Fälle, welche allenfalls zu ihrer Kunde gebracht werden, richtet und ſtraft, ohne ſich zu beſtreben, ihnen vorzubeugen. Der Laſterhafte, welcher den Strafgeſetzen keine Blöße gab, war deswegen nicht ganz der öffentlichen Ahndung entzogen: es war, um untadelhaft zu ſeyn, nicht hinreichend, daß man kein Geſetz förmlich übertreten hatte. Die Vergeſſenheit des Wohlſtandes und die Regeln der Ehrbarkeit; die Vergeſſenheit deſſen, was man ſich ſelbſt, und des Beyſpiels, welches man andern ſchuldig iſt; der Aufwand, die übertriebene Weichlichkeit, die unbeſonnene Spielſucht, die Verſchwendung, die Grauſamkeit gegen Hausgenoſſen, kurz alles, was eine Verwahrloſung der Sitten anzeigte, alles, was ein böſes Beyſpiel geben konnte — ward durch einen beſondern Richterſtuhl (bey den Römern das Cenſor=Amt genannt) gehemmt und zurückgehalten, ein Amt alſo, welches ſich mit der Kenntniß und Beurtheilung der Privat=Sitte des Bürgers beſchäftigte.

Laßt uns verſuchen, in unſern Staaten etwas dieſer Sitten=Cenſur ähnliches zu verwirklichen! Dieſer Cenſur, welche dem römiſchen Staat in ſeinen frühern Epochen ſo weſentliche Dienſte leiſtete: (Religion und Sitten, ſagt Montesquieu, erhielten ihn allein aufrecht, ſo lang er ſtand): obgleich ſie, bey vernachläßigter zeit= und zweck=

mäßiger Verbeſſerung, in der Folge ein zu ſchwacher Damm gegen das einbrechende Sittenverderbniß war.

In jeder beträchtlichen Stadt und in jedem volkreicheren Bezirke bilde man eine Magiſtratsgeſellſchaft, die mit der Anzahl der Einwohner im Verhältniß ſteht, und welcher die Aufſicht über die Sitten aufgetragen iſt. Man könnte ihr den Namen des Sittenraths beylegen! Sie beſtehe aus den durch Aufführung und Charakter ehrwürdigſten Bürgern, die ſowohl wegen ihrer Rechtſchaffenheit, als wegen ihrer Einſichten eines ausgezeichneten Rufs genießen: der Kaufmann, der Krieger, der edlere Handwerker, ſo wie eine Magiſtratsperſon oder ein Geiſtlicher, könne darin Platz nehmen, und durch die öffentliche Stimme dazu beſtellt werden, — damit aller Nachtheil vermieden werde, welcher aus dem, was man Vorurtheil des Staates oder Collegien-Geiſt (esprit de corps) nennt, entſtehen könnte.

Dieſer Sittenrath muß, ſo wie jedes Mitglied insbeſondere, mit öffentlicher Autorität bewaffnet, das Recht haben, jeden, welches Standes, Ranges und Berufs er ſey, ſchriftlich oder mündlich zu erinnern, zu ermahnen, ſogar zu tadeln; aber nur insgemein, und mit der gehörigen Schonung, jeden, von dem er mit Gewißheit, durch die allgemeine Stimme, und allenfalls durch eigne Anſicht, weiß, daß er ſich weſentlich von ſeinen Pflichten entfernt, ſich einer regelloſen Lebensart hingiebt, und andern mit böſem Beyſpiel vorgeht. Ein ſolcher Cenſor müßte in jedem Fall

von

von der Obrigkeit unterſtützt werden, wenn er in der Ausübung dieſer Pflichten irgend Hinderniſſe oder Widerſetzung fände.

Der Sittenrath müßte ferner ſeine Aufmerkſamkeit auf die tadelhaften, unanſtändigen, oder verderblichen Gebräuche richten; auf unſchickliche, oder verſchwenderiſch=koſtbare Moden; auf die gefährlichen Luſtbarkeiten; auf die unehrlichen oder unſchicklichen Handwerker; auf alle Neuerungen, die zum Verderben der Sitten führen könnten. Auch die Wachſamkeit über die öffentlichen Oerter des Vergnügens und des Zeitvertreibes würde man am zweckmäßigſten ihm übertragen: ſelbſt die Wahl der Stücke für's Theater müßte ihm überlaſſen ſeyn.

Jede frevelhafte Verachtung ſchriftlicher oder mündlicher Ermahnung müßte mit Geldſtrafen, und zwar, nach Maaßgabe des Standes und Reichthums der Uebertreter, belegt, bey hartnäckigem Beharren die Strafe verdoppelt, verdreyfacht, und endlich, im ſchlimmſten Fall, der Brandmark öffentlicher Schande durch Bekanntmachung des Namens und des Vergehens hinzugethan werden.

Auch würd' es ſehr heilſam ſeyn, wenn die Freygebigkeit des Fürſten, oder die Wohlthätigkeit der Privatperſonen, dieſen Rath in den Stand ſetzte, die ſchüchterne und beſcheidene Tugend, welche in ihm nur zu bald eine ſchöne Zuflucht entdecken würde, in ihren Bedürfniſſen zu unterſtützen, indem ſie eben vielleicht wankt, und ſie den Klippen zu entreißen, welche ſie ſo

oft auf ihrem Wege antrifft: wenn man ihm Mittel gäbe, das wahre Verdienſt in den Stand zu ſetzen, ſich nützlich zu machen, Friede und Ehre in den Familien zu ſtiften, oder zu erhalten, die oft nur an einem zu rechter Zeit gebrachten Opfer hangen.

Gewiß würde dieſer Rath die geſetzgebende Gewalt über viele und wichtige Verbeſſerungen, welche in der bürgerlichen Verfaſſung der Stadt oder des Bezirks anzubringen wären, und über die Wahl der Maaßregeln, heilſam aufklären können *).

Der Leſer wird zuvörderſt weſentliche Schwierigkeiten bey der Wahl der Sitten-Richter, als Männer von allgemein-anerkannter Unbeſcholtenheit und erprobter Tugend, finden. Aber wir denken gewiß zu klein von dem Menſchengeſchlecht, ſelbſt von dem gegenwärtigen, wenn wir bürgerliche Unbeſcholtenheit und häusliche Tugend (beyder bedarf es hier einzig: denn von Herzens-Reinheit, von dem höchſten Grad der Sittlichkeit, kann auch hier nicht die Rede ſeyn) in ſo geringem Grade verbreitet glaubten, daß nicht für jede größere Stadt und für jeden anſehnlichern Bezirk eine beträchtlichere Anzahl würdiger Candidaten zu einem ſolchen Sitten-Rath herausgefunden werden könnten. Denn kein wahreres Wort über das *Gros*

---

*) Das bisher geſagte entlehnt der Verfaſſer größtentheils aus einem, wie es ſcheint, wenig-bekannten, aber ſehr belehrungsvollen, und mit den edelſten Abſichten geſchriebenen, franzöſiſchen Werk: Du Gouvernement des Moeurs, 1785.

der Menſchen (man vergebe mir einmal dieſen franzöſiſchen Ausdruck) iſt jemals geſagt worden, als das Adam Smithſche: „Trotz aller Gewalt der Leidenſchaften, ſehen wir den bey weitem größten Theil der Menſchen ziemlich-vernünftig leben;" ich ſetze hinzu: „und einen andern, obgleich kleinern, Theil noch etwas mehr, als blos ziemlich-vernünftig." Und dieſer letztere Theil bildete dann gleichſam den Stamm zu jenen Candidaten-Wahlen.

„Angeberey, fiskäliſcher Geiſt, und allerley Arten gefährlicher Machinazionen könnten für den ſchönen Frieden des häuslichen Stilllebens nachtheilig wirken."!! Allein der eigentliche Gegenſtand des Sitten-Raths ſind ja Vergehungen, Laſter und Ausſchweifungen, die durch ihre Oeffentlichkeit ihre eignen Herolde werden, auf welche, ſo wie auf ihre Ausüber, jeder beſcheidnere Bürger der Stadt oder des Bezirks wie mit Fingern deutet; die jeder, zur Vermeidung des allgemeinen Aergerniſſes, gerügt, geahndet, in die gehörigen Schranken zurückgetrieben zu ſehen wünſchte. Und giebts nicht überall dergleichen Ausſchweifungen und Ausſchweiflinge? Sind beyde nicht ein Gegenſtand gewöhnlicher Stadtgeſpräche? Bey ſolchen Oeffentlichkeiten iſt alſo für Angeberey und fiskaliſchen Geiſt kein Spielraum. Nur die Niederträchtigkeit der Sitten-Räthe könnte ihnen einen ſolchen Spielraum ſchaffen!

Warum aber hatte das aufgeklärte Menſchen-Geſchlecht in Neu-Europa dergleichen Sitten-Räthe bis

dahin nicht? Es gab hier in der That immer etwas ähnliches; und dies war — die geiſtliche Macht: ſo lange nämlich die Geiſtlichen noch nicht von Perſonen, die ſie einſt waren, zu bloßen Worten herabgeſunken waren; ſo lange ſie, will ich ſagen, wie beſonders im Mittel-Alter, gegen große Verbrechen und Verbrecher öffentlich auftraten; Privatperſonen von berüchtigt-ſittenloſem Lebenswandel mit Kirchen-Strafen belegen, und über Könige ſelbſt Bann und Interdict ausſprechen konnten.

Der ſträfliche Mißbrauch dieſer geiſtlichen Gewalt ward ihr eigner Sturz: und ward es — nur zum Heil des Menſchengeſchlechts. Nie war ein proteſtantiſcher Geiſtlicher eine im Staat handelnde Perſon: er war immer — nur Wort.

Bey der Reformazion, welche die geiſtliche Macht in ihren eignen Mißbräuchen begrub, hätten ſich Fürſten und Geiſtliche am ſchicklichſten über die Einführung eines ſolchen Sitten-Raths vereinte Hände bieten, und die ganze Stiftung durch Religion ſanctioniren können. (Nur müßten auch alle andre Stände, und nicht blos die Geiſtlichen, in dieſem Rath ſitz- und ſtimm-fähig geworden ſeyn.)

Aber der herrſchende Grundſatz damaliger Fürſten-Politik, jede Neben-Macht zu unterdrücken, geſtattete wohl am wenigſten, irgend eine neue zu ſchaffen. Hatten doch die Fürſten ſelbſt unter der ehemaligen geiſtlichen Cenſur gar empfindlich gelitten.

Deſſen ungeachtet waren, ſelbſt unter den Proteſtanten, bis etwa noch vor vierzig, funfzig Jahren, Beichte, Abendmahl, die nichts verſchonende Freymüthigkeit einiger Prediger, die Gabe anderer, ſich das Zutrauen ihrer Gemeinde-Familien zu erwerben, nicht unbeträchtliche und nicht zu verwerfende ſittliche Cenſur-Mittel, die, obſchon einſtweilen gemißbraucht, dennoch der Zügelloſigkeit nicht ſelten heilſame Gränzen ſteckten, und einige der Zwecke glücklich erreichten, die wir unſerm Sitten-Rath vorzeichnen.

Und haben dann nicht unſre neu-europäiſche Sitten, verglichen mit denen der Griechen und Römer, eine gewiſſe Milde in Hinſicht auf die allgemeinen Pflichten der Liebe, einen gewiſſen Ernſt und heilige Scheu in Hinſicht auf die Vermeidung ſchwerer Verbrechen und Miſſethaten, wie ſie da ein Sylla, ein Marius, ein Cäſar, und andre berühmte Charaktere des Alterthums, ſich ſo häufig zu Schulden kommen ließen? Zeigt die ganze neu-europäiſche Staatengeſchichte ſeit drey oder viertehalb Jahrhunderten einen Tiber, einen Nero, einen Domitian auf? Woher dieſe Phänomene?

Es ſind die ſchönen Wirkungen einer chriſtlich-religiöſen Erziehung: es ſind die Wirkungen der Religion der allgemeinen Liebe, der Religion des heiligen und gerechten Welt-Richters. Verſpottet vom Leichtſinn, entheiligt vom Frevler, verkannt vom großen Haufen, lagen dieſe herrlichen Wirkungen des Chriſtenthums auf das chriſtliche Menſchen-Ge-

ſchlecht im Ganzen und im Großen zu tief im Weſen der Religion, als daß ſie ganz ausbleiben konnten.

Rühmet immerhin die geſicherten und befeſtigten Regierungsformen der neu-europäiſchen Staaten als einen mitwirkenden Grund dieſer preiswürdigen Modifikazion neu-europäiſcher Sittlichkeit! Aber der Religion gebührt's, als die erſte und fruchtbarſte Urſache davon, vor allen und zuerſt genannt zu werden.

Waget es, und erſticket dieſe durch die Religion in die Gemüther eingepflanzte heilige Scheu: und ihr habt — Terrorismus-Perioden, wie ſie euch da die franzöſiſche Revoluzion vor weinenden Augen aufſtellt.

So wahr iſt's, was der unſterbliche Montesquieu ſagt: La plupart des peuples d'Europe sont *encore* gouvernés par les moeurs. „Der größte Theil von Europens Völkern ward bis jetzt noch immer durch die Sitten beherrſcht und regiert;" und die ſchönſte Form dieſer Sitten verdankt ſich der Religion. „Aber (ſetzt er hinzu) wenn, durch irgend eine große Eroberung, der Despotismus bis zu einem gewiſſen Grade feſten Fuß in Europa gewinnen ſollte; dann würden nicht Sitten und nicht Klima etwas dagegen vermögen, und die menſchliche Natur würde in dieſer ſchönen Weltgegend, wenigſtens eine Zeitlang, alle die Uebel erdulden, unter welchen ſie in den drey andern Welttheilen gelitten hat." (Esprit des loix, Livr. VII, c. 8.) Von den ſchauderhaften Wirkungen eines ſol-

chen Despotismus hat uns der franzöſiſche Terrorismus einige der ſchauderhafteſten erblicken laſſen.

So gleichgültig die Aufrechthaltung der öffentlichen Gottesverehrung in unſern Tagen für die Staaten zu ſeyn ſcheinen könnte; ſo iſt doch nichts gewiſſer, als daß die gänzliche Abſtellung derſelben der gefährlichſte Angriff auf jene Herrſchaft der Sitten ſeyn würde, welche, nach Montesquieu's tief-gefühltem Ausſpruch, bis dahin unter Europens Völkern ſtatt fand, und die öffentliche Ruhe und Sicherheit mehr beſchützte, als alle militairiſche Wachen und ſtehende Heere der Fürſten.

Sucht man daher nicht dieſe Herrſchaft der Sitten durch Widerherſtellung der Achtung für die öffentliche Religion zu befeſtigen, und mit der letztern vorzüglich auch eine gewiſſe Sitten-Cenſur zu verbinden: (wozu bey dem gegenwärtigen Zuſtande der Philoſophie und der von ihrer Würde immer tiefer-herabſinkenden Theologie, beſonders aber der proteſtantiſchen, ſich keine Ausſicht zeigt); ſo müſſen irgend neue Mittel dazu ausgeſonnen werden: und der von uns vorgeſchlagene Sitten-Rath wäre ein ſolches: ob wir gleich ſelbſt zugeſtehen müſſen, daß das letztere Mittel weder an hoher Sanction, noch an fruchtbarer Wirkſamkeit mit der Religion auf keine Weiſe würde verglichen werden können, wofern man alle die ſchönen Kräfte, welche in der letztern, als Cenſur der öffentlichen Sitten betrachtet, liegen, in zweckmäßige Thätigkeit ſetzen wollte

Aber der wichtigſte Einwurf, den wir zu beantworten haben, iſt dieſer: daß wir in einer Periode, in welcher das Menſchengeſchlecht als vollbürtig und großjährig betrachtet werden ſollte, daſſelbe durch die Einführung einer Sitten-Cenſur gewiſſermaßen in den Zuſtand der Unmündigkeit verſetzen.

Hierauf antworten wir: Das menſchliche Geſchlecht iſt in jeder Epoche ſeiner Entwickelung, die der Thiermenſchheit ausgenommen, in Hinſicht auf die Wahrnehmung ſeiner eigenthümlichſten Angelegenheiten und ſeiner weſentlichſten Vortheile — (der Sittlichkeit und der Glückſeligkeit) als volljährig und mündig zu betrachten. Da aber die Leidenſchaften und Laſter der einzelnen Menſchen zu allen Zeiten ſich gleich ſind, und nicht nur Unordnung und Verwirrung in das Ganze der bürgerlichen Verfaſſung zu bringen drohen, ſondern auch durch ihre ungehemmt-verbreitete Anſteckung das innere Leben der Geſellſchaft ſelbſt allmählich verderben; ſo iſt diejenige Periode für die Periode des über ſeine wahren Vortheile aufgeklärteſten Menſchen-Geſchlechts zu achten, in welcher den Leidenſchaften und Laſtern der Einzelnen die möglich-engſten Schranken geſetzt, die öffentliche Verfaſſung von allen Seiten her geſichert, das innere Leben der Geſellſchaft, ſo viel möglich, unverderbt erhalten wird.

Und eine ſolche Periode würde die eines wohleingerichteten und allen ſeinen Zwecken entſprechenden Sitten-Rathes ſeyn.

Iſt es ferner nicht gewiſſermaßen entehrend, daß, nach der gegenwärtigen bürgerlichen Verfaſſung, der Menſch dem Staat ganz gleichgültig iſt, und von ihm blos als Bürger, als Arbeiter, als Geſchäftsmann geſchätzt und berückſichtiget wird? Anders war's ſelbſt in Rom, in Griechenland, wo z. B. bey der Wahl eines Feldherrn, eines Conſuls, eines Augur, gewöhnlich auch ſeine Sitten in Anſpruch genommen wurden, und die bisherige Lebensart der zu Wählenden gewöhnlich ein großes Gewicht in die Schaale der Entſcheidung legte.

Und wie oft iſt nicht der Wirkungskreis eines Mannes größer, als Menſch betrachtet, denn als Bürger! Wie oft ärgern, verderben und bedrängen reiche und müßige Schwelger ihre Mitmenſchen; unterdeß ſie, als Bürger betrachtet, zu dem Staat in gar keinem Verhältniß ſtehen!

Vermittelſt des vorgeſchlagenen Sitten-Raths würde dann alſo auch zwiſchen dem Staat und dem Bürger als Menſchen ein wichtiges Verhältniß geknüpft werden: und der Staat auch einen Theil der Sorge für die guten Sitten ſeiner Bürger übernehmen, da er jetzt nur höchſtens ihr phyſiſches Wohlſeyn zum Gegenſtande ſeiner Aufmerkſamkeit macht.

Noch einen Einwurf, mit welchem man uns in den Weg treten möchte, können wir nicht mit Stillſchweigen übergehn: „Das menſchliche Geſchlecht," könnte man ſagen, „müſſe in dem Maaß, als es ſich

„immer mehr erleuchte und alle ſeine Kräfte entwickele, „einer immer größern Freyheit — und wär's ſelbſt die, „Böſes zu thun — genießen, nicht aber in engere Feſ„ſeln geſchlagen werden."

Aber auch dem erleuchtetern und nach allen ſeinen Anlagen entwickeltern Menſchengeſchlecht bleiben, im Ganzen, ſeine ungeſtümen Leidenſchaften, ſeine verführeriſchen Neigungen: und alles Verderben der menſchlichen Geſellſchaft floß von je her am ſtärkſten aus dieſen Quellen. Dieſe Quellen alſo zu verſtopfen, muß man in den erleuchtetſten Zeiten am meiſten bemüht ſeyn: insbeſondre auch deswegen, weil, wie wir oft ſchon erinnert haben, das Band zwiſchen Aufklärung des Geiſtes und zwiſchen weiſer Beherrſchung der Begierden immer ſehr locker iſt, und weil, wie wir in der Epoche der Verunſittlichung geſehen, die Aufklärung ſelbſt gar gefährlich zur Sitten-Verſchlimmerung gemißbraucht werden kann.

Zum Schluß noch ein paar Bemerkungen über das Ganze unſrer gegenwärtigen bürgerlichen Verfaſſungen.

Es iſt ſchlechterdings unentſcheidbar, ob die republikaniſche, ob die monarchiſche Verfaſſung, der Beförderung der Sittlichkeit am zuträglichſten ſey? Beyde haben, auch in dieſer Hinſicht, ihre eigenthümlichen Vortheile, und ihre eigenthümlichen Nachtheile.

Wenn aber für größere Staaten die monarchiſche Verfaſſung die angemeſſenere zu ſeyn ſcheint; ſo würd' es für die Sittlichkeit monarchiſcher Bürger unendlich-erſprießlich ſeyn, ſie dem immer tiefer-freſſenden moraliſchen Krebs des Egoismus dadurch zu entreißen, daß jeder monarchiſchen Verfaſſung, etwa nach Art der engliſchen, ein weſentlicher Theil der republikaniſchen mitangemiſcht würde.

Denn der Geiſtesſchwung, welcher einem Volk das Bewußtſeyn einflößt, die Maaßregeln für ſein öffentliches Wohl mitbeſtimmen, und vielleicht ſchon genommene widerwärtige hintertreiben zu können, ſcheint mir eine unerlaßliche Bedingung der edleren Geſinnungsart einer Nazion, und die Grundlage des ächten Patriotismus zu ſeyn, von welchem alle öffentliche Sittlichkeit ausgeht, und auf welchen ſie, in der Summe, wieder zurückwirkt.

Auf gleiche Art wird der Regent ſelbſt, durch eine ſolche Verfaſſung allein nur, eine moraliſche Perſon, das heißt, einem höhern Geſetz (der Achtung für die Stimme des Volks) unterworfen: auch ihm werden die Hände gebunden, Böſes zu thun, und freygelaſſen, um Gutes zu thun: da er übrigens, beſonders bey unbeſchränkter Gewalt, über alles Geſetz erhaben iſt: ein Standpunkt unter den Menſchen, welcher von böſen Fürſten (denn der gute iſt ſich ſelbſt Geſetz) gar ſchrecklich gemißbraucht worden.

Daß die Abſtellung aller Aemter ohne Beſchäftigung, des Ranges ohne Verdienſt, der Penſionen ohne vorhergegangene Arbeiten, u. ſ. f., und eben ſo des Drucks gewiſſer Menſchenklaſſen, blos durch die Rechte der Verjährung, der Bevorrechtungen der einen, der Abgaben-Ueberlaſtung der andern, durch dieſelben Rechte, daß überhaupt Aufhebung alles Feudalismus zu den gegründetſten Wünſchen des Freundes menſchlicher Tugend und Glückſeligkeit gehören, und daß ohne Erfüllung dieſer Wünſche letztere nicht zu erreichen ſtehen, ſind allgemein-beherzigte Grundſätze, deren Verwirklichung durch den Drang der Umſtände bis jetzt noch immer verzögert, einſt doch gewiß eintreten muß.

Führe die waltende Vorſehung ſelbſt recht bald jede bürgerliche und jede moraliſche Verbeſſerung des menſchlichen Geſchlechtes herbey!

Berichtigungen.

Erſte Abtheilung.

S. 33 lies Mittel zu erleichterter Pflege, ſtatt erleichternder.
— 40 — zuſammenfallen ſt. zuſammenſtellen.
— 77 — Lieder-Kompoſizion ſt. Liedes-
— 134 — denken und empfinden Weſen
— ibid. — welcher ſie einziges Darſtellungsmittel iſt, ſt. Werkzeug.
— 153 — des viel-verehrten, ſt. neu-verehrten.
— 177 — Perikles donnerte gegen die Spartaner, ſt. Perſer.
— 227 — pſychologiſche Gefühlezergliederung.
— 265 — oder auch, ſt. aber auch.
— 314 — Vergnügen und Geſchäftigkeit, ſt. Vergnügen und Genuß.
— 330 — des großen Haufens, ſt. der große Haufe.
— 336 — zurückwerfen ſt. zurückgeworfen.
— 375 — Oettingen ſt. Ettingen.
— 394 — furchtbar-nah ſt. fruchtbar-nah.
— 399 Nachahmern lies nur einmal.
— 400 auf einem noch leichteren Wege — wird ganz weggelaſſen.
— 401 lies Greſſet ſt. Groſſet.
— 404 — Einzelne beſchränkte Erfahrungen, ſt. einzelnen beſchränkten.
— 416 — eine Reihe von ſechstauſend Jahren hinab.
— 432 — beſſern Einſichten, ſt. Hinſichten.

Zweyte Abtheilung.

S. 13 lies Natur-Triebes, ſtatt Natur-Weibes.
— 73 — berichtiget ſt. berechtiget.
— 100 — Erkenntniß der Wahrheit ſt. Erſcheinung.
— 103 — Beobachtung oder Verſuche ſt. der
— 112 — του ſt. τοι
— 116 — edel-gehaltenen
— 201 — wenn ſie (die Natur) nicht zum Guten triebe, ſtatt du triebeſt.
— ibid. — ſie allein treibt, ſt. du treibſt.
— 218 — in der Periode, ſt. in drey Perioden
— 225 — keinen beſondern Trieb ſt. einen
— 269 — Kreis durchlaufen ſt. gemacht
— 323 — den ewigen Geſetzen des Weltalls, ſt. der Natur
— 327 — welcher es angehört, ſt. er
— 349 — ihrer Vorzüge ſt. ſeiner
— ibid. — Vortreflichkeit der Genüſſe ſt. derſelben
— 390 — Menſchen-Charaktere ſt. Charakteren.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Jenisch, Daniel, 1762-1804

Universalhistorischer Ueberblick der Entwicklung des Menschengeschlechts
als eines sich fortbildenden Ganzen eine Philosophie der Culturgeschichte
in zwey Bänden
Bd.: 2,1

Berlin (1801)

H.g.hum. 122-2,1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10435274-6